

# AUFTRAG

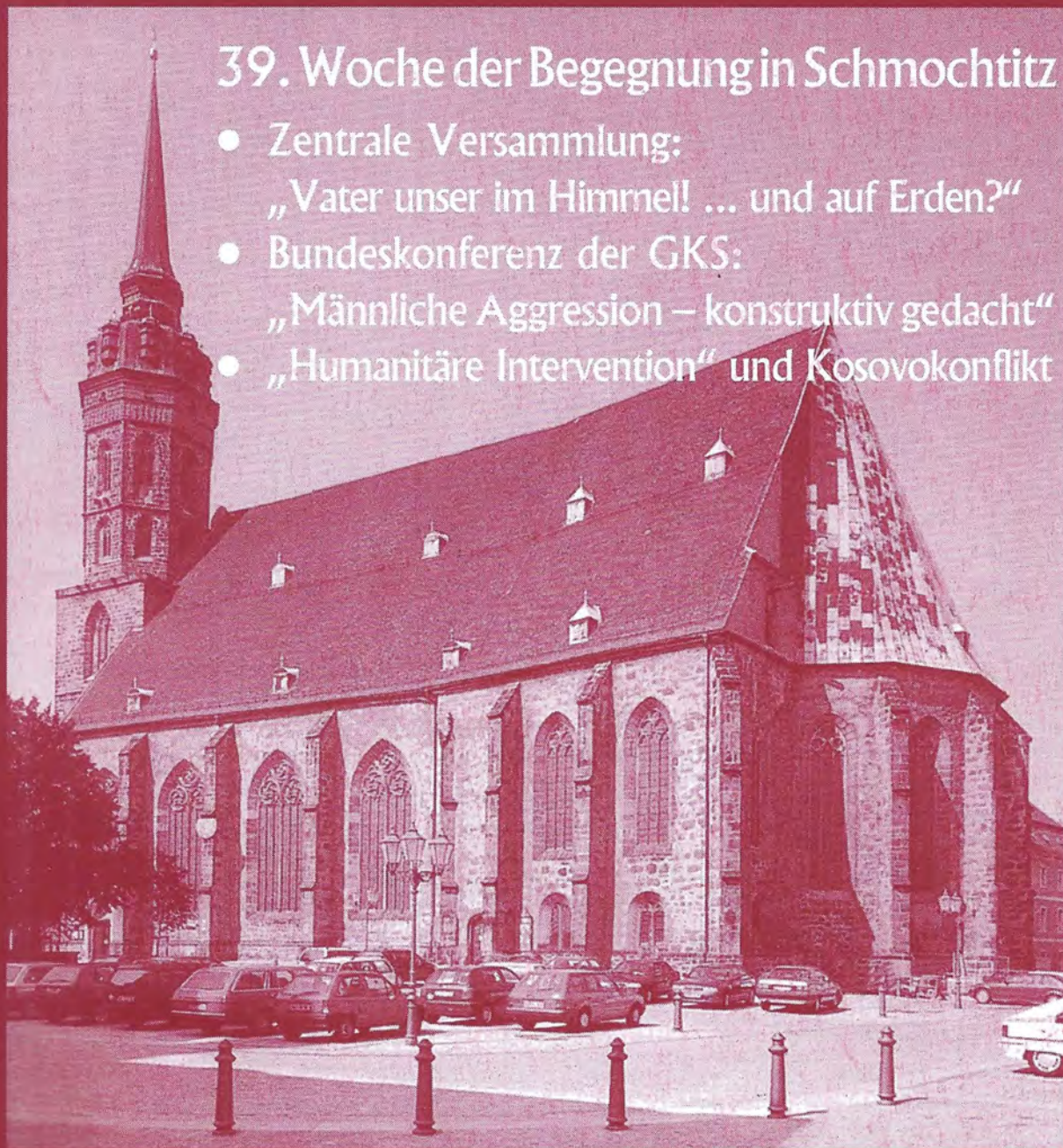


HEFT 236 / 1999

39. JAHRGANG

## 39. Woche der Begegnung in Schmochtitz

- Zentrale Versammlung:  
„Vater unser im Himmell ... und auf Erden?“
- Bundeskonferenz der GKS:  
„Männliche Aggression – konstruktiv gedacht“
- „Humanitäre Intervention“ und Kosovokonflikt



GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN



# INHALT

editorial .....	3	Bitte, so nicht! – Eine Erwiderung auf Th. Breuer's „Gehorsam, pflichtbewusst und opferwillig“ (Norbert M. Schütz) .....	52
<b>39. WOCHEN DER BEGEGNUNG 1999</b>		Die Verantwortung der militärischen Führung aus christlich-ethischer Sicht (Bischof Dr. Reinhard Lettmann) .....	57
Vater unser im Himmel! ... und auf Erden? (PS) ...	4	<b>BLICK IN DIE GESCHICHTE</b>	
Wer interessiert sich schon für die Schafe – Predigt (MGV Jürgen Nabbefeld) .....	5	Vor 1.000 Jahren starb Gregor V. (Christoph Arens) .....	61
<b>ZENTRALE VERSAMMLUNG (ZV)</b>		Vor 70 Jahren: Vatikanstaat gegründet (Johannes Schidelko) .....	61
„Christliches Leben im säkularen Umfeld“ Podiumsgespräch zum Jahresthema: .....	6	Pervitin für Piloten und für Hitlers Krankheit (Wolfgang Altendorf) .....	62
– „Geheiligt werde dein Name. Dein Reich komme“ (Eberhard Tiefensee) .....	6	Stalingrad 1941: Symbol der Wende und des Schreckens (Eckard Stuff) .....	63
– „Unser tägliches Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir ver- geben unsern Schuldigern“ (Christa Reichard) ..	9	„Klerikerbataillone“ (Joachim G. Görlich) .....	64
– „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern er- löse uns von dem Bösen.“ (Volker W. Böhler) ...	10	Vor 150 Jahren: Bonifatiuswerk gegründet .....	65
<b>SACHSTAND: Soldatengesangbuch / Pastoralkonzept / Familienferienmaßnahmen / WdB 2000 / Erlassjahr 2000 / Nachbarschaftshilfe .....</b>	8–11	<b>KALENDERBLATT</b> .....	65
<b>Impressionen vom Bischofsempfang .....</b>	12	Vor 50 Jahren: die Berliner Luftbrücke (Eckard Stuff) .....	66
<b>GKS-BUNDESKONFERENZ 1999</b>		Vor 50 Jahren: Die Entstehungsgeschichte der Europa-Flagge (Hans A. Lückner) .....	68
„Humanitäre Intervention“ und NATO-Luftschläge gegen Jugoslawien beherrschende Themen .....	13	Vor 20 Jahren: NATO-Doppelbeschluss (Eckard Stuff) .....	69
Anmerkungen des Bundesvorsitzenden zur Lage der GKS .....	15	<b>KIRCHE UNTER SOLDATEN</b>	
Das Selbstverständnis und Profil des deutschen Soldaten mitgeprägt (MD Walter Theis) .....	17	Was sucht Religion bei den Soldaten? (Hans Jürgen Brandt) .....	70
Konstituierung des Bundesvorstandes der GKS ....	19	„Kirche unter Soldaten“ (Jürgen Nabbefeld) .....	75
Internationale Soldatenwallfahrt nach Rom 2000 .	19	Firmung im US-Kriegs-(Jugend-)Gefangenenlager im Juni 1945 (Anton Brandmüller) .....	78
„Männliche Aggressivität – konstruktiv gedacht“ Vortrag zum Jahresthema (Michael Overmann) .	20	Päpstliche Schweizergarde .....	80
<b>KIRCHE UND GESELLSCHAFT</b>		Verbindungsaufnahme zur ungarischen Militärseelsorge (Klaus Achmann) .....	81
Orthodoxe Kirche und Gesellschaft in Russland (PS/Dethild Treffert) .....	32	Zweiter Hilfstransport der GKS nach Nowospasskoje in Russland (Walter Schrader) .....	83
Versöhnung gelingt erst, wenn die Wahrheit zueinander geführt hat (Norbert Zonker) .....	33	<b>AUS DEM WB III: Intensivierung der Mitglieder- werbung angestrebt .....</b>	91
Am Anfang einer neuen Kultur? (Claudia Reimüller) .....	34	<b>LESERBRIEF</b> .....	92
Syrien und die Lage seiner christlichen Minderheit – Teil II (Volker W. Böhler) .....	35	<b>GKS-KREIS BONN</b> .....	93
Witze, Anekdoten, Karikaturen über Religion und Moral in Russland (Paul Roth) .....	41	<b>KATHOLISCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT FÜR SOLDATEN BETREUUNG (KAS e.V. Bonn) .....</b>	94
<b>FRIEDENSETHIK / BILD DES SOLDATEN</b>		Kurz notiert .....	33, 74
Technokraten oder Führer, Erzieher und Ausbilder (Gottfried Leder) .....	45	<b>GEFUNDEN</b> .....	14, 16, 31
Vor 55 Jahren: Der 20. Juli 1944 an der Front (Jürgen Wahl) .....	50	<b>TERMINE 1999</b> ... ..	93
		<b>AUTOREN</b> .....	95
		<b>AKADEMIE OBERST HELMUT KORN</b> .....	96
		<b>PERSONALIA</b> .....	98
		<b>BUCHBESPRECHUNGEN</b> .....	98/99

**TITELBILD:** Dom St. Petri Bautzen, sächsische Spätgotik, 13. Jh.; verkörpert die Geschichte christlicher Bekenntnisse in der Lausitz: seit etwa 1580 Simultankirche mit Benutzungs- und seit 1848 Eigentumsrechten der katholischen und der evangelischen Kirchengemeinde. Konkathedrale des Bistums Dresden-Meißen.



## editorial

# Meine Meinung zum »Holocaust-Mahnmal«

**I**ch brauche kein überdimensioniertes Holocaust-Mahnmal gleich neben dem Brandenburger Tor in Berlin. Dessen pädagogischen Wert auf nachwachsende Generationen bezweifle ich. Mit Monstrosität lässt sich vielleicht eine Schulden-Last, aber doch nicht Scham, Einsicht und Wandel darstellen.

Zwar bin ich 1940 – also noch auf der „Höhe“ des NS-Regimes – geboren, als ich aber selbstverantwortlich ja oder nein sagen konnte, war der Spuk vorbei. Obwohl ich als „Nachgeborener“ nicht weiß, wie ich mich damals als Heranwachsender verhalten hätte, lade ich mir die schwere Schuld der Vorfahren nicht auf meine Schultern. Dennoch stelle ich mich der Geschichte unseres Volkes, bin davon betroffen und schäme mich für die beispiellosen Gräueltaten, die in diesem Jahrhundert in deutschem Namen geschehen sind. Doch ich ordne sie in die Höhen und Tiefen abendländischer Geschichte ein, die auch von Deutschen mitgeprägt wurde. Unsere Geschichte umfasst mehr als zwölf Jahre eines zweifelhaften „Tausendjährigen Reiches“. Deutsche Geschichte gab es vor 1933 und findet nach 1945 statt.

Ich habe meinen Teil beigetragen zum Aufbau eines anderen Deutschlands, das wieder vereinigt ist und einen festen Platz in der Gemeinschaft der freien und demokratischen Rechtsstaaten hat. Darauf bin ich mehr stolz, als ich unter den Taten und der Schuld der Vorgeneration leide. In 30 Offiziersjahren habe ich als Zugführer, Kompaniechef und Kommandeur vom nahe gelegenen Truppenübungsplatz tausende vor allem junger Soldaten auf das Gelände des KZ Bergen-Belsen geführt und ihnen als

praktische Politische Bildung – hoffentlich nachhaltig – vermittelt, welche Verirrungen im Denken und Handeln eines Volkes zwar möglich sind, aber niemals mehr stattfinden dürfen.

Umso betroffener bin ich über das, was heute in unserer Gesellschaft stattfindet, obwohl die Väter und Mütter des Grundgesetzes aus den Erfahrungen der NS-Unrechtszeit heraus ins Grundgesetz unverrückbar als höchste Werte unserer Gesellschaft hineingeschrieben haben:

- „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“ (GG, Art. 1, Abs. 1)
- „Jeder hat das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit.“ (GG, Art. 2, Abs. 2)

Wenn ich die Zahlen über jährliche Abtreibungen lese – 130.000 mal Tötung ungeborener Kinder in Deutschland ohne die Dunkelziffer –, dann befürchte ich, wir haben nichts dazu gelernt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde behauptet, „Das haben wir nicht gewusst!“ – heute wissen alle davon: Einer starken Gruppe von Menschen, die allerdings keine (Wähler)-Stimme hat und wehrlos ist, wird das Recht auf Leben in Würde, auf körperliche Unversehrtheit sowie freie Entfaltung der Persönlichkeit verweigert, indem sie vernichtet und entsorgt wird.

Dank der katholischen Kirche, dass sie – trotz mancher „Kompromisse“ und gegen vielfältige Anfeindungen auch aus den eigenen Reihen – immer wieder Position zugunsten jeglichen Lebens erhebt. Wenn auch diese Stimme verstummen würde, man müsste schier verzweifeln. (Paul Schulz)

## KOMMENTAR:

## Folgerungen aus dem KOSOVO-KONFLIKT

**I**m Fall des Kosovo hatten sich UNO, OSZE und die NATO lange vergeblich um eine friedliche Lösung bemüht, um die massiven Menschenrechtsverletzungen und die Apartheidpolitik gegen die Kosovo-Albaner im Einvernehmen mit allen Beteiligten zu beenden. Letztes Beispiel hierfür war das geplante Rambouillet-Abkommen. Es scheiterte am Widerstand der Belgrader Führung. Dies führte letztlich zum umstrittenen NATO-Beschluss, durch einen Luftkrieg gegen die Bundesrepublik Jugoslawien die serbischen Politiker zum Einlenken zu bewegen. Eine entsprechende Entschließung des Welt-sicherheitsrates war auf Grund der politischen Vorbehalte Russlands und Chinas – Vetorecht – nicht zu erlangen.

Andererseits forderten Moskauer Politiker nach dem NATO-Bombardement eine Stärkung der UNO-Sicherheitsratsbefugnisse. Dies würde jedoch das Problem nicht lösen. Denn kein Staat der stän-

digen Sicherheitsratsmitglieder ist bereit, auf sein Vetorecht zu verzichten. Deshalb muss ein Organ geschaffen werden, das ähnlich einem Verfassungsgericht, auf (völker-)rechtlicher Grundlage solche vordergründigen politischen Veto-Entscheidungen aufheben bzw. übersteuern kann. Damit dürften die ständigen Sicherheitsratsmitglieder bedachtsamer bei der Einlegung eines Vetos gegen einen UNO-Beschluss werden.

Für diese neue Aufgabe bietet sich der Internationale Gerichtshof in Den Haag an. Er könnte hierzu eine neue Kammer bilden. Sie könnte sich aus je einem Richter eines jeden Kontinents sowie aus je einem Religionsphilosophen der großen Weltreligionen zusammensetzen. Der Spruch dieser Kammer könnte dann die verbindliche Grundlage für völkerrechtlich abgesichertes politisches Handeln des UNO-Sicherheitsrates sein.

(Klaus Brandt)



## 39. Woche der Begegnung 1999 in Schmochitz

VATER UNSER  
IM HIMMEL!

## ... und auf Erden?

**A**lle Jahre wieder – „Woche der Begegnung“ des organisierten Laienapostolats in der katholischen Militärseelsorge. Die diesjährige war das 39. Treffen katholischer Soldaten, wie es seit 1960 regelmäßig in wechselnden Regionen Deutschlands stattfindet (s. Karte Abb. 1). Was sind schon 39 Jahreskonferenzen bezogen auf 2000 Jahre Kirchengeschichte. Dennoch, bezogen auf ein Menschenleben sind es zwei Generationen und bezogen auf den schnelllebigen und wechselhaften Soldatendienst wesentlich mehr. Von Bedeutung ist die Kontinuität, mit der die deutschen Militärbischöfe, das Militärbischofsamt und die in Räten und Verband organisierten katholischen Soldaten an dieser Woche Ende April eines jeden Jahres festgehalten haben.

Wie oft wurde gerade von den Jungen und in der Laienarbeit noch Unerfahrenen die Frage gestellt, „Was soll ich da?“. Und immer wieder machen wir die gleiche Erfahrung: Wer sich einmal aufgerafft und zur Teilnahme entschlossen hat, kommt gern wieder und will die Begegnung mit Gleichgesinnten aller Dienstgrade und Lebensalter, das vertrauensvolle Klima, die lebhaften Diskussionen und die gemeinschaftlichen Glaubenserfahrungen nicht mehr missen. Seit 1975 bin ich dabei und habe keine WdB ausgelassen, obwohl ich gestehen muss: Ende April, mitten im Frühling, oft bei schönem Wetter wüsste ich schon anderes mit meiner Zeit anzufangen ..., aber auch besseres?

Die Woche besteht traditionsgemäß aus der Zentralen Versammlung (ZV) der Katholischen Soldaten im Jurisdiktionsbereich des Katholi-

schen Militärbischofs in der ersten und der Bundeskonferenz (BK) der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) in der zweiten Wochenhälfte. Eröffnet wird die Woche am Montag nachmittag mit einer Eucharistiefeier, in deren Predigt der Militärgeneralvikar spirituelle Impulse für die Tagung gibt (s.S. 5). Am Mittwoch, dem zentralen Tag, feiert der Militärbischof mit den Delegierten beider Gremien sowie Gästen aus Kirche, Politik und Gesellschaft der Region ein Pontifikalamt und lädt anschließend zu einem Empfang.

## Zentrale Versammlung

1. – Im Mittelpunkt der Beratungen der ZV stand der **Kosovo-Konflikt**. Bei den Delegierten war ein hoher Bedarf vorhanden, sich im Plenum und in Einzelgesprächen über dieses Thema auszusprechen. Man gewann den Eindruck, in der Truppe würden die sich aus der Beteiligung deutscher Streitkräfte bei den NATO-Luftschlägen ergebenden völkerrechtlichen und ethischen Fragen tabuisiert. Dort erörtere man eher technische und organisatorische Probleme der Einsätze. So wurden Fragen aufgeworfen, Fakten ausgetauscht und Bewertungen u.a. vorgenommen zu:

- Waren alle politischen und diplomatischen Möglichkeiten vorher ausgeschöpft?
- Befindet sich die NATO und damit auch Deutschland in einem Krieg?
- Sind die NATO-Lufteinsätze völkerrechtlich abgesichert?
- Mit welcher Begründung führt die NATO gegen Jugoslawien Krieg?

- Sind Menschenrechte „nur“ gültig, solange sie ohne Verluste durchgesetzt werden können?

2. – Zum Jahresthema und Leitwort der WdB fand eine **Podiumsdiskussion** mit dem ergänzenden Titel „Christliches Leben im säkularen Umfeld“ statt. Unter der Moderation von Dr. Straube, dem Leiter des Bildungshauses der Diözese Dresden-Meißen in Schmochitz, diskutierten unter reger Beteiligung des Plenums Prof. Dr. Eberhard Tiefensee, Erfurt, Gerald Kluge, Kaplan in Bautzen, Christa Reichard, MdB CDU Dresden, Oberst Volker W. Böhler, Geschwaderkommandore in Mecklenburg-Vorpommern (Statements der Podiumsteilnehmer s.S. 6 bis 10).

## 3. – Beratungen

- **Neuordnung der Gremien der Mitverantwortung.** Die vorgestellte Struktur sieht statt der Pfarrgemeinderäte sog. Mitarbeiterkreise in den Standorten und für den Seelsorgebezirk „Seelsorgebezirksräte“ vor. Die neue Ordnung soll Ende des Jahres 1999 in Kraft treten.
- Sachstand der Bearbeitung eines neuen **Pastoralkonzepts** der Militärseelsorge (s.S. 10).
- Position der Mitglieder aus der ZV im Zentralkomitee der deutschen Katholiken zum Thema „Bioethikkonvention“.
- Bericht zur **Nachbarschaftshilfe** 1998/99 sowie die Beschlussfassung zur Weiterführung dieser Hilfsaktion 1999/2000 unter dem Leitgedanken „Genesung für tschernobyl-geschädigte Kinder in der Ukraine“ (s.S. 11). (PS)

Bundeskonferenz der GKS s.S. 13



# Wer interessiert sich schon für die Schafe

Predigt von Militärgeneralvikar Prälat Jürgen Nabbefeld anlässlich der Eröffnung der Woche der Begegnung zu Joh 10,11-18

*„Es gibt heute zwei Arten von Hirten: Die einen interessieren sich für die Wolle, die anderen interessieren sich für das Fleisch. Für die Schafe interessiert sich niemand.“*

**D**as ist ein hartes Wort. Es trifft unsere Zeit, unsere Situation. Hirten gibt's in Mengen. Wer meint, sie seien überholt, merkt gar nicht, was gespielt wird.

Hirten gibt's in Mengen, solche freilich, die den Namen nicht verdienen, „bezahlte Knechte“ (wie die Einheitsübersetzung es sagt), die auf ihre Kosten kommen wollen. Sie sind im Wesentlichen damit beschäftigt ihr eigenes „Schäfchen in's Trockene zu bringen“. Was interessieren sie die Schafe! Sie denken nur an's Scheren und Schlachten. Sie überlegen, wie man die anderen „ausnehmen“ kann. Sie ziehen ihnen das Fell über die Ohren. Sie sind auf Wolle und Fleisch aus. Sie mästen ihre Herden, um mehr Wolle und Fleisch zu bekommen, immer mehr, immer mehr! Schließlich verdienen sie auch noch am Fell: Lammfell, – das steht gut im Preis.

Hirten dieser Art gibt es genug unter uns. Der „Stallgeruch“ unserer Gesellschaft verrät sie. Sie spekulieren auf Wolle und Fleisch. Sie interessieren sich für den Nutzwert, für den Ertrag. Die Leistung zählt. Der Mensch wird „taxiert“. Er ist das, was er leistet. Je mehr er (auf die Waage) „bringt“, desto mehr gilt er. Wer nicht's mehr leistet, wird zum alten Eisen geworfen. Wie viele Menschen fühlen sich einsam und verlassen, weil man sich nur für ihre Leistung oder ihre Eigenschaften interessiert, nicht für sie selbst. Wie oft ist ein Kind für die Eltern nur Spielzeug, ein Ehepartner für den anderen das Mittel zur eigenen Lebenssteigerung. Das ist eine Enttäuschung, wenn man spürt: „Der meint gar nicht mich, der will nur etwas von mir“.

*„Die einen interessieren sich für die Wolle, die anderen interessieren*

*sich für das Fleisch. Für die, Schafe interessiert sich niemand.“*

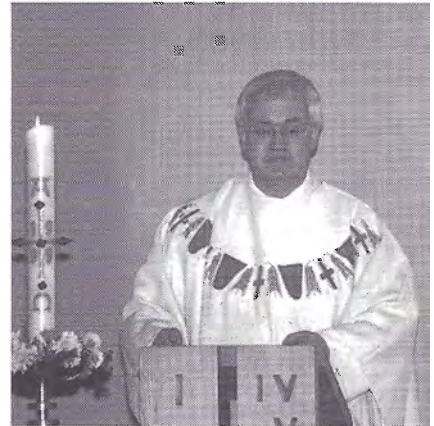
Doch, es ist jemand da, der sich für die Schafe interessiert: Der gute Hirt, Jesus. Von ihm spricht das heutige Evangelium. Ihm ging es nicht um Fleisch und Wolle. Er hat nicht die anderen ausgenommen und sich selbst gemästet. Er fragte nicht: Was habe ich davon? Lohnt sich's? Was springt dabei heraus?

Es ging ihm nicht um sich, sondern um uns. Er wollte nicht verdienen, er diente. Er brach nicht den Stab über andere, er stärkte die Schwachen. Er heilte die Angeschlagenen und die Aussätzigen. Er ging den Sündern und Sünderinnen nach und den verlorenen Söhnen. Dem, der unter die Räuber gefallen war, half er wieder auf die Beine. Er tat das, ohne sich selbst zu schonen. Vielmehr riskierte er dabei Kopf und Kragen. Er setzte das Letzte für die anderen ein, sich selbst. Er dachte eben nicht an das Scheren und Schlachten. Er ging nicht über Leichen, er opferte sich selbst.

Das machte sein Leben aus. So ist er beides in einer Person geworden: Der gute Hirt und das sich opfernde Lamm. Gerade als das sich opfernde Lamm ist er der gute Hirt, gerade deshalb beruht die Verheißung Gottes auf seinem Leben: „Deshalb liebt mich der Vater, weil ich mein Leben hingebe ...“ (Joh 10,17).

Einer jedenfalls ist unter uns, der nicht auf Fleisch und Wolle aus ist, sondern uns selbst meint: der gute Hirt.

Er sammelt alle, die auf seine Stimme hören und ihm folgen. Er ist die „Bezugsperson“. Nicht die Hürde, der Hirt bewahrt die Herde und verbürgt ihre Einheit. Diesem guten Hirten kann ich trauen. Ich muss keine Angst haben, dass er mich abhängig machen will und mich unmündig hält wie ein „dummes Schaf“. Im Gegenteil: er befreit mich von meiner Angst um mich selbst. Ich kann mich getrost ihm überlassen: „Der Herr ist mein Hirte ...“, bei ihm bin ich in guten Händen. Er



will mich nicht vor seinen Wagen spannen, es geht ihm um mich, er lässt mich zu mir selbst kommen.

Ich kann mich von ihm anstecken lassen, selbst ein guter Hirt zu werden, jemand, der nicht auf Wolle und Fleisch aus ist, sondern den anderen um seiner selbstwillen meint, jemand, der am anderen nicht verdienen will als „bezahlter Knecht“, sondern für ihn da ist.

„Bezahlte Knechte“, – das ist eine kümmerliche Existenz, das ist kein Leben. Wer an Fleisch und Wolle genug hat, verpasst das Beste. Das Leben ist immer mehr, als man verdienen und bezahlen kann, es ist unbezahlbar. Aller Kaufkraft zum Trotz leben wir letztlich von dem, was wir nicht kaufen können, vom Unbezahlbaren.

Mehr denn je fällt uns Christen heute die Aufgabe zu, den Sinn für das „Unbezahlbare“ wach zu halten. Darin sind wir nicht zu ersetzen, das rechtfertigt unsere Existenz vor Gott und der Welt. Wir sind berufen, den Sinn für den „Unbezahlbaren“ wach zu halten. „Ihr wisst, dass Ihr nicht um einen vergänglichen Preis losgekauft wurdet, nicht um Silber oder Gold, sondern mit dem kostbaren Blut Christi, des Lammes ohne Fehl und Makel“ (1. Petr 1,18 f). Wo dieser Sinn, wo dieser Geist Christi lebendig bleibt, da wächst geistliches Leben, werden Menschen auf die Stimme des guten Hirten hören und ihm folgen. Dann werden andere Fragen wach. Dann heißt es nicht mehr: was habe ich davon? Was springt dabei heraus? Wo kann ich am besten verdienen? Dann heißt es, wem kann ich am besten dienen? Menschen, die so fragen, sind unbezahlbar. □



## Podiumsgespräch zum Jahresthema: Vater unser im Himmel! ... und auf Erden?

# Christliches Leben im säkularen Umfeld

**A**usgangspunkt und Hintergrund des Podiumsgesprächs war das Gebet, das von Christen so selbstverständlich als ihre tragende und positive Sinnantwort gesprochen wird: das Vaterunser. Im Licht des Gebetstextes – so wollten es die Veranstalter – sollte das christliche Leben im säkularen Umfeld bedacht werden, d.h. geprüft werden, ob die Ansprache eines (himmlischen) Vaters und ob die sieben Bitten des Gebetes in einem säkularen Umfeld verstanden werden. Auch ob es Anknüpfungspunkte gibt, um über die Bitten mit Nicht-Christen ins Gespräch zu kommen.

Die einzelnen Bitten des Vaterunser waren auf die Podiumsteilnehmer aufgeteilt worden. Vor dem Hintergrund eigener Erfahrungen wurden Thesen zu der entsprechenden Bitte formuliert und dann mit den anderen Teilnehmern und den Zuhörern diskutiert.

Ziel des Gespräches war

- das Kennenlernen von Lebensbedingungen der Menschen in den neuen Bundesländern und das Leben von Christen in einem säkularen Umfeld,
- die Frage zu stellen nach der christlichen Bewältigung des Alltags,
- die Anregung der Zuhörer zur eigenen Beschäftigung mit den Bitten des Gebetes.

Nachfolgend drei verfügbare der vier Statements/Thesen der Podiumsteilnehmer:

## „Geheiligt werde dein Name. Dein Reich komme.“

Eberhard Tiefensee

**N**ikolaus von Flüe – der Nationalheld der Schweiz, ein Einsiedler, der maßgeblich zur Vereinigung der verfeindeten Stämme dort beigetragen hat – soll auf einer Wanderung in einer Woche ein(!) Vaterunser gebetet haben. Es steckt offenbar mehr in diesem Gebet, als wir wahrnehmen, wenn wir es ein- oder zweimal am Tag „herunterbeten“, wenn man sich eine ganze Woche mit ihm beschäftigen kann. Wir nehmen uns wenigstens zwei Stunden dafür Zeit, das ist immerhin ein Anfang.

Das Vaterunser ist das berühmteste und wahrscheinlich auch international bekannteste Gebet. Es ist das Gebet der Jünger Christi, vor allem derer, die Haus, Familie und Beruf verlassen haben, um ohne Vorbehalt Jesus nachzufolgen. Das gilt nicht für alle, die es heute beten, aber als ein solches Gebet für „Jesusfans“ ist es ein ständiger Stachel – sozusagen der Aufruf zu einem

alternativen Leben. Da das Vaterunser jüdischen Synagogen-Gebeten zur Zeit Jesu nachempfunden ist, beginne ich mit einer jüdischen Geschichte, die Martin Buber, ein jüdischer Religionsphilosoph (1878-1965) aufgeschrieben hat:

*In Ropschitz, Rabbi Naftali*

*Stadt, pflegten die Reichen, deren Häuser einsam oder am Ende des Ortes lagen, Leute zu dinge, die nachts über ihren Besitz wachen sollten. Als Rabbi Naftali sich eines Abends spät am Rande des Waldes erging, der die Stadt umsäumte, begegnete er einem solchen auf- und nieder wandelnden Wächter. „Für wen gehst du?“, fragte er ihn. Der gab Bescheid, fügte aber die Gegenfrage daran: „Und für wen geht ihr, Rabbi?“ Das Wort traf den Zaddik wie ein Pfeil. „Noch gehe ich für niemand“, brachte er mühsam hervor, dann schritt er lange schweigend neben dem Mann auf und nieder. „Willst du mein Diener werden?“, fragte er endlich. „Das will ich gern“, antwortete jener, „aber was habe ich zu tun?“ - „Mich zu erinnern“, sagte Rabbi Naftali.*

Ich weiß nicht, wie oft heutzutage Soldaten noch „Wache schieben“ müssen oder ob das inzwischen irgendwelche Wach- Schließgesellschaften tun: Aber wenn sie „Wache schieben“, wissen sie wahrscheinlich, wofür – das wird ihnen irgendwann jemand klarmachen. Die Frage, die den Rabbi trifft, ist die Frage, für wen er eigentlich auf der Erde herumläuft. Und er kann die Frage nicht beantworten. Könnten wir es? Also sucht der Rabbi einen, der ihn an die Frage erinnert. Denn er ahnt: Wenn ich die Frage vergesse, für wen ich eigentlich lebe, dann ist auf Dauer alles sinnlos, was ich tue. Ob



Aufmerksame und interessierte Delegierte bei den Beratungen im Plenum der Zentralen Versammlung (ZV)  
(Foto: M. Beyel, KMBA)



ich auf die Frage eine befriedigende Antwort bekomme, ist zweitrangig. Die Frage als solche muss ich offen halten. Sie gehört zum Menschen, und der Mensch ist nur Mensch, solange er nicht vergisst zu fragen: Für wen lebe ich eigentlich?

**Deshalb meine Hauptthese: Christen sind Erinnerungszeichen in einer nichtchristlichen Umgebung, sie sollen die Frage nach Gott offen halten.**

### 1. These:

**Westeuropa ist ein kirchliches Katastrophengebiet. Die ehemalige DDR ist dazu noch einmal eine Steigerung: ein areligiöses Milieu.**

Gefragt, wie er die Lage besonders der evangelischen Kirche in Ostdeutschland nach der Wende charakterisieren würde, sprach der Bürgerrechtler und Religionssoziologe Erhart Neubert von einem „Supergau der Kirche“. Seit Ende des Zweiten Weltkrieges geben Volkszählungen über diese Entwicklung Aufschluss. 1946 wurde in der Sowjetischen Besatzungszone, 1950 sowie 1964 letztmalig in der DDR nach der konfessionellen Zugehörigkeit gefragt. Für die Zeit nach der Wende von 1989 sind wir auf Umfragen angewiesen, deren Ergebnisse aber nur unwesentlich differieren. 1946 deklarierten sich 82 % der Bevölkerung als evangelisch, 12 % als katholisch; 1950 waren 80,5 % als evangelisch und 11 % als katholisch; 1964 (trotz geschlossener West-Grenze und mangelndem Datenschutz) noch 60 % als evangelisch und 8 % als katholisch; für 1990 werden aber nur noch 25 bis 30 % als evangelisch und 3 bis 5 % als katholisch angegeben. Die Zahlen zeigen überdeutlich, dass in nicht ganz zwei Generationen ein Rückgang der Christen von 94 % auf 30 % und eine Zunahme der „Konfessionslosen“ von 6 auf 70 % zu verzeichnen ist. Eine Umkehr dieser Tendenz ist bis heute nicht in Sicht.

Dass ein Teil der Bevölkerung sich keiner Religion zuordnet, ist auch in anderen Teilen Westeuropas der Fall – besonders in den Großstädten bilden sich zunehmend areligiöse „Inseln“. Aber mit durchschnittlich 70 % der Einwohner auf einem Gebiet von über 100.000 km<sup>2</sup>

– Stadt und Land umfassend – steht der Osten Deutschlands wohl weltweit einmalig da, vom böhmischen Teil Tschechiens, Estland und Lettland vielleicht abgesehen. (Auf einer sozioreligiösen Skala von 27 Ländern Europas und Nordamerikas, die Zulehner und Denz 1994 entwickelt haben, steht Polen auf Platz eins vor Irland, Deutschland West auf Platz 19 weit hinter ehemaligen sozialistischen Ländern wie Slowakei, Ungarn, Litauen und Slowenien, die ehemalige DDR auf dem drittletzten Platz, gefolgt nur von Schweden und Tschechien.)

### 2. These:

**Das Fehlen von Religion im Osten Deutschlands hat zunächst keine erkennbaren Auswirkungen auf die Werteordnung und das Verhalten in wichtigen Lebenssituationen.**

Fraglich ist, ob diese verbreitete Areligiosität auch Auswirkungen auf die Werteordnung und die Orientierung besonders in existentiell bedeutsamen Lebenssituationen wie Geburt, Krankheit und Tod hat. Gerade nach dem Scheitern der marxistisch-leninistischen Weltanschauung sind im Osten Deutschlands ein Sinn-Vakuum und eine Orientierungskrise befürchtet, von machen missionarischen Initiativen vielleicht sogar erhofft worden. Im großen Ganzen gesehen ist dieser Fall nicht eingetreten. Das ostdeutsche Milieu sucht zwar nun in einer postumen DDR-Identität nach einem Begriff seiner selbst, hat sich jedoch sowohl im Bereich der Wertvorstellungen als auch in Fragen der Lebensorientierung als überraschend beständig und krisenfest erwiesen – und als gleich bleibend areligiös. Dabei hilft zunächst einmal die über Jahrzehnte nicht ohne Hilfe der DDR-Ideologen ausgebildete Feiernkultur: Geburt und Geburtstage, Weihnachts- und Osterfeiertage, Schulaufnahme (in Parallele zur Erstkommunion) und Jugendweihe (als Konfirmationsersatz), standesamtliche Hochzeit und nicht kirchliches Begräbnis sind inzwischen bewährte Rituale, die zumeist im Kreis der Familie vollzogen werden, was professionelle Hilfe nicht ausschließt – eine Tendenz, welche ja auch in der kirchlichen Sakramenten-pastoral unübersehbar ist. Warum

diese areligiöse Feiertagskultur durch eine kirchliche ausgetauscht werden soll, dürfte Ostdeutschen schwer einsichtig zu machen sein.

Auch von einem bemerkenswerten Werteverfall kann im Osten Deutschlands nicht die Rede sein, im Gegenteil: Das Ideal einer funktionierenden Familie und nachbarschaftlichen Solidarität sowie die so genannten bürgerlichen Sekundärtugenden wie Fleiß, Ordnung und Disziplin stehen weiterhin hoch im Kurs und haben mit Erfolg verhindert, dass die DDR in der Zeit der Wende ins Chaos stürzte. Heute sind zwischen ost- und westdeutschen Jugendlichen bezüglich der Wertvorstellungen kaum noch Unterschiede bemerkbar.

Auch die von einer existentialistischen Theologie emphatisch beschworenen „Grenzsituationen“ bilden keinen Anlass zu religiöser Ein- und Umkehr. Ostdeutsche sind nach zwei Diktaturen und den damit verbundenen biographischen Aufbrüchen in der Regel hinreichend trainiert, die Dinge zu nehmen, wie sie nun einmal sind, d.h. sich zu arrangieren und „duchzuwursteln“. Eine Antwort auf tief greifende Sinnfragen wurde und wird weder im Alltag noch in extremen Lebenslagen erwartet – was auch die Frage als solche für viele erübrigt.

### 3. These:

**Auch wenn alles scheinbar auch ohne Christentum „bestens läuft“ – was ja nicht zuletzt ein Erfolg von zwei Jahrtausenden Christentum ist – braucht es die Christen, und zwar als „Gotteserfahrene“.**

Die meisten in Deutschland Ost und viele in Westeuropa sind „religiös unmusikalisch“ (Max Weber). Die Ursache dieses Phänomens ist m.E. der Verlust der religiösen Sprache. Unsere Erlebnisse sind nämlich im weitesten Sinne an Sprache gebunden, um sie auf einem für uns selbst reproduzierbaren und für andere kommunizierbaren Niveau zu halten. (Deshalb werden Tagebücher geschrieben und Foto- und Videosammlungen über Reisen und Familienfeste angelegt.) Gefühle und Ereignisse, denen die Worte fehlen, verflachen dagegen relativ schnell, werden vergessen oder bleiben, weil unbenennbar, unbemerkt. Was Kin-





Thesen zu den Vaterunser-Bitten unter dem Gesichtspunkt „Christliches Leben im säkularen Umfeld“ diskutierte die ZV zum Jahresthema. Auf dem Podium links vom Moderator Dr. Peter-Paul Straube (Rektor des Bischof-Benno-Hauses Schmochitz) Christa Reichard (MdB CDU Dresden), Oberst Volker Böhler (Geschwaderkommandeur in Mecklenburg-Vorpommern), rechts Prof. Dr. Eberhard Tiefensee (Lehrstuhl für Philosophie, Philosophisch-Theologisches Studium Erfurt) und Kaplan Gerald Kluge (Sekten- und Weltanschauungsbeauftragter der Diözese Dresden-Meißen) (Foto: M. Beyel, KMBA)

der und vielleicht auch Jugendliche noch erleben und nachvollziehen können, geht auf Dauer als nicht vermittelbar verloren und muss nötigenfalls in aufwendigen Therapien wieder ins Bewusstsein gehoben werden, d.h. „zur Sprache gebracht“ werden. Ermangeln also Kontingenz- und Transzendenzerlebnisse der Sprache (und sei es der Sprache der Bilder, Metaphern und Erzählungen), gerät dieser gesamte Bereich aus dem Blick. Irgendwann stirbt sogar die Frage nach dem alles umgreifenden Horizont, der in den bohrenden „Warum“-Fragen und dem Staunen der Kinder oder im Protest der Jugendlichen noch gegenwärtig war. Der Ruf „Wahnsinn“ der Nacht der Maueröffnung am 9. November 1989 erscheint mir in diesem Zusammenhang als ein kurzer hilfloser Versuch, etwas zu artikulieren und festzuhalten, für das inzwischen die Sprache fehlt. Denn eine eigene Sprache für ihre religiösen Erlebnisse oder sogar Erfahrungen können die wenigsten sich selbst entwickeln, weshalb hier lebendige Traditionen erforderlich sind, in die eingewiesen werden muss.

Andernfalls geht eine wichtige Dimension der Wirklichkeit verloren; es ist eine Art Blindheit, die sich ausbreitet, aber nur von wenigen bemerkt wird. Religion wird als unnötig empfunden. Man kann ja auch fragen, wozu es eine Feuerwehr im Dorf braucht, wenn es nie brennt: Das Leben geht ohne Feuerwehr problemlos weiter.

Aber die Tatsache, dass sie exi-

stiert, macht die Umgebung deutlich. Seid wachsam, es gibt mehr, als im Alltag zu bemerken ist. Dass es Christen gibt, soll anderes signalisieren: Es gibt mehr, als das, was vor Augen liegt. Und wenn es Gott gibt, hat das Auswirkungen auch auf das alltägliche Leben. Ich kann zwar die Augen zumachen und z.B. die Bilder aus dem Kosovo nicht sehen – da lebe ich beruhigt, aber unrealistisch. Ich kann so tun, als ob in der Welt als Friede und Freude ist, und wenn der Arzt eines Tages bei mir Krebs diagnostiziert, „dann werde ich schon irgendwie durchkommen“. Aber ich lebe unrealistisch – es gibt mehr.

Christen wissen und werden täglich im Vaterunser erinnert, dass eine weltgeschichtliche Aktion läuft, genannt „Reich Gottes“. Wie das Ziel konkret aussieht, ist nicht leicht zu beschreiben, aber dass noch etwas die ganze Welt Revolutionierenden untergründig im Gange ist – daran erinnern Christen. Manchen – auch Christen darunter – wird bei dieser Erinnerung unwohl, manche empfinden dieses Wissen dagegen als Befreiung. So oder so – das dürfte zunächst gleichgültig sein: Wichtig für Menschsein ist, daran zu erinnern.

Wenn es Gott gibt, dann muss es Leute geben, die wissen, wie man mit dieser Wirklichkeit, Gott genannt, umgeht: Wie man betet, was man erwarten kann und was nicht, was zu tun und zu lassen ist. Wie es erfahrene Automechaniker, Offiziere, Ärzte und Lehrer gibt, so muss es auch gotteserfahrene Christen geben. In

diesem Sinne meine ich Gotteserfahrung, nicht als ein außergewöhnliches Erlebnis wie das des Paulus vor Damaskus.

Was heißt konkret, den Namen Gottes zu heiligen und sein Reich zu erwarten? Vielen von uns und ich gestehe, auch mir ist das in der heutigen Zeit weniger klar als früher, wo noch alles so einfach schien (einfach schien, aber obwohl es nicht wirklich einfach war). Fragen wir doch die Nichtchristen: Was meint ihr, wozu Christen gut sind? Zum Beispiel in einer Institution wie der Bundeswehr. Dann wird alles Mögliche vorgebracht werden, Vernünftiges und Unvernünftiges, aber hoffentlich antwortet auch mal einer: Christen sind dazu da, uns zu erinnern, dass wir nicht aufhören zu fragen: Wofür lebe ich eigentlich? □

\*\*\*

## Soldatengesangbuch

Eine echte „Kampfwertsteigerung“ wird das Soldatengesang- und Gebetbuch für das neue Jahrtausend darstellen. Nach einer Mitteilung von Militärdekan Georg Kestel vor der ZV hat eine Arbeitsgruppe bestehend aus Militärfarrern und Pastoralreferenten bis Ende Juni 1999 den Text- und Liedbestand für das neue Soldatengesangbuch festzulegen. Im Juli wird dann ein Rohmanuskript vorliegen und die Ausschreibung für den Druck erfolgen. Die Fertigstellung des Buches ist für die erste Jahreshälfte 2000 zu erwarten. (PS)



# „Unser tägliches Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“

Christa Reichard

## 1. These:

In beiden Bitten – der Bitte um das tägliche Brot und der Bitte um Schuldvergebung – geht es sowohl um das Verhältnis der Menschen zu Gott als auch um das Verhältnis untereinander. Gottes Gaben und seine Vergebung erfordern gemeinschaftliches, geschwisterliches Mitwirken aller Generationen. Der einzelne Mensch tritt in seiner Bedeutung hinter die Gemeinschaft zurück. Nur im Miteinander können die Bitten Realität werden, wenn jeder seinen Beitrag leistet, mit den jeweils ihm verliehenen Gaben und in seinem jeweiligen Umfeld.

## 2. These:

Das tägliche Brot ist Symbol für Existenz – und Überlebensbedingungen. Dazu gehören auch gesellschaftliche Strukturen. Durch den Rückzug von Christen aus öffentlicher Verantwortung und mangelnder Ermutigung junger Christen, politische Verantwortung zu übernehmen und in Parteien oder auch in der Bundeswehr mitzuwirken, werden christliche Grundwerte in der Zukunft an Einfluss verlieren. Die Entwicklung in Westdeutschland passt sich der Entwicklung in Ostdeutschland an.

## 3. These:

Für Gott sind hundert Jahre wie ein Tag. Also bedeutet die Bitte um das tägliche Brot für heute auch die Mitverantwortung für das tägliche Brot kommender Generationen – zumindest die Grundlage dafür nicht zu zerstören.

## 4. These:

Die Erfahrung von Schuld gehört zu den Grunderfahrungen des Menschen. Ebenso umfasst der Begriff Schuldvergebung eine kollektive

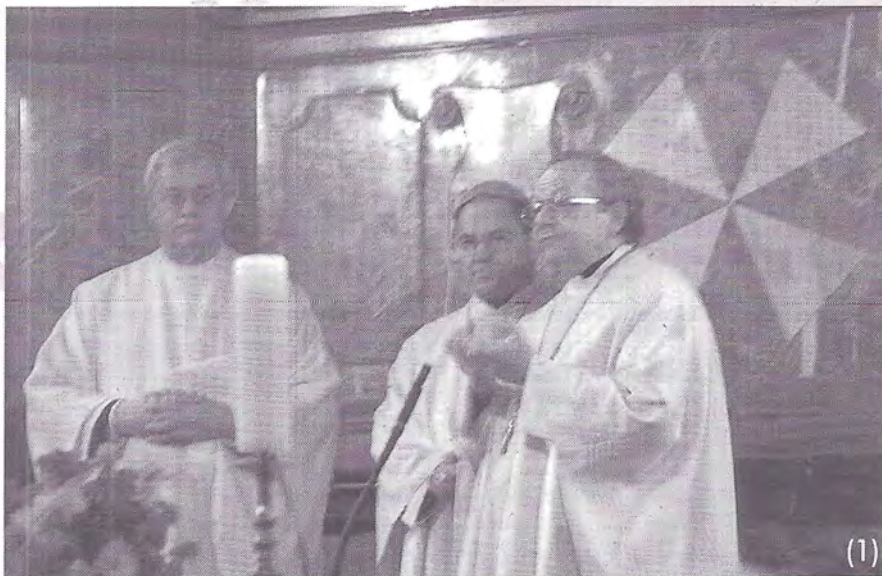
Schuld, die historische Dimension hat.

An den Begriffen „Vergangenheitsbewältigung“ oder „Aufarbeitung der Vergangenheit“ wird deutlich, dass wir den Begriff der Schuld verdrängen, denn eigentlich ist die Aufarbeitung von Schuld damit gemeint. Erst wenn Schuld als solche erkannt und bekannt wird, ist Vergebung möglich. Bekenntnis von Schuld, Reue und Buße werden aber als unzeitgemäß empfunden. Nicht bewältigte Schuld kann Ursache für Streit und Krieg sein. □

Eindrücke vom Pontifikalamt des Militärbischofs im Bautzener Dom St. Petri. (1): Der Dresdner Diözesanbischof Joachim Reinelt (r.) begrüßt die Teilnehmer der Woche der Begegnung in der spätgotischen Konkathedrale seines Bistums – einer Simultankirche, in deren Westteil die evangelischen, im Ostteil die Katholischen Christen ihre Gottesdienste an eigenen Altären feiern. Mitte Militärbischof Johannes Dyba, links Militärgeneralvikar Jürgen Nabbefeld, der (Foto 2) vor dem Gottesdienst Pfarrer Maling, evangelischer Pfarrer des Domes St. Petri, begrüßte.

(3): Die GKS-Fahne im Chorraum.

(4): Soldaten geben auch als wehrausschwenkende Ministranten ein gutes Bild ab, hier. HptFw Manfred Heid (l.) und StFw Ludwig Strauß aus dem Wehrbereich VI



(1)



(2)



(3)



(4)



## „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.“

Volker W. Böhler

Bei dieser Schlussbitte des Vaters handelt es sich um eine zusammenhängende Komposition. Im ersten Teil bitten wir um Beistand bei der Abwehr des Bösen. Im zweiten Teil bitten wir um Erlösung von dem Bösen.

Wie äußern sich diese Versuchungen heute?

Neben den klassischen Versuchungen wie Macht, Geldgier, Hochmut und Tugendlosigkeit treten subtile Versuchungen, die als solche nicht mehr wahrgenommen werden. Zu diesen subtilen Versuchungen möchte ich folgende provokative Thesen aufstellen:

### 1. These:

Die abendländischen Wertvorstellungen haben sich in den letzten 50 Jahren radikal gewandelt. Freiheit wurde in Libertinage<sup>1</sup> umgedeutet.

Die Individualität des Ebenbildes Gottes hat sich in einen narzisstischen Selbstgötzen<sup>2</sup> pervertiert, der sich in maßloser Eigenliebe, im Hedonismus<sup>3</sup> und im Voyeurismus<sup>4</sup> gefällt.

### 2. These:

Das Gefühl für eine intakte Sozialkultur, in der der Einzelne nicht nur für sich, sondern auch für die Gemeinschaft Verantwortung trägt, ist weitgehend abhanden gekommen. Ungezügelter Selbstverwirklichung, überzogenes Anspruchsdenken und grenzenlose Emanzipation wurden zu neuen Kardinaltugenden.

### 3. These:

Diese Tendenzen sind in allen Lebensbereichen zu spüren. In der Gesellschaft, der Politik und der Rechtsprechung wird ihnen eine akzeptier-

bare Stelle eingeräumt, wenn, sie nur dem Zeitgeist und der „political correctness“ entsprechen.

Da diese subtilen Versuchungen sich hinter scheinbaren Werten und Idealen verstecken, ist ein Unrechtsempfinden weitgehend abhanden gekommen.

Das Böse und die Versuchungen haben im ausklingenden Jahrtausend eine andere „Qualität“ erreicht. Bitten wir im „Jahr des Vaters“ darum, dass uns Gott helfen möge, das Böse in uns und um uns zu bekämpfen. Bitten wir darum, dass Er uns vor der Versuchung bewahren möge, so wie er seinen Sohn vor dem Bösen bewahrt hat. Möge der Vater uns helfen, aus der Sogkraft des Dunklen zu entfliehen.

1 Libertinage – Zügellosigkeit.

2 Narzissmus – krankhafte Verliebtheit in sich selbst.

3 Hedonismus – altgriech. Lehre, nach der der Genuss Sinn und Ziel des menschlichen Lebens ist.

4 Voyeurismus – Sucht alles sichtbar zu machen bzw. sehen zu müssen, bezog sich ursprünglich auf geschlechtliche Handlungen.

## Sachstand neues Pastoral-konzept

Militärdekan Prälats Georg Kestel, der als Referatsleiter IV „Seelsorge“ im KMBA mit einer 25-köpfigen Arbeitsgruppe das neue Pastoral-konzept der katholischen Militärseelsorge erarbeitet, schilderte vor der ZV den bisherigen Ablauf der Bearbeitung.

Das Pastoral-konzept (PK) ist gedacht

- als Fortführung der beiden Fassungen der „Hilfen für den pastoralen Dienst der Militärseelsorger“ von 1974 und von 1995;

- als Zusammenfassung bereits bestehender Neuerungen;
- als Neufassung der für die Zukunft wichtigen Richtlinien;

Die Arbeitsgruppe, in der alle relevanten Gruppierungen der Militärseelsorge mitarbeiten, traf sich bisher viermal:

- Sept. 97: Festlegung der Themen und Beauftragung von Verantwortlichen für die Erstellung von Thesenpapieren.
- Febr. 98: Erste Diskussion der

Thesenpapiere.

- Frühjahr/Sommer 98: Neufassung der Papiere. Weiterleitung an alle Dienststellen der Militärseelsorge, PGR, GKS-Kreise mit der Bitte um Stellungnahmen bzw. eigene Eingaben.
- Herbst 98: Neufassung der Thesen unter Berücksichtigung der eingegangenen Stellungnahmen. Ein erster einheitlicher Text als weitere Arbeitsgrundlage wird erstellt.
- März 99: Zahlreiche Änderungswünsche der Arbeitsgruppe führen zur Entscheidung des Militärgeneralvikars, dass eine KMBA-interne Redaktionsgruppe bis zum Sommer 99 erneut das Papier überarbeitet und den Mitgliedern der Arbeitsgruppe „Pastoral-konzept“ zur Zustimmung zuleitet.

Herbst 99: abschließende Diskussion des Konzeptes und geplante Verabschiedung des endgültigen Textes unter der Bezeichnung „Pastorale Leitlinien“.

□



Empfang des Militärbischofs: Erzbischof Dr. Johannes Dyba im Gespräch mit dem Befehlshaber im Wehrbereich VII, Generalmajor Werner Widder, der von der Feier des Soldaten-Gottesdienstes sehr angetan war, jedoch nichts Besonderes darin sah, dass die Woche der Begegnung in der Nähe von Bautzen stattfand, „schließlich reicht Deutschland bis zur Neisse. Ruhen wir uns nicht auf den Lobpreisungen der Bundeswehr als Armee der Einheit aus, es gibt noch viel nachzuholen!“

(5)



# Familienferienmaßnahmen

- Auch nach Aufgabe der eigenen Häuser der Militärseelsorge für Familienerholungen wird die (primär finanzielle) Unterstützung der Familien mit Kindern bei Familienferien als pastorale Aufgabe gesehen. Familien soll eine Hilfe gegeben werden, in der Ferienzeit im Familienkreis neue gemeinsame Erfahrungen zu sammeln und den Familienzusammenhalt zu verbessern.
- Die angebotenen Häuser befinden sich alle in kirchlicher Trägerschaft. Die Häuser werden auch nach ihrem örtlichen Betreuungs- und Seelsorgeangebot ausgewählt. Einige bieten von sich aus zusätzliche Betreuungsmaßnahmen, z.B. für Kinder, an.
- Seit Sommer 1998 werden über die Dienststellen der Militärseelsorge Angebote in 12 (1998) bzw. 13 (1999) kirchlichen Familienferienstätten bereitgestellt. Ergänzt wird dies durch Appartements im Bischof Benno Haus in Schmochtitz - vor allem für aktive Mitarbeiter in der Militärseelsorge.
- Die kirchlichen Häuser stellen auch in den Ferienmonaten ausreichende Kapazitäten zur Verfügung.
- Die regionale Verteilung der Häuser garantiert eine große Auswahl vom Bodensee bis nach Mecklenburg.
- Das Angebot kann je nach Qualität des Hauses und der Quantität der Nachfrage kurzfristig dem Bedarf angeglichen werden.

- Teilnehmer 1998: ca. 240 Familien, 1999: 250 Familien (rund 770 Personen, fast alle Familien mit Kindern, davon 50 Erstteilnehmer)
- Kosten: Die Ferienmaßnahmen werden mit gut 50 Prozent der Gesamtkosten aus dem kirchlichen Haushalt bezuschusst.
- Auch in Zukunft können Militärseelsorger auf Antrag Familienferien begleiten.
- Das KMBA bittet die teilnehmenden Familien um Rückmeldungen über ihre Erfahrungen, damit diese in die weiteren Planungen einfließen können. □

## Erlassjahr 2000

Die ZV hat die Kampagne zum Erlassjahr 2000 „Entwicklung braucht Entschuldung“ einmütig unterstützt. Die Delegierten trugen sich mit Ausnahmen derjenigen, die bereits an anderer Stelle ihre Unterschrift geleistet hatten, in die ausgelegten Listen ein. Auch die Bundeskonferenz der GKS beteiligte sich an der Aktion. Die Unterschriften wurden anschließend dem Kampagnenkomitee übersandt. In dieser weltweiten Initiative sind in Deutschland mittlerweile 1.700 Gruppen und Nichtregierungsorganisationen engagiert. Es geht um die Entschuldung der 41 ärmsten Entwicklungsländer der Erde. □

# Nachbarschaftshilfe

Zwei Jahre lang (von 1997 bis 1999) haben auf Initiative der ZV katholische Soldaten mit ihren Spenden das Nachbarschaftsprojekt „Ein Zuhause für Straßenkinder in Bulgarien“ gefördert (s.a. AUFTRAG 233/Sept. 98, S. 23f.). In 24 Monaten wurde ein Betrag von 50.750 Mark für das Haus Roncalli in Burgas an der Schwarzmeerküste aufgebracht. Die Folgefinanzierung des Projekt ist durch RENOVABIS und weitere Unterstützer sichergestellt. Deshalb hat die ZV in Abstimmung mit dem bischöflichen Hilfswerk RENOVABIS einmütig beschlossen, die „Nachbarschaftshilfe“ im Jahr 1999/2000 als Projekt „Genesung für tschernobylgeschädigte Kinder in der Ukraine“ fortzusetzen. Für diese Kinder sollen Erholungsmaßnahmen in ihrer Heimat unterstützt werden.

### Spenden an:

Kath. Soldatenseelsorge, Bonn;  
Stichwort „Nachbarschaftshilfe“,  
Commerzbank, BLZ 380 400 07,  
KtoNr: 2532786

*Empfang des Militärbischofs:  
Bischof Joachim Reinelt tauscht mit  
Brigadegeneral a.D. Friedhelm Koch  
Erinnerungen an seine erste Begegnung  
mit Bundeswehrsoldaten aus (6).  
Im Dezember 1990 besuchte der Bundesvorstand der GKS mit den Sachauschüssen „Sicherheit und Frieden“ sowie „Innere Führung“ Dresden und hatte dort ein langes, vertrauensbildendes Gespräch mit dem Dresdner Bischof über das Selbstverständnis katholischer Soldaten sowie die Aufgaben eines Laienapostolats in den Streitkräften des demokratischen Deutschlands*

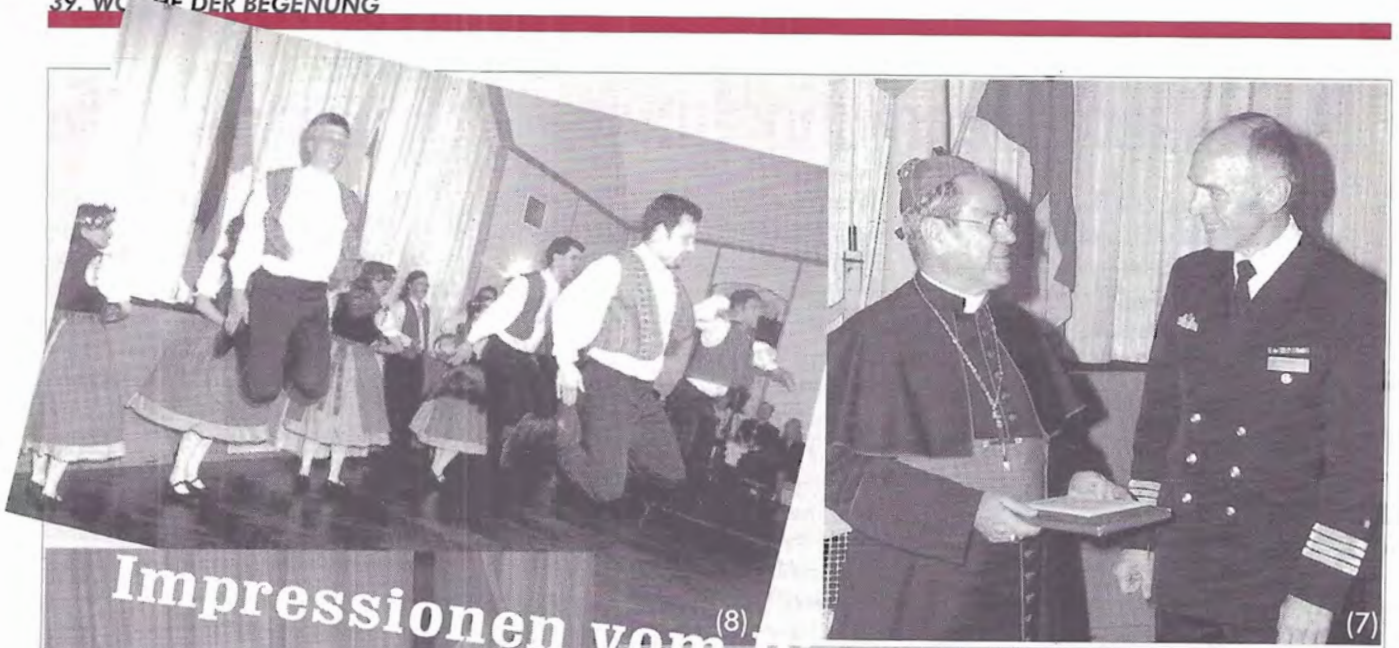
Fotos:  
Beyel, KMBA  
(1),(4),  
Brockmeier  
(2),(3),(7)  
PS (6)



## WdB 2000

Der bei der ZV anwesende Wehrbereichsdekan I, Prälat Peter Rafter, hat die Gremien der Laienarbeit in der „Kirche unter Soldaten“ zur 40. Woche der Begegnung im Hl. Jahr in die Kolping-Familienferienstätte Salem am Kumerower See/Mecklenburgische Schweiz (ca 40 km NW Neubrandenburg) eingeladen. Die Woche findet statt vom 1. bis 6. Mai 2000.





## Impressionen vom Bischofsempfang



- Zu den Fotos: (7) Der Militärbischof, Erzbischof Joh. Dyba dankt dem Kommandeur im Verteidigungsbezirk 76 Dresden, Kapitän z.S. Ulrich Fricke, für die gute Unterstützung bei der Durchführung der Woche der Begegnung.  
 (8-10) Eine sorbische Tanzgruppe sorgte für einen einmalig gekonnten Augen- und Ohrenschaus.  
 (11) Der Moderator des Abends, OTL i.G. Franz-Josef Pütz, bedankt sich bei der Leiterin der Gruppe mit sichtlichem Vergnügen.  
 (12) Ungezwungen ist die Atmosphäre auch bei der Unterhaltung des Militärbischofs mit zwei Seeleuten aus dem Wehrbereich I, StBtm Joh. Klein (l.) und KptLt Jürgen Schnatz.

Fotos: Brockmeier (7-12)



# „Humanitäre Intervention“ und NATO-Luftschläge gegen Jugoslawien beherrschende Themen

Katholische Soldaten stellen Fragen zu internationalen Einsätzen und drängen auf Fortentwicklung des Völkerrechts

„Die Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) ist davon überzeugt, dass wegen der drohenden bzw. schon existierenden humanitären Katastrophe ethisch-moralische Gründe sehr stark für die ‚Humanitäre Intervention‘ im Kosovo sprechen. Die Mitglieder der GKS bejahen einen solchen Einsatz aus voller Überzeugung und sind zur persönlichen Mitwirkung bereit, wenn Menschenrechte geschützt oder Minderheitenrechte wiederhergestellt werden sollen.“

Die Tatsache, dass diesem Kampfeinsatz bis zum Zeitpunkt der Bundeskonferenz kein ausdrückliches Mandat des Sicherheitsrats der Vereinten Nationen zugrunde lag, gibt der GKS jedoch Anlass zur Sorge und zu Fragen an die Politik:

- Hat dieser Einsatz zweifelsfrei eine gesicherte völkerrechtliche Fundamentierung?
- Können deutsche Soldaten im Einsatz davon ausgehen, dass für sie das humanitäre Kriegsvölkerrecht gilt?
- Welche Konsequenzen könnten sich für den einzelnen Soldaten ergeben, wenn das Bundesverfassungsgericht den Beschluss des Deutschen Bundestages für diesen Einsatz wegen fehlender völkerrechtlicher Begründung aufheben sollte?
- Könnte sich einzelnen Soldaten angesichts der völkerrechtlich unklaren Situation die Frage nach den Grenzen des Gehorsams stellen?

Das war das Ergebnis ausführlicher Beratungen bei der diesjährigen Bundeskonferenz der GKS, die aus Anlass der 39. Woche der Begegnung vom 28. April bis 1. Mai im Bischof-Benno-Haus des Bistums Dresden-Meißen in Schmochtitz stattfand. In der – von einer ad-hoc-Arbeitsgruppe unter Leitung des Vorsitzenden des Sachausschusses „Sicherheit und Frieden“, Oberst Dr. Klaus Achmann vorbereiteten – Information und ausführlichen Diskussion wurde deutlich, dass die Soldaten politische Entscheidungen erwarten, die sowohl ethisch legitimiert als auch in rechtlicher Hinsicht zweifelsfrei sind. Zugleich drängen sie auf eine Fortentwicklung des Völkerrechts, das auch für schwere innerstaatliche Krisen Lösungen bereitstellen muss.

Entsprechend der seit Jahren durch die GKS entwickelten ethischen Positionen, besonders im Hinblick auf die Möglichkeiten und Verpflichtungen des katholischen Soldaten heute, an der Erhaltung, Wiederherstellung und Gestaltung von Frie-

den, Menschenrechten und Gerechtigkeit mitzuwirken, beauftragten die Delegierten den Bundesvorstand, in geeigneter Weise tätig zu werden und bei der Bundeskonferenz 2000 darüber zu berichten.

## Ablauf der Bundeskonferenz

1. – Die Bundeskonferenz der GKS 1999 hatte am 28. April mit der Teilnahme der Delegierten am Pontifikalamt und anschließenden Empfang des Katholischen Militärbischofs begonnen.

Bei der eigentlichen Eröffnung am Donnerstag begrüßte der Bundesvorsitzende, Oberst Dipl.-Ing. Karl-Jürgen Klein

- den Katholischen Militärgeneralkvikar, Prälat Jürgen Nabbe-feld,
- den Geistlichen Beirat der GKS, Prälat Walter Theis,
- den Vertreter des Priesterrats, MilDek Wendelin Imhof,
- für den Diözesanrat Dresden-Meißen dessen Vorsitzenden Dr. Joachim Pilz,

- für die Arbeitsgemeinschaft Katholischer Soldaten Österreich (AKS) deren Generalsekretär Hauptmann Ing. Josef Schröfl sowie Hptm Andreas Eberle und Vizeleutnant Paul Pfaffenbichler,
- für die Katholische Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung (KAS) deren Geschäftsführer Detlef Warwas,
- für die aktion kaserne und den BDkJ den Geschäftsführer der akt Josef König,
- für KOMPASS den Chefredakteur Heribert Lemberger und Richard Pergler,
- den Vertreter der Pfarrhelfer Engelbert Ringleb,
- den Referenten Pater Michael Overmann SDS.

2. – Militärgeneralkvikar Prälat Jürgen Nabbe-feld dankte der GKS für ihr Engagement in den Militärseelsorgebezirken, rief zur weiteren guten Zusammenarbeit auf und machte u.a. Anmerkungen zu:

- Verbesserung der Priesterlage und das Konzept der „kooperativen Seelsorge“.
- Neue Pastoralkonzeption der Militärseelsorge.
- Umzug KMBA nach Berlin ab Juli 2000.
- Kongress der Militärbischöfe 07./08.05.99 in Rom. Deutschland versuche, dort aktuelle Fragen (Humanitäre Intervention, Kosovo ...) einzubringen.
- Aussagen des Ständigen Rates der Deutschen Bischofskonferenz und des Vorsitzenden der DBK zum Kosovo.
- Erwartungen an den Verband GKS, sich eigenverantwortlich in die gesellschaftspolitische Diskussion einzubringen.

3. – Prälat Walter Theis, Geistlicher Beirat der GKS, trug seine Gedanken zur GKS-Arbeit vor (s.a.S. 16f.) und ergänzte :



- Ein katholischer Verband, der sich einen Geistlichen Beirat leistet, verpflichtet sich, seine Arbeit aus besonderen Quellen und Beweggründen zu leisten, nicht nur aus Verbandsinteressen oder vordergründigen Sichtweisen.
- Drei Ideen, Vorstellungen, Anlässe gaben Anregung zur Gestaltung der Bundeskonferenz 1999 im Rahmen der 39. Woche der Begegnung:
  - \* Vorbereitung auf das Jubeljahr 2000 unter dem Thema „Vater unser im Himmel! ... und auf Erden?“;
  - \* Das Bemühen um das neue Männerbild und die Veröffentlichung der Studie von Zulehner/Volz: „Männer im Aufbruch – Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen“;
  - \* Die Krise um das Kosovo mit dem Einsatz deutscher Soldaten auf nicht geklärter Völkerrechtsgrundlage, aber mit ethischem Anspruch;
 Dies zeige, dass die GKS sich ihr Umfeld und damit die Herausforderungen nicht aussuchen, sondern nur annehmen könne.
- Die Zeit der Erprobung scheint für die GKS vorbei zu sein; jetzt ist die Zeit der Bewährung. Die Vorbereitung der Bewährung, die über die Jahre geleistet wurde, muss fortgesetzt werden.
- Die Zusammenschau der Schwerpunkte der Bundeskonferenz, wie oben dargestellt, gebe ein gutes Fundament für unsere weitere Arbeit.

4. – Zum Lagebericht des Bundesvorsitzenden der GKS, Oberst Karl-Jürgen Klein, s.S. 15 f.)

5. – Aus der Vorbereitung auf das Hl. Jahr 2000, das sich daraus ergebende Motto der Woche der Begegnung „Vater unser im Himmel? ... und auf Erden“ sowie der Aktualität der Männerstudie „Männer im Aufbruch ...“ ergab sich das Thema des Grundsatzvortrags „Männliche Aggressivität – konstruktiv gedacht“ von Pater Michael Overmann SDS, Berlin, Pfarrer im BGS-Ost. Aggressivität wurde in dem Vortrag

(wiedergegeben auf Seite 20–31) als „Vorwärtsgen, Lebensbereiche schaffen, Leben weitergeben, Entscheidungen treffen“ definiert. Vier Arbeitsgruppen vertieften mit gutem Erfolg die Aussagen von Pater Michael Overmann.

6. – Konstituierung des Bundesvorstandes: s.S. 19

7. – Am Donnerstagnachmittag und -abend fand ein kulturelles Programm in Bautzen mit Führung durch den Dom St. Petri und die malerische Altstadt statt. Beim Geselligen Beisammensein am Abend wurde BrigGen a.D. Friedhelm Koch aus dem Bundesvorstand verabschiedet. Koch wird allerdings auch in Zukunft der GKS verbunden bleiben; er erstellt die Chronik der GKS. Hierfür bittet er um Übersendung von Materialien, Informationen usw. aus allen Bereichen, auch von Unterlagen, die auf den ersten Blick unwichtig erscheinen.

8. – Die Vorlage des Wehrbereichs VI zu „GKS im INTERNET“ wurde an den Bundesvorstand überwiesen. Sachausschuss „Konzeption und Information“ erhielt den Auftrag, eine Entscheidung des Bundesvorstandes in dieser Sache fachlich vorzubereiten.

9. – Zum Projekt Nachbarschaftshilfe „Genesung für tschernobylgeschädigte Kinder in der Ukraine“ 1999/2000 der ZV (s.S. 11) wurde von der Bundeskonferenz mit einer Gegenstimme beschlossen, dieses Projekt auch für die GKS zu übernehmen. Die Sammlung beim Pontifikatamt des Militärbischofs und die Spenden aus den Reisegeldern der Teilnehmer erbrachten für den Start des Projekts 2.558,20 Mark.

10. – Das Jahresthema 2000 wird auf Vorschlag des Geistlichen Beirats in Anlehnung an die Themenstellung der Soldatenwallfahrt des Jubeljahres 2000 „Mit Christus Gerechtigkeit und Frieden bewahren“ und des deutschen Themas 2000 „Dein sind die Zeiten“ von ZV und GKS gemeinsam gewählt.

11. – Schlusswort des Bundesvorsitzenden am Samstag, 01.05.1999. Oberst Klein

- weist auf die Bedeutung der Basisarbeit hin und betont, dass die GKS vor allem über Personen bekannter werde. In den Standorten solle es möglichst in jedem Truppenteil Ansprechpartner geben. Auch müsse die GKS in den Schaukästen der StOPfarrer auftauchen, dass zumindest so die Namen der Ansprechpartner verfügbar seien;
- unterstreicht noch einmal die Bedeutung des Förderkreises, den es zu unterstützen gelte und dessen Zielsetzung noch deutlicher werden müsse. Erste Überlegungen für den satzungsgemäßen Einsatz der Mittel des FGKS würden angestellt, um damit die GKS-Chronik zu finanzieren;
- wünscht Offenheit für Neue in den bestehenden Kreisen, die keine geschlossenen Zirkel sein dürften;
- dankt allen Teilnehmern, besonders dem Moderator, dem Wehrbereich VII als „Veranstalter“, dem Geistlichen Beirat und den Mitarbeitern des Referats V im KMBA, für Vorbereitung und Mitarbeit während der Bundeskonferenz sowie seinen Stellvertretern und allen Mitgliedern des Bundesvorstandes für die gute Zu- und Zusammenarbeit;
- stellt fest, dass die Bundeskonferenz gut, fair und offen verlaufen sei. □

## GEFUNDEN: EUROPARAT MIT DEUTSCHER SEITE IM INTERNET

Zu seinem 50sten Geburtstag präsentiert sich der Europarat jetzt auch mit einem deutschsprachigen Angebot im Internet. Unter der Adresse <http://www.europarat.de> sind neben allgemeinen Informationen zu Struktur, Aufgaben und Zielen des 41 Länder umfassenden Europarates auch Texte von über 170 internationalen Abkommen wie beispielsweise die Europäische Menschenrechtskonvention, die Europäische Sozialcharta, die Antifolter-Konvention sowie die so genannte „Bioethik-Konvention“ erhältlich.

(KNA)



# Laienarbeit macht Freude und bereitet Genugtuung

## Anmerkungen des Bundesvorsitzenden Oberst Karl-Jürgen Klein zur Lage der GKS



Für Ihren Einsatz danke ich Ihnen allen sehr herzlich. Ich bitte Sie, weiterhin mit großem Engagement an die Bewältigung der vor uns liegenden Probleme heranzugehen.“

### Pastoralkonzept für die katholische Militärseelsorge

Bei der Beratung über das neue Pastoralkonzept für die katholische Militärseelsorge hat die GKS intensiv mitgearbeitet. Nach Meinung des Bundesvorsitzenden habe sich die Mitarbeit dadurch ausgezeichnet, dass jeder die Gelegenheit hatte, persönlichen Vorstellungen einzubringen, zu erläutern, darzulegen. Für ihn seien die Offenheit, das Vertrauen und die gemeinsame Sachkompetenz in dieser Arbeitsgruppe von Bedeutung gewesen. Er habe bisher noch kein Gremium erlebt, wo so kontrovers und dennoch konstruktiv diskutiert werden durfte. Klein erwarte nun, dass noch in diesem Jahr ein gemeinsames Konzept verabschiedet werden könne, das die Militärseelsorge gut in das nächste Jahrtausend führen und leiten werde.

### „Humanitäre Intervention“

In seinen Anmerkungen zur Lage ging der Bundesvorsitzende ausführlich auf den Stand der Diskussion in der GKS um die „Humanitäre Intervention“ ein. Auf Wunsch der Delegierten war das Thema auf die Tagesordnung der Bundeskonferenz gesetzt worden. Klein kündigte an, zu nächst befasse sich eine besondere Arbeitsgruppe mit dieser Thematik. Am Freitagnachmittag werde dann nach einer Einführung in die rechtlichen und ethischen Aspekte der NATO-Luftschläge gegen Jugoslawien ausreichend Zeit sein, diese Problematik im Plenum zu diskutieren.

In diesem Zusammenhang wies der Bundesvorsitzende darauf hin, dass die Sachausschüsse der GKS an Bedeutung gewonnen haben. Sie arbeiteten grundsätzlich dem Bundesvorstand zu, könnten aber auch thematisch für die Basis arbeiten – insbesondere, wenn konkrete Wünsche geäußert würden. Ein gutes Beispiel

dafür sei die Arbeit des Sachausschusses „Sicherheit und Frieden“, der sich in Vorbereitung auf die Bundeskonferenz intensiv mit den Fragen der „Humanitären Intervention“ beschäftigt hatte. Klein wörtlich: „Es ist mein Ziel, dass wir uns sehr intensiv austauschen können. Wobei ich nicht die Vorstellung hege, dass jeder mit der gleichen Meinung von hier wegfahren wird. Das Gewissen jedes Einzelnen ist die Instanz, die letztlich ausschlaggebend für das persönliche Handeln sein muss.“

### GKS-Publikation AUFTRAG

Der AUFTRAG mit seinem neuen Gesicht kommt nach Auffassung des Bundesvorsitzenden in und außerhalb der GKS gut an. Er habe große Informations- und Werbewirkung. Die Mitglieder müssten durch Berichte für den AUFTRAG und Verbreitung der Zeitschrift zum weiteren Erfolg beitragen.

Militärgeneralvikar Nabbefeld stützt nachdrücklich die Auffassung von Bundesvorstand und Redaktion, dass thematische Artikel im AUFTRAG mit Hintergrundinformationen wichtiger sind als reine Verbandsberichterstattung.

Eine Vorlage des Wehrbereichs VI an die Bundeskonferenz zur Änderung des Redaktionskonzepts AUFTRAG (Erscheinungsweise, Umfang, Zielgruppe, Niveau = repräsentative Jahresdokumentation) wird an den Bundesvorstand verwiesen.

Auch im Wehrbereich III werden Überlegungen zum AUFTRAG angestellt. Nach Auswertung einer Umfrage bei den Mitgliedern soll dazu ein Arbeitspapier erstellt werden. Der Bundesvorsitzende ermuntert die übrigen Wehrbereiche, ähnlich vorzugehen. Bei Bundeskonferenz 2000 könnten dann die Ergebnisse vorgestellt werden.

### Förderkreis der GKS

Der Förderkreis (FGKS) hat z.Z. 184 Mitglieder. Klein merkte an, der FGKS befinde sich zwei Jahre nach seiner Gründung nunmehr auf einem guten Weg. Es käme aber darauf an,

**A**m Beginn der Bundeskonferenz standen Anmerkungen des Bundesvorsitzenden der GKS, Oberst Karl-Jürgen Klein, zur Lage der Gemeinschaft in den vergangenen zwölf Monaten. Dabei dankte Klein ausdrücklich dem Militärbischof und dem Militärgeneralvikar für ihre Unterstützung, die sich nicht zuletzt in der materiellen Ausstattung des Verbandes für seine Arbeit niederschläge.

### Wert der Basisarbeit

Ein besonderes Anliegen sei ihm, so Klein, die Basisarbeit zu fördern. Dies sei auch im Hinblick auf den Einsatz der Streitkräfte auf dem Balkan und die damit verbundene ethische Auseinandersetzung vor dringlich. Von den verantwortlichen Mitgliedern der GKS an der Basis sei im vergangenen Jahr hierzu wertvolle Arbeit geleistet worden. Wörtlich meinte der Vorsitzende:

„Ich stelle immer wieder fest, dass die Laienarbeit in der Militärseelsorge denen, die sich dafür engagieren, persönlich Freude und Genugtuung bereitet. Nur so lässt sich neben den enormen dienstlichen Anforderungen diese ehrenamtliche Arbeit aufrecht erhalten. An mir selbst erlebe ich, wie schwierig es bisweilen ist, neben den normalen dienstlichen Aufträgen noch Zeit für ehrenamtliche Tätigkeit zu erübrigen.“



dass gerade aktive Soldaten und deren Familienangehörigen dem Verein beitreten. Dieser Förderkreis sei kein Kreis ausschließlich für Pensionäre und Ehemalige. Jede(r) Angehörige der Gemeinschaft Katholischer Soldaten solle ein Interesse daran haben und es als Ehre betrachten, durch einen kleinen persönlichen finanziellen Beitrag die Arbeit unserer GKS fördern.

In der noch zu erstellenden Geschäftsordnung soll die Eigenbeteiligung bzw. die Bezuschussung bei Veranstaltungen geregelt werden. Derzeit gibt es nur Einzelfallentscheidungen, die mit dem Referenten BV zu klären sind.

### Seminare zur Bewältigung der dritten Lebensphase

Die Seminare zur Bewältigung der dritten Lebensphase für die vor der Pensionierung stehenden Soldaten und deren Frauen haben sich auch im Jahr 1998 bewährt und Anklang gefunden. Eine Reihe der Teilnehmer haben dem Bundesvorsitzenden versichert, wie wichtig dieses Seminar für ihre weitere Lebensplanung gemeinsam mit ihren Ehefrauen gewesen sei. Klein forderte die GKS-Kreise auf, im dienstlichen Umfeld über diese Seminare zu informieren und dafür zu werben.

### Akademie „Oberst Helmut Korn“

Zum diesjährigen 7. Seminar der Akademie Oberst Helmut Korn stellte Klein fest, es fände unter dem Thema: „In Verantwortung vor Gott und den Menschen – Welches Leitbild prägt den Soldaten an der Jahrtausendwende?“ vom 1. bis 5. November wiederum in Fulda statt. Diese Akademie sei besonders für die

## „Mitgliedschaft in der GKS muss uns Freude machen und weiterbringen“,

unterstrich der Bundesvorsitzende Karl-Jürgen Klein vor der Bundeskonferenz und wies weiter darauf hin, „GKS-Kreise dürfen keine geschlossenen Gesellschaften sein, die sich selbst genügen. Sie müssen offen für Neuzugänge sein. Dafür ist persönliche Ansprache, Einladung und Ermutigung erforderlich. Unsere Konzeption 'ZIELE UND WEGE' von 1995 unterscheidet nach 'MITGLIEDERN' und 'MITARBEITERN' (Nr. 3218.). Diese Sicht entspricht dem, was die neue Räte-Ordnung vorsieht: Auch wer nicht katholisch ist, kann sich einbringen und mitwirken.“

Zielgruppe „jüngere Offiziere und Unteroffiziere in Führungsverwendungen“ eingerichtet. Es sei Aufgabe aller, diese Zielgruppe darauf aufmerksam und mögliche Teilnehmer so neugierig zu machen, dass sie an diesem Seminar auch teilnehmen wollen. Die beste Werbung sei immer jemand, der diese Woche schon persönlich erlebt habe und begeistert darüber berichte.

### Internationale Zusammenarbeit

Auch die internationale Zusammenarbeit sei ein wichtiges Aufgabenfeld, das die GKS gerade unter dem Aspekt der internationalen Einsätze pflegen wolle, meinte der Bundesvorsitzende in seinem Bericht. So fördere die GKS – wie seit 34 Jahren – weiter die Arbeit des Apostolat Militaire International (AMI) und werde

das Generalsekretariat des AMI noch einmal für die nächsten drei Jahre übernehmen.

Der Aufbau einer Militärseelsorge in den MOE/SOE-Staaten solle durch engagierte Laien wirkungsvoll unterstützt werden. „Das ist eine Herausforderung, der wir uns stellen wollen“, betonte Klein. Im Zusammenhang mit den Ländern, die im April in die NATO aufgenommen wurden, denke er besonders an Ungarn, das bereits Mitglied des AMI sei.

### Dank

Zum Schluss den Eingangsgedanken wieder aufgreifend bedankte der Bundesvorsitzende sich gerade bei den Mitgliedern an der Basis für ihre Mitarbeit und sagte: „Ich bin mir bewusst, dass nur mit Ihrer intensiven Unterstützung die Arbeit in der Gemeinschaft Katholischer Soldaten Früchte bringen kann. Einschließen in den Dank möchte ich auch unsere Pensionäre, die wir aufgrund ihrer Erfahrungen und ihrer Zeit, über die sie verfügen, brauchen. Ohne ihre Mitarbeit würde es in verschiedenen Bereichen sehr schwierig sein.“ Aber auch den Militärgeistlichen, den Wehrbereichsdekanen, dem Militärgeneralvikar, dem Militärbischof und allen hauptamtlichen Mitarbeitern in der Kirche unter Soldaten, „die uns alle bei unserer Arbeit sehr intensiv unterstützen“, dankte Oberst Klein. (PS)



Zu Gast bei der GKS: der Vorsitzende des Diözesanrates Dresden, Dr. Joachim Pilz, im Plenum der Bundeskonferenz

## GEFUNDEN: ENDE DER WELT MIT GELASSENHEIT ERWARTEN

Papst Johannes Paul II. hat die Christen ermahnt, auf das Weltende mit gelassener Hoffnung zu warten. Datum und Termin des Endzeiterignisses seien zwar unbekannt aber „in dieser Spannung zu leben, könne auch spannend sein. Die Menschheit solle sich bereits jetzt für den Aufbau des Königreichs Christi einsetzen. (KNA)





# Das Selbstverständnis und Profil des deutschen Soldaten mitgeprägt

Gedanken des Geistlichen Beirats zur Kontinuität der GKS-Arbeit

Militärdekan Walter Theis

„Alles hat seine Stunde. Für jedes Geschehen unter dem Himmel gibt es eine bestimmte Zeit“ – so sagt schon die alttestamentliche Heilige Schrift (Koh 3,1-8), und sie fährt u.a. fort „eine Zeit zum Schweigen und eine Zeit zum Reden, ... eine Zeit für den Krieg und eine Zeit für den Frieden“. Natürlich gibt es eine Menge Dinge in der Welt, die man gerne anders hätte, als sie in Wirklichkeit sind. Aber in einer Welt ohne Probleme, ja auch ohne das Böse, würde das Leben nicht lebenswert sein.

Über 40 Jahre hatte die Bundeswehr und damit die Soldaten in ihr eine Zeit, in der sie ihre Aufgabe ernst nahm, ohne den Ernst ihrer Aufgabe bis in die letzte Konsequenz durchtragen zu müssen. „Kämpfen können, um nicht kämpfen zu müssen“ war ein Leitmotiv, das das Berufsbild deutscher Soldaten der Bundeswehr prägte.

Man hat diese Zeit der äußeren Unbehelligkeit genutzt, um sich über das Soldatsein und seine Anforderungen und Aufgaben Gedanken zu machen, um jene Rolle zu finden, die den Bedingungen und Gegebenheiten unserer Zeit entspricht: „Treues Dienen“ und „Recht und Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen.“

Die besondere geographische Lage und die einzigartige historische Situation, in der wir Deutsche in der Bundesrepublik lange Zeit leben durften oder leben mussten, hat bei nicht wenigen Mitbürgern und nicht zuletzt auch bei Soldaten der Bun-

deswehr die Vorstellung aufkommen lassen: Letztlich ist der Beruf des Soldaten ein Beruf wie jeder andere auch, mit geregelten und geordneten Arbeits- und Geschäftsbedingungen. Der Eindruck, dass Soldaten der Bundeswehr so etwas wie arrivierte Verteidigungsbeamte seien, wurde dadurch hervorgerufen, dass unsere Gesellschaft den Blick zunehmend ausschließlich auf unsere alte Bundesrepublik und ihre Lebensbedingungen fixiert sein ließ.

Dabei griff gelegentlich die Vorstellung um sich, ob es denn nicht überhaupt vernünftiger wäre, unter unseren Gegebenheiten auf Soldaten ganz zu verzichten, diesen Beruf ganz abzuschaffen.

Unter die Wortgewaltigen dieser Überlegungen reihten sich vor allem Vertreter einer ideologisierten und damit in ihren Lieblingsideen verfestigten Friedensbewegung auch im katholischen Raum ein, deren Ziel es war: „Frieden schaffen ohne Waffen“ und – wenn schon verteidigt werden muss – sich auf so genannte „Soziale Verteidigung“ zu beschränken.

Dass gleichzeitig Soldaten anderer Länder zum Schutz ihrer eigenen Interessen, aber auch der Freiheit und Grundrechte für Menschen in anderen Ländern wegen, immer häufiger in bewaffnete Auseinandersetzungen hineingezogen wurden, entging den sich sonst so aufmerksam und kritisch gebenden Beobachtern der Weltszene.

Dass das Selbstverständnis des Soldaten in diesen für uns eher ruhigen Zeiten im Hinblick auf Entwicklungstendenzen in Kirche und Gesellschaft ständig und konsequent für die Soldaten in der Bundeswehr weiter entwickelt wurde, ist nicht zuletzt auch ein nicht bestreitbares Verdienst jener katholischen Soldaten, die sich zur „Gemeinschaft Katholischer Soldaten“geschlossen haben.

Wir, die wir uns als Christen in der Bundeswehr und als Soldaten in der Kirche verstehen, gehörten zu jenen, die schon sehr früh, gestützt auf die Erkenntnisse des II. Vatikanischen Konzils mit seinen einschlägigen Aussagen über Krieg, Frieden, Entwicklung einer Weltordnung und über den soldatischen Dienst die Konturen des Bildes vom Soldaten im klassischen Sinn, als eines Kämpfers und Kriegers im Streit bei der Wahrnehmung berechtigter nationaler Eigeninteressen, erweiterten auf ein Bild hin, das das Eintreten und das Verteidigen von Werten wie Sicherheit, Frieden, Freiheit, Menschenrechte nicht nur im nationalen, sondern auch im internationalen Horizont in ihr Selbstverständnis aufnahm. Aus der heutigen Kenntnis der Weltlage klingen Formulierungen des II. Vatikanischen Konzils geradezu prophetisch: „Wer als Soldat im Dienst des Vaterlandes steht, betrachte sich als Diener der Sicherheit und Freiheit der Völker.“ Oder: „Insofern die Menschen Sünder sind, droht ihnen die Gefahr des Krieges, und sie wird ihnen drohen bis zur Wiederkunft Christi“ (GS 78).

Wer Ohren hatte, nicht nur um oberflächlich zu hören, sondern um den ganzen komplizierten Zusammenhang dieser Äußerungen mehr zu ahnen als schon zu begreifen – und die Mitglieder der GKS waren hier hellhörig, – kann sich deshalb nicht wundern, dass bereits 1974 die GKS ihren soldatischen Dienst und ihr soldatisches Selbst- und Berufsverständnis im Rahmen der Bundeswehr in einem Buch mit dem Titel: „Wenn Soldaten Frieden sagen ...“ darlegte.

Seitdem gab es keinen Fragepunkt von grundsätzlicher oder von tagesaktueller Bedeutung, zu dem sich unsere Gemeinschaft nicht stellungbeziehend aus ihrem Selbstverständnis heraus geäußert hätte.

Sie entwickelte ihr Berufsethos



ständig weiter, um unter den Bedingungen unserer Zeit und der weltweiten Entwicklungen ihren Beruf zeitangemessen und professionell ausüben zu können. Sie tat dies zugleich mit einer Offenheit für neue Entwicklungen, von denen auch der Beruf des Soldaten nicht unberührt bleiben konnte.

Dann kam die Zeit, in der die in Ruhe und einer gewissen äußeren und inneren Sicherheit gewonnenen Erkenntnisse auf die Bewährungsprobe einer soldatischen Einsatzpraxis gestellt werden mussten.

Zunächst in humanitären Einsätzen, später dann in friedenerhaltenden und friedensschaffenden Einsätzen, bei denen die Konfliktparteien die Hilfe unserer Soldaten anfragten oder zumindest duldeten, waren daraus erwachsende Fragen noch leicht zu beantworten.

Aber in der Situation, in der ein Einsatz der NATO mitzutragen war, zu dem sich der Sicherheitsrat der UN nicht in der Lage sah, trotz der Feststellung des Vorliegens einer humanitären Katastrophe und massenhafter Menschenrechtsverletzungen mit der ernsthaften Bedrohung des Friedens der ganzen Region, ein Eingreifmandat durch die UN auszusprechen, standen alle Überlegungen, die in früheren Jahren mehr aus theoretischer Sicht auch seitens der GKS gemacht wurden, auf dem Prüfstand des Ernstfalles.

Wie muss sich ein deutscher Soldat verhalten, wenn ihm ein Einsatz

befohlen wird, dem zwar vom Deutschen Bundestag zugestimmt wurde, der aber nicht zweifelsfrei auf völkerrechtlicher Grundlage beruht? Sind durch den Ernst einer konkreten Notlage, die das Gewissen der Soldaten herausfordert, alle bisherigen Bemühungen und Überlegungen für bewaffnete Einsätze null und nichtig? Wie ist das strikte Kriegsächtungsverbot der kirchlichen Friedenslehre in einer Lage humanitärer Katastrophe zu verstehen und mit der Forderung einer humanitären Einmischung zu verbinden? Müssen Überlegungen, angestellt in einer Zeit ohne direkte Herausforderungen und Anwendungswahrscheinlichkeit, um als Soldat Diener der Sicherheit und Freiheit der Völker in ethisch begründeter Weise sein zu können, nicht doch letztlich in einem Ernstfall dem soldatischen Grundsatz „Krieg ist Krieg, Befehl ist Befehl, Gehorsam ist Gehorsam“ weichen?

Die Art und Weise, wie sich Angehörige der GKS in einer ernsthaften, sachkundigen und ehrlichen Diskussion angesichts der aktuellen Entwicklung die Probleme und die Fragepunkte herausgearbeitet und formuliert, Argumente miteinander er- und abgewogen haben und dadurch einen Raum eröffneten, in dem solche bedrängende Fragen offen und fair erörtert werden konnten, und wie sie dabei einen Text erarbeitet haben, der präzise, sachlich und loyal vor ihrem Gewissen als Soldaten und als Glieder ihrer Kirche be-

stehen kann, und wie sie diesen Text ihrem Dienstherrn in Aufrichtigkeit und Loyalität vorgetragen haben, ist bewundernswert und verdient alle Anerkennung.

Zeigt dies doch gerade, dass durch eine solche Haltung das Bild, das die Bundeswehr von ihren Soldaten über 40 Jahre hindurch geprägt wissen wollte, hier erreicht wurde. Nicht nur in soldatischer Schönwetterperiode und in Sonntagsreden hat das Profil des Soldaten der Deutschen Bundeswehr, das auch durch die Angehörigen der GKS repräsentiert und mitgestaltet wird, Bestand. Auch in Krisenzeiten gibt es Männer und Frauen, die durchhalten können, was die Soldaten der Deutschen Bundeswehr immer sein wollten: verantwortliche Bürger in Uniform, auf die Verlass ist, weil sie ihren Auftrag kennen und ihrem Gewissen folgen.

Mit mehr Recht als bisher dürfen die Angehörigen der Gemeinschaft Katholischer Soldaten gerade heute auf ihre Leitsätze hinweisen, die sie zu realisieren trachten, weil sie ihnen auch in Dilemmasituationen gerecht zu werden versuchen:

- Im Glauben verwurzelt
- Sittlich gebunden
- Politisch gebildet
- Fachlich kompetent
- Gewissenhaft dienend
- Dem Frieden verpflichtet
- Offen für Gleichgesinnte
- Um Zusammenarbeit bemüht
- Ökumenisch aufgeschlossen



Brigadegeneral a.D. Friedhelm Koch aus dem Bundesvorstand der GKS verabschiedet. Der Bundesvorsitzende Oberst Karl-Jürgen Klein nutzte einen geselligen Abend bei der diesjährigen Bundeskonferenz, um Friedhelm Koch für seine wertvolle Mitarbeit im Führungsgremium der GKS, dem er jahrelang als Vorsitzender des Sachausschusses „Sicherheit und Frieden“ angehörte, zu danken. Sein Amt hatte Koch mit Ausscheiden aus dem aktiven Soldatendienst bereits im Herbst letzten Jahres aufgegeben. Als Dank überreichte Klein ihm eine Chagall-Bibel. Sichtlich gerührt war BG Koch über den lang anhaltenden, einmütigen und wohlverdienten Beifall der Delegierten der Bundeskonferenz. Da Koch, der von Anfang an sich im KOK und in der GKS engagierte, eine Chronik der GKS in Angriff genommen hat, bleibt er der Gemeinschaft erhalten (Foto: Brockmeier)



## Konstituierung des Bundesvorstandes der GKS

**A**lle zwei Jahre konstituiert sich der Bundesvorstand der GKS neu. Er wird nicht von den Delegierten unmittelbar, sondern durch die Vorsitzenden und ihre Stellvertreter aus den Wehrbereichen gewählt. Nur sehr selten ist mit spektakulären Ergebnissen oder gar dramatischen Überraschungen zu rechnen.

So fanden am 30. April die **Wahlen und Berufungen zum Bundesvorstand der GKS** statt. Der neue Bundesvorstand wurde der Bundeskonferenz am 01.05.1999 vorgestellt.

Zum Bundesvorsitzenden wieder gewählt wurde Oberst Dipl.-Ing. Karl-Jürgen Klein, Aachen, Mitglied des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Zu stellvertretenden Bundesvorsitzenden wieder gewählt wurden auch Oberstleutnant Paul Brochhagen, Köln, und Oberstabsfeldwebel Hans-Jürgen Mathias, Hannover.

- **Berufungen:**
  - Referent beim Bundesvorstand: Oberst a.D. Jürgen Bringmann
  - Bundesgeschäftsführer: Hptm a.D. Günter Hagedorn
  - Chefredakteur AUFTRAG: OTL a.D. Paul Schulz
  - Pressesprecher: Hptm Marco Schauff
- **Berufungen Sachausschüsse:**
  - „Innere Führung“ (IF): OTL Helmut Jermer

- „Sicherheit und Frieden“ (SF): Oberst Dr. Klaus Achmann
- „Internationaler Sachausschuss“ (IS): OTL i.G. Reinhard Kloß
- „Konzeption und Information“ (KI): Major Alfred Warner

Die Mitglieder der Sachausschüsse werden von den SA selbst nach Sachverstand, Interesse und Verfügbarkeit ausgewählt, dem Bundesvorstand gemeldet und, soweit dieser keinen Einspruch erhebt, zu den Sitzungen eingeladen.

- **Berufungen von Beauftragten/Sachverständigen:**
  - Justitiar: Oberst a.D. Günther Reichel
- **Beauftragter KAS: Oberst a.D. Hans-Georg Marohl**
  - Redakteur AUFTRAG: OTL a.D. Klaus Brandt,
  - Seminare 3. Lebensphase: OTL a.D. Heinrich Havermann, Bereich Nord
  - OTL a.D. Volker Trassl, Bereich Süd
  - Förderkreis GKS: Oberst a.D. Bernd Englert
  - HptFw Hubert Berners

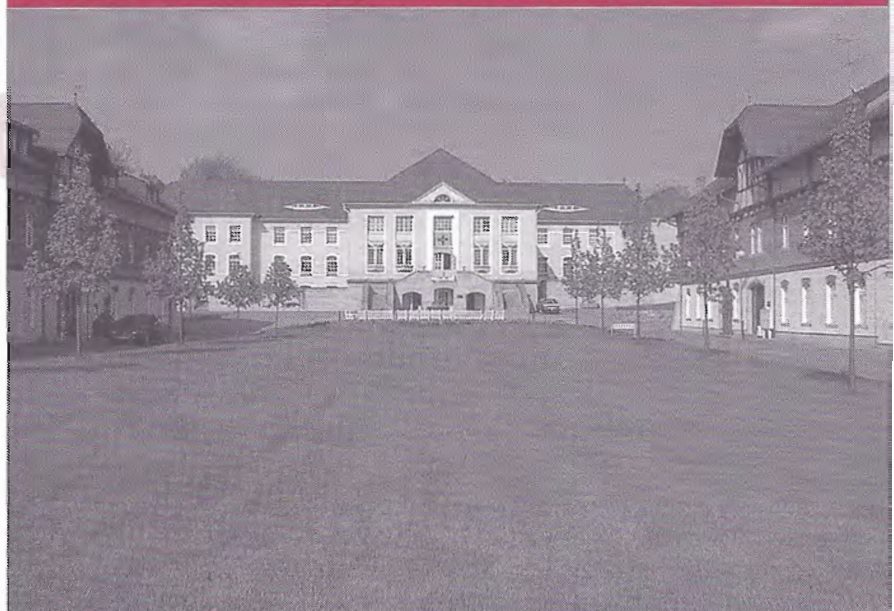


Aufmerksame, konstruktiv-kritische Zuhörer bei der Bundeskonferenz: BrigGen a.D. Friedhelm Koch, Oberst Dr. Klaus Achmann, Vorsitzender des Sachausschusses „Sicherheit und Frieden“, und der Geschäftsführer der aktion kaserne, Josef König, Berater im Sachausschuss „Innere Führung“ (Foto oben: Brockmeier)

Ein Blick zurück auf das Tagungshaus der diesjährigen Woche der Begegnung, das Bischof-Benno-Haus der Diözese Dresden-Meißen in Schmochtitz (Foto: PS)

## Internationale Soldatenwallfahrt nach Rom 2000

- Termin: 15.-22. November 2000.
- Thema: „Mit Christus Gerechtigkeit und Frieden bewahren“
- Nach derzeitigem Stand 3.000 internationale Teilnehmer.
- Pilgergruppe kath. Militärseelsorge: rund 675 Teilnehmer
- Eigenanteil nach BesGrp gestaffelt zwischen 800 und 1.100 DM.
- Auch Ehefrauen sind eingeladen. Wir alle sollten für diese Wallfahrt werben.
- Unterbringung in 8 Häusern zentral in Rom.





**A**usgangspunkt für die Ausführungen von Pater Michael Overmann SDS ist die lateinische Wortwurzel von AGGRESSIVITÄT:

„aggređi – sich auf etwas zu bewegen“. Insofern bedeutet „aggressiv sein“ soviel wie „auf ein Ziel losgehen ohne unangebrachtes Zögern, Zweifel oder Furcht“.

Zur Lebensbewältigung und Arterhaltung muss der Mann über ein gesundes Maß konstruktiver Aggressivität verfügen.

Die Grundaussagen dieses Beitrags lauten:

- Die Aggressivität des Mannes ist aufrichtig, direkt, klar und zielstrebig.
- Die Durchsetzungsfähigkeit spiegelt das vitale Interesse des Mannes, Lebensräume zu schaffen und neues Leben zu ermöglichen.
- Die Aggressivität des Mannes schließt sein Bestreben und seine Möglichkeit ein, neues Leben zu initiieren.
- Im Sinne der Arterhaltung dienen Aufrichtigkeit und Durchsetzungsfähigkeit des Mannes der Ermöglichung neuen Lebens. In ihrer lebensstiftenden Bedeutung müssen diese Wesenseigenschaften dem Mann im Verlauf des Individuations- und Sozialisationsprozesses erschlossen werden.

# Männliche AGGRESSIVITÄT konstruktiv gedacht

Michael Overmann

## A. Einführung: Der Weg – ein Symbol des Lebens

### 1. Das Leben ist BE-WEG-UNG

Wenn der Philosoph Blaise Pascal feststellt: „Zu unserer Natur gehört die Bewegung, die vollkommene Ruhe ist der Tod“, bringt er damit die Beobachtungen und Erfahrungen vieler Menschen auf den Punkt. Diese Beobachtungen und Erfahrungen weisen darauf hin, dass das irdische Leben allgemein und das menschliche Leben besonders von Bewegung geprägt ist. Die Entstehung und die Entwicklung des Lebens fordert von Anfang bis Ende Beweglichkeit; ohne Bewegung und ohne Fortschritt ist kein Leben. Mit welcher Ungeduld warten junge Eltern z.B. darauf, dass sich ihre Kinder in Bewegung setzen, zunächst krabbeln, dann stehen und schließlich Schritt für Schritt gehen. Und sprichwörtlich fassen wir das Ziel jeglicher Erziehung zusammen, dass der junge Erwachsene nämlich lernen muss, „auf eigenen Füßen zu stehen und zu gehen“. Doch das gilt nicht nur in den Jahren der Kindheit und Jugend, es gilt lebenslanglich.

So ermahnt ein anderes Sprichwort, wer nicht in Bewegung bleibt, „wer rastet, der rostet.“ In dieser Formulierung spiegelt sich die existentielle Angst des Menschen wider, sich nicht mehr bewegen zu können, nicht mehr lebensfähig zu sein, die Angst vor der Bewegungsunfähigkeit, dem Tod. Der Mensch ist also beweglich; sein Leben entfaltet sich in der Bewegung. Er ist unterwegs; sein Leben entfaltet sich unter den Bedingungen des Weges.

### 2. Der Weg als Bild des Lebens

Seine Bewegung führt dazu, dass der Mensch Spuren hinterlässt. Dort wiederum, wo viele Menschen sich bewegen und ihre Spuren hinterlassen, treten sie Wege aus. Und

Kein Beispiel männlicher Aggressivität gibt hier Pater Michael Overmann; mit den Mitteln der Körpersprache fordert er auf, auch Kopf und Verstand bei der Gestaltung des Lebensweges einzusetzen (Foto: PS)





die Wege, die vielen Menschen dienen, werden breiter; sie werden ausgemalt und zum großen Teil befestigt. Egal, um welchen Weg es sich dabei handelt, jeder Weg hat seinen Anfang und sein Ende, das gilt zumindest geographisch. Im Blick auf den Lebensweg stoßen wir dagegen auf die Bestimmtheit des Anfangs, der Weg beginnt immer mit dem ersten Schritt, und auf die Unbestimmtheit des Endes. Wengleich sich der Mensch in eine bestimmte Richtung bewegt, die Vielzahl von Gabelungen und Kreuzungen, von Kurven und Windungen bedingt, dass das Ziel des Weges nicht erkennbar, nicht sichtbar ist. In der Frage nach dem 'richtigen Weg' begegnen wir wiederum einer existentiellen Unsicherheit des Menschen. Weil das Ziel also ein wesentlicher Bestandteil des Lebensweges, aber nicht erkennbar, nicht sichtbar ist, bleibt es ein Postulat, über das letztgültige Aussagen schwer möglich sind. Christen sprechen z.B. vom „ewigen Leben in Gott“ oder vom „Leben in Fülle“, um diese Hoffnung in Worte zu fassen; Menschen in anderen Kulturen und Religionen ringen in ähnlicher Weise darum, ihre Zielvorstellung zu beschreiben.

### 3. Die Bewältigung des Lebensweges

Die Herausforderungen des Weges lassen den Wanderer nicht selten verzagen.

- Es gibt Irrwege, die in ihm Angst auslösen,
- es gibt Umwege, die ihn an den Rand der Erschöpfung bringen,
- es gibt Einbahnstraßen, die ihn festlegen,
- und Sackgassen, die zur Umkehr zwingen,
- es gibt Durststrecken, die den Sinn allen Tuns in Frage stellen,
- und Hindernisse, deren Überwindung die Bündelung aller Kräfte erfordert.

Hier hilft nur das Prinzip der kleinen Schritte. Die Aufteilung des Weges in Abschnitte und die Gliederung des Zieles in Teilziele ist für die Bewältigung der gesamten Strecke von großer Bedeutung. Das Errei-

## Gliederung

### A. Einführung: Der Weg – ein Symbol des Lebens

1. Das Leben ist BE-WEG-UNG
2. Der Weg als Bild des Lebens
3. Die Bewältigung des Lebensweges
4. Die Bedeutung des Weges

### B. Männliche Aggressivität – konstruktiv gedacht

1. Mein biblischer Zugang
  - 1.1 Aggression als Aktion
  - 1.2 Aggression als Sicherung des Lebensraumes
  - 1.3 Aggression im Dienste des Lebens
  - 1.4 Aggression und Gruppenbildung
  - 1.5 Aggression im Dienste der Individuation und Sozialisation
2. Ausdrucksformen der Aggressivität
  - 2.1 Konstruktive Aggressivität
  - 2.2 Defensive Aggressivität
  - 2.3 Destruktive Aggressivität
3. Mein geschlechtsspezifischer Zugang
  - 3.1 Der Weg des Mannes
  - 3.2 Die Aggressivität des Mannes
  - 3.3 Die Gemeinnützigkeit des Mannes

### C. Arbeitsgruppen

chen dieser Teilziele ist erneut be-  
wegend, ist motivierend.

Wer nun aber aufbricht und unterwegs ist, braucht für die Bewältigung der Gefahren und Herausforderungen des Weges Hilfsmittel, Kraftquellen und Wegbegleiter. Um die Orientierung im Labyrinth der vielen Wege nicht zu verlieren, braucht er den Kompass, die Landkarte oder den Wegweiser; um den Herausforderungen nicht aus dem Wege zu gehen, braucht er Ideale, Mut und Proviant; um den Gefahren des Weges nicht schutzlos gegenüber zu stehen, braucht er eine Ausrüstung, eine Bewaffnung und einen Weggefährten.

Jeder Mensch ist nun zunächst

auf seinem Lebensweg allein und einsam; jeder muss seinen eigenen Weg gehen – seine eigenen Weg-  
erfahrungen machen. Diese Erfahrungen kann ihm niemand abnehmen, diesen Erfahrungen müssen sich alle in gleicher Weise stellen. So sprechen wir dort, wo Menschen ihren Lebensweg ganz oder teilweise gemeinsam gehen, von „Weggemeinschaften“. Obwohl dann jeder Mensch seinen Weg gehen muss, weiß er sich doch von der Gemeinschaft und Solidarität aller, die unterwegs sind, gestärkt und getragen.

### 4. Die Bedeutung des Weges

Den fragenden und suchenden Menschen aller Zeiten ist und war die Bedeutung des Weges als Symbol für das Leben bekannt. Mythologie, Psychologie und Theologie haben das Bild des Weges aufgegriffen und nutzbar gemacht, sodass das Wegmotiv in den Schriften der verschiedensten Kulturen und Religionen zu entdecken ist. Während die einen damit den Prozess der Selbstwerdung des Menschen beschreiben, sehen die anderen dahinter die Möglichkeit der Annäherung an und der Vollendung in Gott. Befreit von bestimmten Gottes-, Menschen- und Weltbildern stellt sich jedoch die Frage, ob nicht dasselbe gemeint ist?

Die biblische Grundlage unseres christlichen Glaubens bietet uns zwei interessante Hinweise auf eine Theologie des Weges:

#### ➤ Alttestamentlicher Hinweis:

Wir wissen, dass das Judentum eine Gesetzesreligion ist. 613 Ge- und Verbote, verknüpft mit ihren jeweiligen Auslegungen, bestimmen das ganze Leben des Juden. Die Sammlung dieser Gesetze und Gesetzesauslegungen finden wir in der *Halacha*, was übersetzt so viel heißt wie 'der Marsch'. Es handelt sich also um Anweisungen für den frommen Juden, der als Pilger auf dem Weg zu Gott ist. Ihre Begründung findet die *Halacha* in Ex 18,20. Der Schwiegervater des Moses, Jethro mit Namen, wendet sich an Moses: „Nun höre auf meine Stimme, ich will dir einen guten Rat geben, und Gott wird mit dir sein. Vertritt du das Volk vor Gott und bringe du ihre



Angelegenheiten vor Gott. Belehre sie ferner über die Gebote und Weisungen und zeige ihnen den Weg, den sie gehen, und die Werke, die sie tun sollen.“ Wenngleich das Leben des Juden vor Gott von Ge- und Verboten bestimmt wird, so scheint dahinter eine Urstruktur menschlicher Existenz auf: das Unterwegs-Sein. Das AT macht beständig und konsequent Gebrauch vom Bild des Weges mit all seinen Analogien: So ist z.B. die Sünde das Abirren vom und die Reue die Rückkehr auf den rechten Weg. Die Erfüllung der Gebote und Weisungen hat im Lauf der Geschichte aber doch immer wieder dazu geführt, dass die Juden den Sinn des Gesetzes und das Ziel des Weges aus den Augen verloren haben, was später der Grund für die Kritik Jesu Christi sein wird.

#### ➤ Neutestamentlicher Hinweis:

Der Evangelist Lukas greift für seine beiden Werke (Lukasevangelium und Apostelgeschichte) das Bild des Weges auf. Mit dem „Weg-Schema“ bemüht er sich um die religionsgeschichtliche Verknüpfung des jungen Christentums mit dem Judentum und verbindet AT und NT zu einem Heilsweg. Das Leben Jesu konstruiert Lukas als eine Wanderung von Galiläa nach Jerusalem und ordnet die mündlichen und schriftlichen Berichte entsprechend zu. In der Apostelgeschichte beginnt er seine Erzählung in Jerusalem, beschreibt dann die Entwicklung der Urkirche nach Judäa, Samaria, Antiochien bis an die Enden der damals bekannten Welt. Im Wirken des Apostels Paulus in Rom sah Lukas die Welt als durch das Christentum erobert. Auf diesem Hintergrund begriffen und benannten die ersten Christen ihre Lebensgemeinschaft als den „Neuen Weg“ und versteht sich die Kirche bis heute als „Volk Gottes unterwegs“. Wenngleich der Evangelist Johannes in seinem Werk eine andere Theologie vertritt, so kann man auch bei ihm lesen: „Wenn ich gegangen bin und einen Platz für euch vorbereitet habe, komme ich wieder und werde euch zu mir holen, damit auch ihr dort seid, wo ich bin. Und wohin ich gehe – den Weg kennt ihr. Thomas sagte zu ihm: Herr, wir wissen nicht, wohin du gehst. Wie sollen wir dann den Weg kennen? Jesus antwortete:

*Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich.“ (Joh 14,3-6)* Auch hier beschreibt der Sohn Gottes sein Leben und Wirken als Weg, als Wegbereitung und Wegbegleitung.

Die Betrachtung des Weges als Symbol für das Leben sollte uns zur Besinnung auf den eigenen Lebensweg und als Grundlage für die weiteren Ausführungen dienen.

Plenum der Bundeskonferenz der GKS während des Vortrags von P. Overman



## B. MÄNNLICHE AGGRESSIVITÄT – KONSTRUKTIV GEDACHT

Nachdem wir uns mit der Bedeutung des WEGES für unser Leben auseinander gesetzt und einige WEG-GESCHICHTEN kennen gelernt haben, stellt sich die Frage nach dem, „was uns be-weg-t“ oder „was uns veranlasst, den Weg zu gehen“. Wir nennen den Be-weggrund, den Motor: LEBENSWILLE und verstehen darunter das Wollen, das Leben zu entfalten und das Selbst zu verwirklichen. Um diesen Prozess der Entfaltung und Verwirklichung begreifbarer zu machen, möchte ich das Stichwort AGGRESSION (als Lebenseinstellung und -haltung; AGGRESSIVITÄT) ins Spiel bringen; es beschreibt meiner Meinung nach den Lebenswillen in Orientierung am Wegmotiv.

### 1. Mein biblischer Zugang

In der Bibel heißt es im alttestamentlichen Buch Deuteronomium: „... Siehe! Heute habe ich dir Leben und Heil, Tod und Unheil vor Augen gestellt. Wenn du den Geboten

Jahwes, deines Gottes gehorchst, die ich dir heute anbefehle, indem du Jahwe, deinen Gott, liebst, auf seinen Wegen wandelst und so seine Gebote, seine Bestimmungen und Rechts-satzungen, beobachtest, so wirst du am Leben bleiben und dich mehren, und Jahwe, dein Gott, wird dich in dem Lande, in das du ziehst, um es in Besitz zu nehmen, segnen. Wenn sich aber dein Herz wendet und du nicht gehorchst, wenn du dich verführen lässt, fremde Götter anzubeten und ihnen zu dienen, so kündige ich euch heute an: Ihr werdet unfehlbar zugrunde gehen, ihr werdet in dem Lande, in das du über den Jordan ziehst, um hinzugelangen und es in Besitz zu nehmen, nicht lange leben. Ich rufe heute Himmel und Erde wider euch zu Zeugen an: Leben und Tod, Segen und Fluch habe ich dir vor Augen gestellt. So sollst du denn, dass du und deine Nachkommen am Leben bleiben, das Leben wählen, indem du Jahwe, deinen Gott, liebst, seiner Stimme gehorchst und ihm anhangst! Denn das ist dein Leben und die Dauer deiner Tage, damit du in dem Lan-



*de wohnen bleibst, das Jahwe deinen Vätern, Abraham, Isaak und Jakob, zugeschworen hat, ihnen zu geben.“*  
(Dtn 30,15-20)

Unabhängig von der theologischen Aussage und dem ethischen Charakter dieses Schriftzitates möchte ich aus den Erfahrungen der Menschen, die hier dem Gott des Alten Testaments in den Mund gelegt werden, Inhalte festhalten, die meines Erachtens für das Verständnis von Aggressivität bedeutsam sind.

### 1.1 Aggression als Aktion

Das Volk Israel hat den langen Zug durch die Wüste hinter sich; die Landnahme steht bevor. Die Wüstenwanderung war in der Geschichte des Volkes Israel eine Zeit der Entbehrung und der Prüfung und ebenso eine Zeit der Erfahrung, dass ihr Gott mit ihnen war; die Landnahme sollte einerseits eine Zeit kriegerischer Auseinandersetzungen mit dort ansässigen bzw. benachbarten Völkern, andererseits aber auch eine Zeit der Erfüllung der göttlichen Verheißung werden.

Die Worte Jahwes in dieser Übergangssituation des Volkes Israel verdeutlichen: das Volk ist auf dem Weg, die Menschen sind in Bewegung, sie sind aktiv und haben ein Ziel, das verheißene Land. Sie beschreiben damit exakt, was die lateinische Wortwurzel von AGGRESSIVITÄT bedeutet:

*„... aggredi von ad gradi (gradus bedeutet 'Schritt' und ad 'auf etwas zu', was also so viel heißt wie 'sich auf etwas zu bewegen', gehen, schreiten), ähnlich wie Regression von regredi kommt und 'sich zurückbewegen' bedeutet. Aggredi ist genau wie die heute veraltete englische Form 'to aggress' ein intransitives Verb. Es besteht die Möglichkeit, 'to aggress', das heißt sich vorwärts zu bewegen, aber es ist nicht möglich, 'to aggress somebody' in der Bedeutung von 'jemand angreifen'. ... Aggressiv sein in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes heißt so viel wie auf ein Ziel losgehen ohne unangebrachtes Zögern, Zweifel oder Furcht.“* (Fromm, 1974, 169)

➤ Aggression ist also zunächst eine auf ein Ziel gerichtete und mit Mut vollzogene Aktivität; Aggressivität wäre die entsprechende habituelle Haltung des Menschen.

### 1.2 Aggression als Sicherung des Lebensraumes

Das Ziel des Weges der Israeliten und der Inhalt der göttlichen Verheißung an das Volk war das „gelobte Land“, Landnahme also als Eroberung und Sicherung eines Lebensraumes. Ein Mensch wie auch die in Gruppen organisierte Menschheit brauchen Lebensräume. Aus der Verhaltensforschung wissen wir, dass die inner- und zwischenartliche Aggression der Tiere der Beschreibung eines Reviers dient und dass seine Eroberung eine direkte Auswirkung auf die Zahl der Nachkommen hat. Territoriales Verhalten ist ein wichtiger Mechanismus der Nachwuchskontrolle; Überbevölkerung bis zur Erschöpfung der Lebensgrundlage wird auf diese Weise vermieden. (Eibel-Eibesfeldt 1989) Parallelen mit der Menschheitsgeschichte sind unverkennbar:

#### 1.2.1 - Israel erobert sich seinen Lebensraum

*„Ich habe das Elend meines Volkes, das in Ägypten ist, wohl gesehen, und ihr Schreien über ihre Treiber habe ich gehört; ja, ich kenne seine Leiden. Darum bin ich herabgestiegen, um es aus der Gewalt der Ägypter zu befreien und es aus diesem Land herauszuführen in ein schönes und geräumiges Land, das von Milch und Honig fließt, in das Gebiet der Kanaaniter, Hethiter, Amoriter, Perisiter, Hiuwiter und Jebusiter.“*

(Ex 3,7-8)

Der Weg aus dem Elend und der Enge der Sklaverei in den Überfluss und die Freiheit des „gelobten Landes“ wird angekündigt. Die Verheißung Gottes ist nichts anderes als die Zielstrebigkeit des Volkes in der Lebenserhaltung, -sicherung und -versorgung. Dabei wird nicht verschwiegen, dass die Landnahme zur Auseinandersetzung mit und Abgrenzung von den bereits dort lebenden Menschen führen wird. Aber dieser neue Lebensraum garantiert eine ausreichende Versorgung.

#### 1.2.2 – Verheißung reicher Nachkommenschaft

*„... Ich will eure Nachkommenschaft so zahlreich machen wie die Sterne des Himmels, und dieses ganze Land, von dem ich gesprochen habe, will ich euren*

*Nachkommen geben, damit sie es für immer besitzen.“* (Ex 32,13)

Der eroberte Lebensraum und die gesicherte Versorgung der Menschen stehen in einem direkten Zusammenhang mit der Möglichkeit von Nachkommen.

➤ Aggressivität ist eine lebensraumerobernde und -verteidigende Aktivität, die im Blick auf den einzelnen Menschen als „Selbstbehauptung“ (z.B.: Fromm 1974, 173), im Blick auf die Menschheit als „Arterhaltung“ (Lorenz in Fromm 1974, 17) bezeichnet werden kann.

### 1.3 Aggression im Dienst des Lebens

In der vorgestellten alttestamentlichen Schriftstelle aus dem Buch Deuteronomium gibt der Autor die Erfahrung eindrucksvoll wieder, dass die menschliche Existenz sich grundsätzlich in der Spannung von zwei Polen entfaltet. In die Worte Jahwes gekleidet, heißt es dort:

*„Heute habe ich dir Leben und Heil, Tod und Unheil vor Augen gestellt.“* und: *„Leben und Tod, Segen und Fluch habe ich dir vor Augen gestellt. So sollst du denn, dass du und deine Nachkommen am Leben bleiben, das Leben wählen ...“*

(Dtn 30,15.19)

Sehr ähnlich sieht Freud die Aggressivität des Menschen in seiner dritten Trieblehre in der Spannung zwischen dem Lebenstrieb (‘Eros’) und dem Todestrieb (‘Thanatos’).

Rattner gibt die Gedanken von Freud in folgender Weise wieder: *„Das Lebensgeschehen müsse als ein Zusammen- und Gegeneinanderwirken von Lebens- und Todestrieben verstanden werden. Eros und Thanatos seien die Grundmächte des menschlichen Daseins.“* (Rattner 1970, 46) So deutlich die biblischen Worte aber die Entscheidung für das Leben empfehlen, so deutlich sieht Freud die Dominanz des Todestriebes. Dazu noch einmal Rattner: *„... In weitreichender Spekulation wird nun angenommen, dass Triebe 'konservativer Natur' seien und im Grunde jeweils einen Zustand herstellen wollen, der früher einmal bestanden habe. ... Da die*



Leblosigkeit (anorganisches Dasein) vor dem Leben da war, kann man demnach behaupten, dass das Leben in den Zustand des Todes ... zurückkehren wolle. Das Ziel des Lebens sei der Tod. Mit Hilfe seiner Triebe steuere der Organismus die absolute Ruhe und das totale Gleichgewicht an ... So könne man auch regelrecht einen 'Todestrieb' annehmen, der im Inneren des Organismus still arbeite und ihn vom Leben in den Tod zurückzunehmen bestrebt sei. Das Selbsterhaltungstreiben sei jedoch darauf gerichtet, dem Organismus den 'eigenen Tod' zu sichern. Äußere Gefahrenquellen werden abgewehrt mit dem einfachen Motiv, den 'Tod von innen' wallen zu lassen. Diesem Todestrieb stehe der Eros gegenüber, der Repräsentant der 'Lebenstrieb' sei." (Rattner 1970, 46) Beide Ansätze ähneln sich im Hinweis auf die dialektische Grundstruktur menschlicher Existenz, unterscheiden sich jedoch in ihren Folgerungen.

Freud führte unter dem Eindruck des Ersten Weltkrieges tief greifende Modifikationen seiner Triebtheorie durch. „Die Grausamkeit der Kriegereignisse veranlasste ihn dazu, nunmehr einen eigenständigen 'Aggressionstrieb' zu postulieren. Vor die Frage gestellt, wie denn Krieg überhaupt möglich sei, nimmt Freud ... gegen das Individuum und für die bestehende Gesellschaft Stellung. Nicht die gesellschaftlichen Missstände ... werden als Ursache für kollektive Aggressionshandlungen angeschuldigt, sondern die ominöse 'Triebnatur des Menschen', in die nun plötzlich eine urtümliche und unausrottbare destruktive Komponente verlegt wird. Nach Freud ist der 'Kampf aller gegen alle' ganz einfach der Naturzustand.“ (Rattner 1970, 45) Diese Gedanken werden meiner Meinung nach nur auf dem erwähnten, zeitgeschichtlichen Hintergrund verständlich. Betrachtet man hingegen die zitierte Schriftstelle Dtn 30,15-20, erscheint mir die Abwertung des Individuums und die Betonung des Todestriebes durch Freud als problematisch.

Die deuteronomistische Theologie geht von einem positiven Menschenbild und vom Lebenswillen eines jeden Menschen aus. Der Tod wird als Strafe Gottes, das Leben als Gnade Gottes bewertet, demnach

wollen Menschen leben, ihr Leben gestalten und sie setzen sich zur Wehr, wenn vitale Interessen bedroht sind.

- Aggressivität ist m.E. eine Bereitschaft, mehr noch ein Wille, das Leben als Herausforderung anzunehmen, in Mitverantwortung zu gestalten und bei Bedrohung zu verteidigen; Aggressivität hat demnach einen initiativen, renovativen und defensiven Charakter (begründend, erneuernd, verteidigend).

#### Zusammenfassend:

- Aggressivität ist die Möglichkeit des Menschen, die Herausforderung des Lebens anzunehmen und eine lebensraumorientierte, mitverantwortliche und zielgerichtete Aktivität zu entfalten.

#### 1.4 Aggression und Gruppenbildung

Nun lebt der Mensch ja nicht für sich allein, sondern in einem jeweiligen sozialen Umfeld. Evolutionsgeschichtlich war die Umstellung vom Leben in den Bäumen auf das Leben auf dem Boden für die Entwicklung des Menschen von großer Bedeutung. Mehr und verschiedensten Umwelteinflüssen ausgesetzt, waren

- ein Gehirn, das diese vielfältigen Reize und Reaktionen kombinierte und darüber hinaus ungeeignete Reaktionen zurückhielt, und
- eine Gruppe, die aufgrund von gemeinsamen Verhaltensmustern zu Koordination und Kooperation fähig war, notwendig.

Aufgrund der Vielfalt der zu bewältigenden Aufgaben und der emotionalen Ausstattung des Menschen entwickelten sich in größeren Gesellschaften Untergruppen mit einer eigenen Emotionalität, ebenso eigenen Normen, die sich von denen der anderen unterschieden. Der Bestand dieser Kleingruppen hing von der inneren Strukturierung, der Funktionsdifferenzierung entsprechend der Begabung und Neigung der Individuen und der Ein- bzw. Unterordnung der Mitglieder ab. So löste vor allem die Notwendigkeit der Arbeits-

teilung eine zunehmende Segmentierung der menschlichen Gesellschaft aus und verlangte die Entwicklung interner Kommunikationssysteme und Verhaltensnormen als Voraussetzung, den lebensnotwendigen Grad an Konformität und Kooperation in der Gruppe zu erreichen. Das wichtigste Beispiel dieses Anpassungsprozesses ist die Bildung der männlichen Jagdbande zur Beschaffung von Nahrung und zum Schutz der Artgenossen. (vgl. Schwarz 1987, 53)

Die **auslösende Funktion** für die Entstehung einer Gruppe ist die kollektive Erfahrung eines Bedürfnisses bzw. einer Notwendigkeit: *Die biblischen Texte beschreiben die Situation einer Gruppe von hebräischen Sklaven in Ägypten und deren Sehnsucht nach Freiheit.* Die **wegweisende Funktion** übernimmt eine charismatische Persönlichkeit oder eine drängende Teilgruppe, die andere hinter sich sammelt und aufgrund ihres Könnens oder Wissens Möglichkeiten eröffnet, das Bedürfnis zu befriedigen bzw. die Not zu lindern: *In unserem Fall ist es Moses, der das Volk der Israeliten aufgrund einer Verheißung in das „gelobte Land“ führte.* Für die Gruppe ergibt sich, das Ziel gemeinsam und mit gleichen oder einander zugeordneten Mitteln zu verfolgen. Diese Zielausrichtung der Gruppe in der Sicherung und Verteidigung des Lebens berücksichtigt die Fähigkeiten der einzelnen Mitglieder nur, so weit die Möglichkeiten ihrer aktiven Lebensbewältigung nicht eingeschränkt werden. Zur Sicherung der Funktionsfähigkeit der Gruppe ist die Entwicklung einer Organisationsstruktur und eines Normensystems und die Einordnung bzw. Zustimmung der Individuen erforderlich. Will die Gruppe ihre Existenz auf Zukunft hin sichern, muss sie dafür Sorge tragen, dass alle, auch die Nachkommen ihren Platz (Lebensraum) im sozialen Gefüge finden und ihnen die Normen und das Wissen der Gruppe vermittelt werden.

Fromm nimmt an, „... dass der Mensch ein immanentes Ziel besitzt und dass seine biologische Konstitution die Quelle von Lebensnormen ist. Er hat die Möglichkeit, zu voller Entwicklung und zu vollem Wachstum



zu gelangen, vorausgesetzt, dass die gegebenen äußeren Bedingungen diesem Ziel günstig sind. Das bedeutet, dass es spezifische Umweltbedingungen gibt, die zum optimalen Wachstum des Menschen und ... zur Entwicklung des lebensfördernden Syndroms führen. Andererseits wird der Mensch in dem Maß, wie diese Bedingungen nicht vorhanden sind, zu einem in seiner Entwicklung gehemmten Wesen, das durch das lebensfeindliche Syndrom gekennzeichnet ist.“ (Fromm 1974, 235) Diese 'biologische Konstitution' scheint mir die Grundlage charakterlicher Prägung des Menschen zu sein. Je nachdem, wie die Weitergabe des Gruppenstandards<sup>1</sup> im Zusammenhang mit der Fülle von sonstigen Umwelteinflüssen auf das Gehirn gelingt, entwickeln sich die lebensfördernden bzw. lebensfeindlichen Leidenschaften des Charakters; im Blick auf die Charakterstruktur führt das zu einer individuellen Mischung konstruktiver und destruktiver Energien. Während die Vergrößerung des Gehirns und die Entwicklung von Gruppen evolutionsgeschichtlich noch voll und ganz im Dienste des Überlebens des Menschen standen, birgt die Prägung des Charakters die Möglichkeit einer Entscheidung für, unter Umständen aber auch gegen das Leben. Jeder Gruppe ist folglich daran gelegen, ihre Nachkommenschaft vor negativen Umwelteinflüssen zu schützen und ihr eine positive Vermittlung des Gruppenstandards angedeihen zu lassen. Konstruktives Verhalten würde also vom positiven Verlauf dieses Sozialisationsprozesses abhängen und der Gruppe Sicherheit und Zukunft gewähren; destruktives Verhalten müsste das Ergebnis eines unzureichenden Schutzes der Nachkommen und einer mangelhaften Vermittlung von Normen und Wissen sein und eine Bedrohung der Gruppe aus der eigenen Mitte darstellen. Es muss eine Erfahrung der Gruppe geworden sein, dass es einen idealen Verlauf des Individuations- und Sozialisationsprozesses **des** Menschen nur in den seltensten Fällen gibt. Die Vielfalt **der** Einflüsse und der Mängel in der Erziehung und Prägung der einzelnen Menschen und die im Charakter angelegte Möglichkeit zur situativen Entscheidung stellen eindeutig eine

Beschränkung der sozialisierenden Einflussnahme auf die Entwicklung des einzelnen dar; die Grenze zwischen Sozialverantwortung und Gewissensfreiheit der Gruppenmitglieder scheint mir damit gekennzeichnet zu sein.

Auf die Wahrnehmung von Standardverletzungen durch destruktive Kräfte muss die Gruppe reagieren. Hier ist zunächst an die Definition lebensfeindlichen Verhaltens und entsprechende Restriktionen zu denken.<sup>2</sup> Weiterhin müssen wir von einer zunehmenden Institutionalisierung der Konfliktregelung ausgehen, die zu klären hat, was gut und recht bzw. nicht gut und nicht recht ist.

In diesem Zusammenhang kann die Entstehung der 'Sündenbock-Funktion' vermutet werden. Sozialpsychologisch bietet sich folgende Erklärung an: An der Stelle, wo die Gruppe die Erfahrung einer misslungenen Sozialisation gemacht hat, wird sie ihr Versagen als Schuldzuweisung an den 'Missratenen' kompensiert haben. Wenn gleich wir diesen Vorgang in jeder menschlichen Gesellschaft immer wieder beobachten können, ist es nicht der normale Weg der Konfliktlösung geworden.

### 1.5 Aggression im Dienste der Individuation und Sozialisation

Auf dem Wege zur Handlungsfähigkeit braucht die Gruppe das gemeinsame Ziel der **Lebensbewältigung** und der **Einheitlichkeit** auf der Grundlage verbindlicher Normen und Strukturen. Das Normensystem berücksichtigt die Bedürfnisse der Mitglieder und lässt die Diskussion der Meinungen und Werte zu, sodass die Einheitlichkeit eine Herausforderung und keine Selbstverständlichkeit ist. Da jede Frage, die sich stellt, mehr oder weniger unterschiedliche Antworten findet und jede Aufgabe auf unterschiedliche Handlungsvorschläge stößt, wird deutlich, dass die Vielfalt der Meinungen die Möglichkeit von Konflikten begründet. Die von der Gruppe empfundene Bedrohung ihrer Handlungsfähigkeit und Zielstrebigkeit durch solche Konflikte führt zur Weiterentwicklung des Normensystems, die der Konfliktvermeidung oder oft auch der Konfliktvertuschung dienen soll. Falsches Harmoniestreben hat jedoch gefährliche

Formen der Scheinheiligkeit, der Verdrängung und der Unechtheit in den Beziehungen zur Folge und erkennt die dynamische Kraft und die lebensfördernde Funktion des Konflikts.

Der Konflikt ist eine Art des Kampfes. Es wird festgestellt, wer der Stärkste, Schnellste, Klügste, kurz: der Beste ist. Diese Selektionsfunktion des Konfliktes ist für die Beschreibung des Lebensraumes der einzelnen Gruppenmitglieder besonders wichtig. Konflikte setzen dabei die Unterschiede der Menschen voraus, heben sie hervor und unterstreichen sie. Diese Unterschiedsvermittlung durch den Konflikt könnte vorschnell als Sozialdarwinismus entwertet werden. Schwarz hält dagegen: „*Wer nie die Einheit im Entscheiden, Handeln, Meinen mit seiner Herkunftsgruppe zerstört hat, kann keine individuelle Identität gewinnen.*“ (Schwarz 1987, 218) Was hier als Notwendigkeit für jeden Heranwachsenden postuliert wird, gilt für jeden Menschen: Wer immer nur „ja“ und nie „nein“ sagen kann, verfügt nicht über die Möglichkeit einer individuellen Selbstverwirklichung. Der selektive Charakter der Konflikte bietet den Beteiligten die Chance, ihren Platz in der Gruppe/in der Gesellschaft zu bestimmen und ein Persönlichkeitsprofil zu gewinnen.

Die zunehmende Differenzierung einer Gruppe ist aber kein Fortschritt, wenn ihre Einheit verloren geht; sie hat nur Sinn, wenn es gelingt, die Unterschiede neu zu koordinieren. Eine Standardverletzung als Widerspruch oder Zuwiderhandlung müsste zumindest zu einer Auseinandersetzung der Gruppe mit dem entsprechenden Mitglied führen, deren erste Folge die Überprüfung des Gruppenstandards und darüber hinaus eventuell dessen Korrektur oder Reform sein kann. Möglicherweise sieht aber auch der Andersdenkende bzw. -handelnde in dieser Auseinandersetzung seinen Irrtum ein und paßt sich dem Gruppenstandard wieder an. Die Offenheit der Gruppe in der Konfliktregelung entscheidet darüber, ob sie integrativ oder restriktiv auf die Aggressionen ihrer Mitglieder eingeht. In unterschiedlicher Weise garantiert die Gruppe dem Individuum gegenüber seine Eingebundenheit und schützt es so weit möglich vor Ausschluss und Iso-



lation. Der integrative Charakter der Konflikte vermittelt den Beteiligten die Erfahrung, ihr soziales Umfeld aktiv mitgestalten zu können.

## 2. Ausdrucksformen der Aggressivität

Nur das, was der Mensch erfahren und erlebt hat, kann er kultivieren. Der Konflikt innerhalb der Gruppe ist also der Raum, in welchem er seine Aggressivität leben und entsprechende Erfahrungen machen kann. Seine Aktivität wird im Rahmen des Konfliktes Reaktionen seitens eines anderen Gruppenmitgliedes oder der Gruppe hervorrufen. Entsprechend des Wortes von Buber: „*Ich werde am du; Ich werdend spreche ich du.*“ (Buber 6/1992, 15) lernt der Mensch im Konflikt die Wirkkraft seiner Aggressivität ebenso kennen wie deren Grenzen. Für die Prägung der Aggressivität ist nun entscheidend, wie integrativ bzw. restriktiv das Individuum sein Gegenüber im Konflikt erlebt. Es ist die Komposition der Reaktionen, die im Verlauf eines Individuations- und Sozialisationsprozesses zur je eigenen Erfahrung von Aggressivität werden und diese prägen.

Die Lektüre der Schriften zum Thema „Aggressivität“ vermittelt unterschiedliche Theorien und eine Fülle von Ausdrucksformen der Aggressivität. Ich strebe keine möglichst vollständige Wiedergabe aller Konkretisierungen an, zumal ich den Eindruck gewonnen habe, dass manche Autoren geradezu bemüht sind, neue Formen zu entdecken und zu definieren. Selbst Fromm unterscheidet viele verschiedenen Aggressionsarten (vgl.: Fromm 1974, V-X). Ausgehend vom Lebenswillen des Menschen halte ich allein folgende Ausdrucksweisen für wichtig, um die es im folgenden Teil der Arbeit geht:

- die lebensbejahende (-fördernde), **konstruktive** ...
- die lebensverteidigende, **defensive** ...
- die lebensbedrohende (-vernichtende), **destruktive** ...

**Aggressivität.**

### 2.1 Konstruktive Aggressivität

Unter Berücksichtigung des Lebenswillens eines jeden Menschen scheint mir die Konstruktivität die



Pausengespräch: Hauptmann Wolfgang Becker hat noch viele Fragen an P. Michael Overmann

Normalform der Aggressivität zu sein. Die Bedeutung der Entwicklung des Gehirns und eines entsprechenden Nervensystems im Rahmen der Evolutionsgeschichte ist wohl die Grundlage dieser Annahme, um deren Begründung es zunächst geht.

Das Gehirn ist zusammen mit dem Nervensystem der Motor des Lebens und der Organisator der Aggressivität. „*Seine größte Entwicklung und die intensivste Prägung erfährt das Gehirn vor der Geburt und ein paar Monate danach. Nach dieser Periode üppigen Wachstums nimmt die Entwicklungsgeschwindigkeit merklich ab; doch gibt es selbst beim Erwachsenen keinen Punkt, nach welchem die Entwicklung aufhört und nach welchem die (Organisations- und) Reorganisationsfähigkeit ... verschwindet.*“ (Livingston in Fromm 1974, 214) Diese Organisationsfähigkeit des Gehirns hängt nun aber davon ab, wie es gefordert wird.

Fromm erinnert uns an den russischen Neurologen Secenov, der wohl als erster darauf hingewiesen hat, „*dass das Nervensystem das Bedürfnis hat, 'in Tätigkeit gesetzt zu werden', das heißt ein gewisses Erregungsminimum zu erfahren.*“ (Fromm 1974, 214) Deutlich wird der lebensnotwendige Zusammenhang zwischen der Anregbarkeit und Offenheit des Menschen und der Vielfalt der anregenden Impulse seiner Umwelt, den die pathologischen

Auswirkungen eines Stimulationsmangels bei Kleinkindern unterstreichen. (vgl. Fromm 1974, 215) Erst und vor allem die Erfahrung eigener Effektivität, die einer sie verursachenden Anregung bedarf, befreit den Menschen aus der nicht nur im Kleinkindalter erlebten Abhängigkeit und Ohnmacht. Ein bedeutender Faktor für die Entwicklung vom Objekt fürsorglicher Zuwendung zum Subjekt selbständiger Gestaltung des und seines Lebens dürfte also die Befriedigung des Bedürfnisses sein, Wirkung zu erzielen.

„*Das Bewusstsein des Menschen, in einer seltsamen, übermächtigen Welt zu leben, und sein daraus entspringendes Gefühl der Ohnmacht könnten ihn leicht überwältigen. Wenn er sich als völlig passiv, als bloßes Objekt erleben würde, so würde er seine Identität, seinen Willen nicht empfinden. Um dies zu verhindern, muss er das Gefühl erwerben, dass er fähig ist, etwas zu tun, jemand zu etwas zu bewegen, einen 'Eindruck zu hinterlassen', oder, um es mit dem treffendsten Wort auszudrücken: er muss 'effektiv' sein ... Effektiv sein heißt soviel wie zustande bringen, vollbringen, realisieren, ausführen, vollführen. Wir bezeichnen jemand als „effektiv“, wenn er die Fähigkeit besitzt, etwas zu tun, etwas zu bewirken, etwas zu leisten. Diese Fähigkeit bedeutet, dass man nicht schwach und hilflos ist, sondern dass man ein le-*



*bendiges, funktionierendes menschliches Wesen ist.*“ (Fromm 1974, 212)

Die Erfahrung der Effektivität entspringt also der Auseinandersetzung mit der Umwelt. Diese findet naturgemäß in der Beziehung zu anderen Menschen, zu den Tieren, zur unbelebten Natur und zu Ideen statt. Immer wieder ist die Konstruktivität der Aggressivität eine Folge der Art und Weise der Konfliktlösung. Diese fordert gerade im zwischenmenschlichen Bereich neben Standfestigkeit und Durchsetzungskraft die Kooperationsbereitschaft der Konfliktpartner. Verschiedene Verhaltensmuster sind denkbar (vgl. Schwarz 1987, 238-250):

- **DELEGATION:** Rezeptiv akzeptieren beide Konfliktpartner die Vermittlung einer dritten Instanz, die mittels stabiler Sanktionsmöglichkeiten eines Normensystems durchgesetzt werden kann.
- **KOMPROMISS:** Die Einigung der Konfliktpartner in wichtigen Teilbereichen der Auseinandersetzung. Hervorzuheben ist der hohe Grad an gegenseitiger Akzeptanz, der flexible Umgang mit der Unterschiedlichkeit der Meinungen und die kreative Fähigkeit, sich aufeinander zu bewegen.
- **KONSENS:** Ausgehend von der Unvereinbarkeit der verschiedenen Standpunkte müssen sich beide Kontrahenten auf einen dialektischen Entwicklungsprozess einlassen, als dessen Resultat eine Lösung gefunden wird, die beiden Beteiligten Rechnung trägt, von beiden aber auch das Verlassen ihres ursprünglichen Standpunktes verlangt.
- **Je mehr Selbstbewusstsein eines Menschen sich aus der, durch eine entsprechende Stimulation möglich gewordenen Erfahrung seiner Durchsetzungs- und Wirkkraft entfalten kann, desto konstruktiver ist sein Verhalten, besonders im Rahmen der Regelung von Konflikten.**

## 2.2 Defensive Aggressivität

„Die defensive Aggression (ist) in das tierische und menschliche Gehirn eingebaut und (hat) die Funktion, vitale Interessen gegen Bedrohungen

zu verteidigen.“ (Fromm 1974, 165) Diese Programmierung jeden Lebewesens auf die Verteidigung vitaler Interessen führt zu der Frage, welche Bedrohungen die defensive Aggression auslösen. Aufgrund seiner Instinktverhaftung reagiert ein Tier nur auf aktuelle und reale Bedrohungen und nur, wenn diese die Existenz direkt gefährden. Der Mensch dagegen nimmt nicht nur die gegenwärtigen, sondern auch die zukünftigen Bedrohungen seiner Interessen wahr. Er empfindet nicht nur die wirklichen Gefahren, die sinnlich erfassbar sind, sondern auch Irreführungen sprachlicher Natur sowie Ungerechtigkeiten in der Sozialstruktur als bedrohlich. Schließlich ist der Bereich, in dem wir von vitalen Interessen sprechen können, beim Menschen gegenüber dem Tier erheblich erweitert, denken wir nur an die Begrenzung der Gier nach Besitz und Macht, an die Einschränkung der Freiheit, an die Entlarvung von Fehlern und Schwächen und an die Verletzung der Würde einer Person bzw. der Gruppe, um nur einige Beispiele zu nennen. Diese größere Beeinflussbarkeit der Erregung führt zu einer wesentlichen Erweiterung und Verstärkung defensiver Aggressivität im Sozialgefüge des Menschen. Die wachsende Aggressions- und Gewaltbereitschaft besonders der männlichen Jugendlichen unserer Gesellschaft und Zeit, von der die unterschiedlichen Medien immer wieder berichten, müsste in diesem Zusammenhang gesehen und bewertet werden und zu entsprechenden Veränderungen führen.

## 2.3 Destruktive Aggressivität

Wer allein diesen Bereich defensiver Aggressivität bedenkt, wird erstens die Zunahme an Konfliktmöglichkeiten und zweitens die fließenden Grenzen zur destruktiven Aggressivität bemerken. „Die Geschichte des Menschen ist ein Bericht einer außerordentlichen Destruktivität und Grausamkeit, und die Aggression des Menschen ist offenbar weit größer als die seiner tierischen Ahnen.“ (Fromm 1974, 165) Diese „Hyperaggressivität“ (vgl. ebenda) muss Beachtung finden. Ausgehend von der Bedeutung der Sicherung eines Lebensraumes und der Erfahrung von Effektivität für den Men-

schen nehme ich an, dass die lebensbedrohende Prägung der Aggressivität ihren Ursprung in der Beeinträchtigung konstitutiver Entwicklungsvorgänge hat.

### 2.3.1 Erfahrungen und Kompensation der Ohnmacht

Wie bereits beschrieben, waren Gehirnentwicklung und Gruppenbildung die entscheidenden Faktoren der Existenzsicherung des Menschen im Überlebenskampf. Gerade aber die Gruppenbildung stellt für die menschliche Destruktivität einen ersten Begründungszusammenhang dar. Sie hat vor allem eine lebenssichernde und -verteidigende Funktion und fordert die Ein- und Unterordnung des Individuums.

Die Durchsetzungskraft der Gruppe hängt erheblich von der Entwicklung eines *Wir-Gefühls* ab, welches sich zunächst auf die Identifizierung mit einer Führungspersonlichkeit oder auf die Überwindung einer konkreten Not begründen kann, dann aber durch die gemeinsame Erfahrung der Krisen- und Lebensbewältigung gestärkt werden muss. Dieser notwendigen *Wir-Entwicklung* in der Menschheitsgeschichte tritt die *Ich-Entwicklung* in der Lebensgeschichte des einzelnen Menschen zur Seite.

Gegen die Primärerfahrungen der Abhängigkeit von der Fürsorge der Eltern, besonders der Mutter, und der Abhängigkeit von der Lebenssicherung der Gruppe entwickelt sich das Bedürfnis des Menschen, „sein Leben selbst in die Hand zu nehmen“ und darüber hinaus das Leben der Gruppe verantwortlich mitzugestalten. Erst die gesunde *Ich-Entwicklung*, die sich aus dem Konflikt mit den Bezugspersonen und Gruppenrepräsentanten und der entsprechenden Abgrenzung zu ihnen ergibt, gewährleistet die Integration des einzelnen in die Gruppe anstelle der Bevormundung und Unterdrückung seiner durch sie. Damit ist der Weg von der Abhängigkeit zur Sicherung eines Platzes im Sozialgefüge beschrieben. Menschliche Existenz entfaltet sich folglich in der Dichotomie zwischen Ich- und Wir-Entwicklung.

Der unterschiedliche Verlauf der Interaktion der individuellen Bedürfnisse mit den sozialen Bedingun-



gen des Menschen bestimmt in besonderer Weise die Prägung der Aggressivität. Ein Beispiel: Dem Bedürfnis von Geborgenheit und Sicherheit folgend sucht der Mensch Schutz. Diesen Schutz bietet die Sorge geliebter Bezugspersonen ähnlich wie die Solidarität einer Gruppe. Je nachdem, wie sich die Ich-Stärke entfaltet hat, sucht der Mensch diesen Schutz *in der Regression* und begibt sich in neue Abhängigkeiten oder *in der Progression* und baut ein Beziehungsnetz auf. Auf dem Wege der Regression führt eine unzureichende Ich-Entwicklung zu fortlaufenden Abhängigkeits- und Ohnmachtserfahrungen, die u.a. in Allmachtsphantasien kompensiert werden können. Das individuelle Empfinden der Behinderung bzw. Zerstörung des eigenen Lebens durch die sozialen Gegebenheiten kann dann zu dem Wunsch führen, das Leben anderer ebenso zu behindern, gar zu zerstören.

➤ **Destruktives Verhalten scheint mir das kompensatorische Bedürfnis zu sein, andere und besonders die Gruppe als übergeordnete Instanz für das eigene Geschick verantwortlich zu machen und zu strafen.**

### 2.3.2 Erfahrungen und Kompensation der Langeweile

Im zweiten Begründungszusammenhang gilt es anzuknüpfen an die Erfahrung der Effektivität für die Ich-Entwicklung. Die Entwicklung des Gehirns eröffnet dem Menschen die Möglichkeit, über sich und seine Situation nachzudenken und Entscheidungen zu treffen. Die dialektische Grundstruktur seiner Existenz macht diese Entscheidungen notwendig als Voraussetzung jeglicher Aktivität. Das entschiedene Handeln wiederum macht die individuelle Durchsetzungsfähigkeit und die soziale Produktivität erfahrbar. Das Ergebnis der Ich-Stärke impliziert das Gefühl, „gebraucht zu werden“, „etwas zu bewegen“ und vor allem, „dass das (eigene) Leben einen Sinn hat“. Welche Folgen kann aber die unzulängliche Stimulation des Gehirns haben?

Eine fehlende bzw. mangelhafte Auseinandersetzung mit der Gruppe, ihrer Geschichte, ihrer Kultur und ihren Normen behindert/verhindert

die Entwicklung des Selbstbewusstseins und die Erfahrung von Selbstständigkeit. Der Betroffene spürt die Beeinträchtigungen in der Gestaltung seines Lebens, *in der Durchsetzung seiner Vorstellungen und Ziele* und *in der Erfolglosigkeit seiner Taten und Worte*; seine Aktivität findet nicht die gewünschte Anerkennung. Unberührt und unberücksichtigt von der (sozialen) Umwelt machen sich im Alltag Langeweile und im Leben des Betroffenen das Gefühl der Sinn- und Wertlosigkeit breit.

„Das Gefühl (jedoch), zur Wirkungslosigkeit verdammt zu sein – das heißt, zu einer völligen vitalen Impotenz, von der die sexuelle Impotenz nur einen kleinen Teil darstellt –, eines der schmerzlichsten und vielleicht fast unerträglichen Erlebnisse ist, und dass der Mensch fast alles versuchen wird, um es zu überwinden ...“ (Fromm 1974, 214)

Die Monotonie des Alltags lässt sich in gewissem Maße durch das Eingehen auf primitive Reize zum schnellen Lustgewinn kompensieren. Der so handelnde Mensch „*narkotisiert*“ das unbehagliche Gefühl (innerer Leere) durch die momentane Erregung, durch den *‘Nervenkitzel’*, den *‘Spaß’*, durch Alkohol oder Sex – aber im Unbewusstsein bleibt er gelangweilt.“ (Fromm 1974, 221) Die Langeweile als innere Realität aber und das Gefühl der Sinn- und Wertlosigkeit lassen den im Menschen angelegten Lebenswillen ins Gegenteil umschlagen. Da Aufmerksamkeit, Bestätigung und Lust nicht in der verantwortlichen Mitgestaltung des Lebens erfahrbar werden, werden sie in Bedrohung, Qual und Vernichtung des Lebens gesucht. Der Mensch „*ist das einzige Lebewesen, das zum Mörder und Vernichter der eigenen Art werden kann, ohne davon einen entsprechenden biologischen oder ökonomischen Nutzen zu haben.*“ (Fromm 1974, 196)

Die destruktiven Verhaltensmuster wurden zuvor bereits bedacht, sie seien noch einmal im Überblick zusammengestellt (vgl. Schwarz 1987, 234-238):

– **UNTERORDNUNG:** Der negative Verlauf der Auseinandersetzung führt zur resignierenden Akzeptanz der Abhängigkeiten und zur Unterwerfung unter den

oder die Stärkeren. Die Anpassungsfähigkeit des Menschen wandelt sich hier in die Unterwürfigkeit des Schwächeren und ist – institutionalisiert – ein hierarchiestützendes Moment.

– **FLUCHT:** Aufgrund der vermuteten Aussichtslosigkeit seiner Situation sucht der Betroffene das Weite. Flucht als örtliche Trennung wie auch als psychische Verdrängung ist keine wirkliche Lösung des Problems.

– **VERNICHTUNG:** Auch wenn von Anfang an Kontrollen der Aggression das menschliche Zusammenleben in Gruppen begleiten und diese Kontrollen in einem Rechtssystem gesellschaftlich institutionalisiert sind, begegnen wir immer wieder der ursprünglichsten Form des Kampfesverhaltens nach dem Prinzip „Sieg und Niederlage“. Besonders, wenn die Gruppe ihre Bedeutung im und ihren Einfluss auf das Leben des Individuums verspielt hat, kommt das Streben nach Genugtuung und Sieg durch Vernichtung zum Zuge.

➤ Die destruktive Aggressivität kann als Folge von Störungen des sozialen Bezuges eines Menschen beschrieben werden. Diese Störungen sind in jeder Phase des Lebens, ausgehend von der pränatalen Existenz im Mutterschoß möglich und beeinflussen den weiteren Lebenslauf. Sie verhindern einerseits die Befreiung des Menschen aus Abhängigkeiten und seine aktive, selbstbewusste und verantwortliche Teilnahme am Leben der Gruppe und behindern andererseits die Entwicklung eines auf Effektivität und Kreativität und der daraus folgenden sozialen Anerkennung ruhenden Selbstbewusstseins. Findet der Sozialbezug in seiner konstitutiven Bedeutung für die Existenz des Menschen ausreichende Beachtung, wird dem gegenüber die Bedeutung eventueller Störungen desselben nachvollziehbar. So wird die Destruktivität menschlicher Aggressionen als Folge einer beeinträchtigenden und



unzureichenden Antwort auf die soziale Orientierung des Menschen und somit als Kompensation eines unbefriedigten Grundbedürfnisses verstehbar.

### 3. Mein geschlechtsspezifischer Zugang

#### 3.1 Der Weg des Mannes

(Biblische Vorbemerkung: „Warum männliche Aggressivität?“ Gen 2,24 und Mt 19,5 / Mk 10,7)

In seinem Buch „Krise des Mannes“ setzt Bednarik sich mit der „Vollmenschlichkeit der Mannes“ auseinander:

„Es ist hier nochmals darauf einzugehen, warum gerade die Rolle des Mannes in der Welt mehr gefährdet erscheint als die der Frau. Das liegt daran, dass die Geschlechtsrolle der Frau, die ihr das Empfangen, das Gebären und Ernähren von Kindern als Aufgabe zuweist, von vornherein eine 'vollmenschliche Spezialisierung' ist, die der weiblichen Existenz keinen Abbruch tut, sondern sie im Gegenteil zur Erfüllung bringt. Damit verglichen ist die Vollmenschlichkeit des Mannes viel weniger gesichert, und gerade deshalb ist das Ideal der Vollmenschlichkeit ein ausgesprochenes männliches Ideal. Der weibliche Vollmensch ist viel häufiger anzutreffen als der männliche Vollmensch, und die weibliche totale Menschlichkeit ist viel schwieriger zu verfehlen als die männliche. Aus diesem Grunde waren die Rollenspezialisierungen von Männern schon von allem Anfang menschlicher Geschichte an viel zahlreicher und differenzierter als die der Frau. Die Frau geht natürlicherweise viel mehr in ihrer Geschlechtsspezialisierung auf, sie ist Jungfrau, Geliebte, Gattin, Mutter, Großmutter. Das männliche Analogon ist aber nicht die Entwicklung vom Jüngling zum Großvater, sondern die Entwicklung der Rollenspezialisierung als Soldat, Arbeiter, Handwerker, Anführer, Priester, Intellektueller, Künstler usw., sowie der 'Aufstieg' in diesen Spezialisierungen von untersten zu höheren Rängen. Frauen sind ihrem 'Urbild' immer näher als der Mann, sie sind deshalb auch einander ähnlicher, als Männer es sein können. ... Die Frau braucht um ihre volle Menschlichkeit nie so zu ringen (und

zu fürchten; M.O.) wie der Mann, sie trägt sie unbewusst oder bewusst in sich. Aus diesem Grunde braucht sie auch keine komplizierten Ideale für ihre Rollen in der Welt aufzustellen, und sie ist auch, ohne das Gesicht zu verlieren, in der Lage, sich an soziale und wirtschaftliche Veränderungen besser anzupassen.“ (Bednarik 1968, 194)

Fazit:

„Die Frau ist, der Mann wird.“ Auf dem Weg zur Ganzheitlichkeit (Bednarik: Vollmenschlichkeit) erfährt sich die Frau als Begnadete; sie entdeckt die Sinnhaftigkeit ihres Daseins in ihren biologischen Anlagen. Während sie das leben- und sinnstiftende Moment in sich trägt, muss der Mann es außerhalb seiner selbst suchen. Diese Suche nach dem Sinn seiner Existenz gestaltet sich für ihn zunehmend schwieriger und führt immer häufiger nicht zu dem gewünschten Ziel.

Einige bedenkenswerte Aspekte des männlichen Individuations- und Sozialisationsprozesses seien benannt. Die enge prä- und postnatale Mutter-Kind-Bindung ist für beide Geschlechter Ausgangspunkt ihrer Entwicklung. Während das Mädchen sich aber nach der Entdeckung seiner Kerngeschlechtlichkeit am Vorbild seiner Mutter orientieren kann, wird der Junge in dieser Entwicklungsphase damit konfrontiert, dass er nicht so ist, wie seine Mutter. „Männlich sein“ bedeutet für ihn: „Ich bin nicht wie sie“ (Badinter 1993, 76); Männlichkeit ist also zunächst eine „Negativ-Definition“.

Auf dem Weg zur Geschlechts- und Geschlechtsrollenidentität findet diese „Negativ-Definition“ idealerweise in der Begegnung mit dem Vater einen Ausgleich. Aus vielfältigen Gründen, die in anderem Zusammenhang noch ausführlicher erörtert werden sollen, kommt es aber immer weniger zu diesem Ideal. Die Häufigkeit und zunehmend völlige Abwesenheit des Vaters intensiviert also die Verunsicherung des Jungen. In seiner Orientierungslosigkeit hält er Ausschau nach Substituten, die eine Identifikation ermöglichen, aber oft vorschnell und damit leichtfertig gewählt werden. Fällt die Wahl auf eine andere männliche Bezugsperson des sozialen Umfelds, scheint der Ersatz des abwesenden Vaters möglich zu sein; bedauerlicherweise ist aber auch dies meistens nicht der Fall, sodass die Angebote der Medi-

en oder der Straße an Attraktivität gewinnen. Ich nenne das „Identifikation aus der Konserve“. Es sind nicht mehr die Beobachtungen eines konkreten, wertgeschätzten Mannes und nicht die Erfahrungen mit ihm; es ist die Darstellung der Männlichkeit in den Medien und das Gerede der Männer oder über Männer auf der Straße, woraus der Junge und junge Mann sein Bild von Männlichkeit mosaiksteinmäßig zusammensetzt.

Männlichkeit ist somit keine aufgrund von Primärerfahrungen gewachsene „Vollmenschlichkeit“, sondern eine aufgrund von Sekundärerfahrungen aus Bruchstücken und Vermutungen konstruierte „Teil-menschlichkeit“.

➤ In Verbindung mit der Überlegung, dass der Mann in der Entwicklung seiner Geschlechtsrollenidentität wesentlich mehr auf die Unterstützung durch die Gesellschaft angewiesen ist als die Frau, stoßen wir auf deren größere Störanfälligkeit. Gerade die Entwicklung und Geschichte der Gesellschaft bewegen mich zu der Feststellung, dass eine gesunde männliche Identität mehr denn je Zufallscharakter hat. Die Reihe der Störmöglichkeiten beginnt mit der „Negativ-Definition“ von Männlichkeit in der frühen Kindheit, setzt sich fort in der Notwendigkeit, sich seine Vorstellung vom Mann-Sein aus Sekundärerfahrungen konstruieren zu müssen, und ist mit der Beschränkung des Angebots von Orientierungshilfen (z.B. auf das Leistungsprinzip) nicht vollständig. Männlichkeit muss folglich als ein „Werden“ begriffen werden; mehr als die Frau ist der Mann ein Suchender, damit aber auch ein Gefährdeter; sein „aggressiv“ ist eine existentielle Notwendigkeit und gleichzeitig ein existenzgefährdendes Risiko.

#### 3.2 Die Aggressivität des Mannes

Für die Beschreibung von Wesenseigenschaften und die Erfahrung ihrer Sinnhaftigkeit können und müssen wir die anatomischen und



physiologischen Manifestationen zu Hilfe nehmen. Bemühen wir uns um ein tieferes Verständnis männlicher Aggressivität, fordert dies die Berücksichtigung des männlichen Körpers, seiner Prozesse und Reaktionen. Fromm konkretisiert: „Die Auffassung von der der Selbstbehauptung dienenden Aggression scheint sich durch bestimmte Beobachtungen zu bestätigen, die sich auf den Zusammenhang zwischen dem männlichen Hormon und der Aggression beziehen. Eine Anzahl von Experimenten hat ergeben, dass männliche Hormone die Tendenz zeigen, ein aggressives Verhalten hervorzurufen. Wenn wir die Frage beantworten wollen, weshalb dies so ist, müssen wir in Betracht ziehen, dass einer der grundlegendsten Unterschiede zwischen Mann und Frau ihre unterschiedliche Funktion während des Sexualaktes ist.“ (Fromm 1974, 169) Nehmen wir mit Fromm insbesondere die Bedeutung der Sexualfunktionen an, so lassen sich drei Schlüsse im Blick auf die männliche Aggressivität ziehen.

### 3.2.1 Die männliche Aufrichtigkeit

Für den Vollzug des Sexualaktes ist auf Seiten des Mannes zunächst die erregungsbedingte Erektion des Penis notwendig. Sie macht die Bereitschaft zum Geschlechtsverkehr offenkundig. Erektion bedeutet Aufrichtung. Nehmen wir nun mit Fromm den hormonellen Zusammenhang von Aggressivität und Sexualität an, liegt der Schluss nahe, dass nicht nur das sexuelle, sondern auch das aggressive Verhalten des Mannes Aufrichtigkeit und Standfestigkeit impliziert. Wer sich aufrichtet und vielleicht noch „in die Brust wirft“, demonstriert Selbständigkeit, beansprucht einen Standort, vertritt einen Standpunkt, bemüht sich um Standfestigkeit und verteidigt seinen Platz. Seinem sozialen Umfeld vermittelt der Aufrichtige Klarheit in Bezug auf seine Absicht, Position, Vorstellungen und Ziele.

➤ Im gegebenen Zusammenhang ist festzuhalten, dass die Aggressivität des Mannes aufrichtig, direkt, klar und zielstrebig ist.

### 3.2.2 Die männliche Durchsetzungsfähigkeit

Beim Geschlechtsverkehr im Dienste der Arterhaltung ist das Eindringen in die Vagina der Frau, eventuell das Durchstoßen des Hymens gefordert. „Da die sexuelle Funktionsfähigkeit des männlichen Partners für das Fortleben der Art von grundlegender Bedeutung ist, sollte man erwarten, dass die Natur ihn mit einem besonders aggressiven Potential ausgestattet hat ...“ (Fromm 1974, 169)<sup>3</sup> Vergleichen wir diese Geschlechtsfunktion des Mannes mit den grundlegenden Überlegungen zur „Aggressivität“, scheinen Parallelen zur Eroberung und Sicherung eines Lebensraumes als Voraussetzung für die Aufzucht von Nachkommenschaft auf. Vordergründig weist dieser Vergleich auf die Bedeutung der Durchsetzungsfähigkeit des Mannes, die der Schaffung von Lebensraum dient. Hintergründig stoßen wir auf männliche Bedürfnis, Leben zu ermöglichen. Es wurde bereits erwähnt, dass der Mann die Sinnhaftigkeit seiner Existenz außerhalb seiner selbst suchen muss und dass Aggressivität etwas mit dem Wunsch zu tun hat, Wirkung zu erzielen.

➤ Die Durchsetzungsfähigkeit spiegelt das vitale Interesse des Mannes, Lebensräume zu schaffen und neues Leben zu ermöglichen. Sie ist eine männliche Grundeigenschaft zur Arterhaltung und Lebensbewältigung.

### 3.2.3 Die männliche Initiative

Schließlich kommt es im Orgasmus zum Samenerguss. Die Verbindung einer weiblichen Eizelle mit einer männlichen Samenzelle ist der Auslöser für die Entstehung und das Wachstum eines neuen Lebewesens. Hat der Mann sich durchgesetzt und einen Lebensraum erobert, kann durch ihn neues Leben angeregt werden.

➤ Die Aggressivität des Mannes schließt sein Bestreben und seine Möglichkeit ein, neues Leben zu initiieren.

Auf dem Hintergrund männlicher Sexualfunktionen ergibt sich für das Verständnis männlicher Aggressivität folgendes:

➤ Im Sinne der Arterhaltung dienen Aufrichtigkeit und

Durchsetzungsfähigkeit des Mannes in hervorragender Weise der Ermöglichung neuen Lebens. In ihrer lebensstiftenden Bedeutung müssen diese Wesenseigenschaften dem Mann im Verlauf des Individuations- und Sozialisationsprozesses erschlossen werden.

### 3.3 Die Gemeinnützigkeit des Mannes

Mit der Sicherung des Lebensraumes und der Versorgung von Individuum und Gesellschaft stellt sich die Frage nach weiteren Umsetzungsmöglichkeiten männlicher Aggressivität. Ist die Abgrenzung des Lebensraumes nach außen abgeschlossen, muss sich das Innenleben der Gruppe entwickeln, welches sinnstiftendes und zielgerichtetes Handeln möglich macht. Die Gruppe selbst wird zum Raum für Aktivitäten und Initiativen, denn die Aggressivität des Mannes begegnet der Vielfalt von zu bewältigenden Aufgaben alltäglicher Lebensgestaltung. Es ist die Initiative unterschiedlich begabter Ideenträger, die nach Gleichbegabten und Gleichgesinnten suchen und damit der männliche Aggressivität ein Ziel verschaffen. In der Gruppe bilden sich eine eigene Emotionalität, eigene Normen und eigene Ziele heraus, die sich von denen anderer Gruppen unterscheiden. Ihr Bestand gründet auf Funktionsdifferenzierung und Gruppenstrukturierung.

Vor allem die Notwendigkeit der Arbeitsteilung löst eine zunehmende Segmentierung der Gesellschaft aus und verlangt die Entwicklung eines Kommunikations- und Normensystems als Voraussetzung für den existenzsichernden Grad an Konformität und Kooperation. Diese muss die Tendenz zur Segmentierung zulassen, um der Aggressivität des Mannes Raum für zielgerichtete Aktivitäten zu geben; sie kann sie aber nur insofern überstehen, als dass sie jede Gruppenbildung und die Differenzierung der Normen mit Hilfe der Kommunikation koordiniert, sanktioniert und stabilisiert. Das bedeutet: die Gesellschaft und ihre Gruppen müssen sich zur gegenseitigen Existenzsicherung auf eine Rangordnung von Interessen, Normen und



Werten einigen. Über diese Rangordnung bewirkt die Gruppenbildung die Hierarchisierung der Gesellschaft und fordert auf dem Hintergrund von Konkurrenz und Machtstreben der Gruppen oder einzelner Gruppenmitglieder Ein- und Unterordnung der jeweils anderen.

Im Rahmen der alltäglichen Lebensbewältigung ist die männliche Aggressivität also ein Motor für die Bildung von Gruppen und Auslöser für die hierarchische Organisation der Gesellschaft. Arbeitsteilung und Gruppenstruktur stellen der Gesellschaft ihren 'Fort-Schritt' sicher. Auf verschiedenen Ebenen und in verschiedenen Bereichen der Gesellschaft tun sich Räume auf, Lebensräume, die die konstruktive Aggressivität des Mannes zulassen. Trotz möglicher Perversionen dieses Fortschritts in Gegenwart und Zukunft dürfen wir nicht übersehen, welchen Nutzen die Gesellschaft aus den Erregenschaften des männlichen

„aggressi“ gezogen hat. Gerade diese Perversionen aber weisen uns noch einmal auf die Begründung destruktiver Aggressivität hin, die sich aus der Summe von „Negativ-Erfahrungen“ im Lebenslauf eines einzelnen Mannes ergibt. Ebenso wäre aber die Verkehrung ins Gegenteil möglich, wenn sich der männlichen Aggressivität keine neuen Räume zur Entfaltung und Gestaltung neuen Lebens eröffneten.

Zu den Grundstrukturen einer männlichen Aggressivität gehören nach meinem Verständnis:

- Initiierung des Lebens
- Lebensraumorientierung des Verhaltens
- Sicherung und Versorgung der Nachkommenschaft
- Erneuerung, Verteidigung und Weitergabe des Lebens

Der Einfluss dieser Grundstrukturen männlicher Aggressivität auf eine männliche Spiritualität dürfte kaum in Zweifel gezogen werden.

## Anmerkungen

- 1 'Standard einer Gruppe' – zusammenfassender Begriff für den Grad der Entwicklung einer Organisationsstruktur, eines Normensystems und eines Wissensstandes.
- 2 Vergleiche: Verkündigung der Zehn Gebote an das Volk der Israeliten auf ihrem Weg durch die Wüste.
- 3 Ich möchte die Gedanken über das Erobern, Eindringen und Durchstoßen im Rahmen des Geschlechtsaktes nicht im Sinne der Legitimierung von Gewalt in der Geschlechtsbeziehung von Frau und Mann verstanden wissen.

## Literatur

- Bcdnarik, Karl: Die Krise des Mannes. Wien/München/Zürich, 1968.
- Fromm, Erich: Anatomie der menschlichen Destruktivität. 2. Auflage. Stuttgart, 1974.
- Rattner; Josef: Aggression und menschliche Natur. Individual- und Sozialpsychologie der Feindseligkeit und Destruktivität des Menschen. Olten, 1970.
- Schwarz, Gerhard: Die 'Heilige Ordnung' der Männer. Patriarchalische Hierarchie und Gruppendynamik. 2. Auflage. Opladen, 1987. □

## C. Arbeitsgruppen



### 1. AG – Biographie

In der AG – *Biographie* ging es zunächst um die Reflexion der *Vatererfahrungen* im Verlauf des bisherigen, eigenen Lebens und dann um deren Bedeutung für einen Vaterglauben.

### 2. AG – Christologie

In der AG – *Christologie* war die Grundlage der Arbeit Joh 14,06: „Ich bin der Weg ...“ Es ging dann um den *Glauben* und um das kirchliche und persönliche *Glaubensbekenntnis*.

### 3. AG – Soziologie

Die AG – *Soziologie* nahm die Folgen der Entväterlichung unserer Gesellschaft zum Anlass, die Bedeutung und Förderung der Väterlichkeit neu zu begründen und Vaterfunktionen zu erarbeiten.

### 4. AG – Spiritualität

In der AG – *Spiritualität* ging es um einen Vergleich des Gleichnisses vom 'Verlorenen Sohn' mit dem Märchen 'Der Eisenhans' und die Deutung dieser Erzählungen für das eigene Mannsein.

## GEFUNDEN:

Motto für den  
Weltfriedenstag 2000

„Friede auf Erden den Menschen, die Gott liebt“ lautet das Motto für den Weltfriedenstag 2000. Mit seiner ersten Botschaft zum neuen Jahrtausend wollte Papst Johannes Paul II. deutlich machen, daß Frieden möglich sei, wenn die Menschheit Gott suche und Gott finde, so eine Vatikanerklärung.

Angesichts der tragischen und blutigen Konflikte zum Ende des Jahrtausends und angesichts der Globalisierung wollte Johannes Paul II. alle Menschen einladen, wirksam am Aufbau des Friedens mitzuwirken, heißt es weiter. Das Jubiläumsjahr 2000 müsse Anlaß für "intensives Gebet und neue Bemühungen sein, um den Krieg als Instrument zur Lösung von Gegensätzen zu überwinden". Waffen seien ungeeignet, Frieden aufzubauen. (PS/KNA)



# Orthodoxe Kirche und Gesellschaft in Russland

## Moskauer Patriarch Alexij II. äußert sich zu Fehlentwicklungen

**D**er Moskauer Patriarch Alexij II. hat den Anspruch seiner Kirche als moralische Autorität des Landes in Erinnerung gebracht. Seine unpopulären Warnungen und Mahnungen decken sich in manchen Teilen mit Erklärungen des Papstes und der deutschen Bischöfe.

Die Zeitung „Moskowskije Nowosti“ gab dem Kirchenoberhaupt in ihrer Rubrik „An der Schwelle der Jahrhunderte“ Gelegenheit, seine Ansichten zu den geistigen Zukunftsperspektiven Russlands darzulegen. Seit längerer Zeit werden unter diesem Aspekt die Meinungen von Politikern, Künstlern und Wissenschaftlern publiziert. In dem Artikel weist der Patriarch zunächst darauf hin, dass es „keinen Gegensatz zwischen Glaube und Wissenschaft“ gebe. Bemerkenswert ist die zeitliche Nähe zur letzten Enzyklika von Papst Johannes Paul II. „Fides et ratio“ vom Oktober, die in vieler Hinsicht auf die gleiche Frage verweist. Doch fasste sich der Patriarch viel kürzer und legte seinen Schwerpunkt auf den „wissenschaftlichen Marxismus“: Wissenschaft werde in Russland oft mit Ideologie gleichgesetzt. Die Bolschewiki hätten die göttlichen Gebote nachgeäfft, indem sie sie in den „Moralkodex der Erbauer des Kommunismus“ umformuliert hätten. Aber auch die jetzige Zeit kritisierte Alexij, denn „wenn sich hinter der Fassade der Demokratie das Herrschaftsstreben einiger Personen, Gruppen oder Völker über andere verbirgt, dann wird das letztlich zu neuen Revolutionen und Kriegen, womöglich zu globalen, führen“.

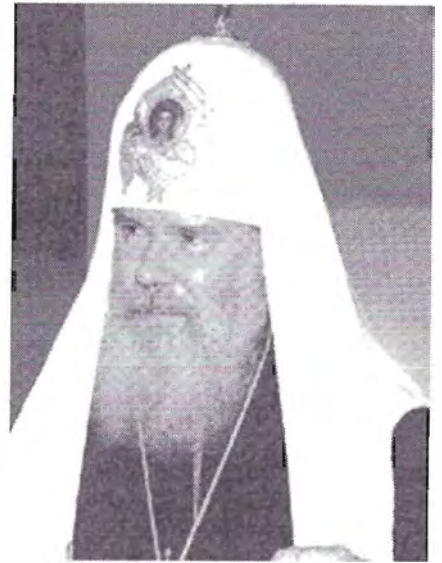
In einer bedeutsamen Rede vor der jährlichen Eparchialversammlung der Hauptstadt ging das Kirchenoberhaupt nicht nur mit den Zuständen der russischen Gesellschaft

ins Gericht, sondern deckte auch innerkirchliche Fehlentwicklungen schonungslos auf.

Als „konkretes Problem“ in seinem Land nannte Alexij „das schnelle Anwachsen negativer Prozesse in unserer Gesellschaft und speziell im kirchlichen Bereich, die einen bedeutenden Teil der Gläubigen ergriffen haben“. Er sprach vom „Geheimnis der Gesetzlosigkeit“, das „in unseren Tagen besonders klar und aggressiv“ zutage trete. Es gehe nicht mehr um eine „sporadische Erscheinung der Sünde, nicht um vereinzelte Episoden des Bösen, sondern um den beschleunigten Aufbau eines allgemeinen Weltsystems des Bösen. Die Bevölkerung organisiert sich zielgerichtet nach den satanischen Prinzipien der Lüge, der Fälschung, des Verrats, der Verneinung vor der groben Gewalt.“

Als Auswirkungen zählte er verschiedene Laster auf: Habgier, Egoismus, Rauschgiftsucht, aber auch das „Vergnügen um jeden Preis“. Er prangert eine falsche Religiosität, unwahre christliche und totalitäre Sekten an, Aberglaube, Astrologie, Okkultismus, Magie und Neuheidentum. „Kurz gesagt: Es ist ein unveröhnlicher, erbitterter Streit zwischen dem Reich Gottes und dem Reich Diabolos entbrannt“, stellte der Patriarch seiner versammelten Eparchie vor Augen.

Seiner Geistlichkeit hielt er vor, sich diesem Trend angeschlossen zu haben. Viele von ihnen versuchten, die so genannten „Neuen Russen“ nachzuahmen und zwar mit teilweise „kriminell erworbenem Reichtum“. Sie unterhielten Kontakte zu Firmen und Banken, die mit Hilfe der Kirche ihre Geschäfte legalisieren wollten. Aber nicht nur diese Priester mahnte ihr Oberhirte zu anderem Lebensstil, er verurteilte auch Geistliche, die als



Der Moskauer Patriarch Alexej II.

„neue Starzen“ Gläubige zu „führen“ versuchten, sie tatsächlich aber in ihrer geistigen Freiheit einschränkten. Die echten Starzen hätten solche Auswirkungen zu vermeiden gesucht, im Übrigen aber auch in Klöstern gelebt.

Der Patriarch warnte ferner vor einer Politisierung der Geistlichkeit, was in erster Linie auf die nationalpatriotische Ausrichtung vieler russisch-orthodoxer Priester bezogen werden mag. Dass die Kritik Alexijs nicht grundlos erfolgt ist, kam auch bei der Zusammenkunft des Heiligen Synods zur Sprache, der in einer Erklärung auf zahlreiche Eingaben von Gläubigen hinwies, die sich über den Lebensstil ihrer Geistlichen beschwert hatten.

Auffallend für den katholischen Beobachter ist das Fehlen jeden Seitenhiebs auf die katholische Kirche. Ohne Rücksicht auf etwaige Kritik an seiner Person verurteilt er Abtreibungen, die in Russland ohne religiöse Skrupel als Mittel der Familienplanung eingesetzt werden, brandmarkt „neue Formen der Familie“ und legt sich mit den weit verbreiteten Nationalpatrioten und Antisemiten an, wenn er mahnt: „Ohne Würdigung oder wenigstens Toleranz der Gesetze und Sitten der verschiedenen Völker werden wir neuen Gegensätzen nicht entgehen.“

(PS nach Diethild Treffert  
in: DT 14.01.1999)



# Versöhnung gelingt erst, wenn die Wahrheit zueinander geführt hat

Tagung der Kommission „Justitia et Pax“ zur Aufbereitung der DDR-Vergangenheit

Norbert Zonker

Forderungen nach einer Amnestie für Straftatbestände der SED-Zeit, nach einem „Schluss-Strich“ gar, sind abzulehnen – darüber waren sich die Teilnehmer eines Workshops der katholischen Deutschen Kommission „Justitia et Pax“ in Berlin einig. Doch dass im zehnten Jahr nach der „Wende“ eine Debatte über diese Themen berechtigt ist, stand ebenfalls außer Frage.

„Bei denen, die seit Jahren in der Aufarbeitung tätig sind, gibt es Enttäuschung über die Ergebnisse und Zweifel am eingeschlagenen Weg“, sagte der Dresdner Prälat Grande, der die „Arbeitsgruppe Aufarbeitung“ der ostdeutschen Bischöfe geleitet hatte. Die „Aufarbeitung“ drohe „in Wahrheitsfindung als Selbstzweck stecken zu bleiben“. Gesellschaftliche Versöhnungsprozesse würden nicht angestrebt.

Die Kommission hatte sich mit ihrem Seminar im Sitz des ehemaligen Ministeriums für Staatssicherheit der DDR (MfS) jedoch mehr vorgenommen, als Anmerkungen zu tagesaktuellen Diskussionen zu machen. Unter dem Titel „Erinnerung, Aufarbeitung von belasteter Vergangenheit und Demokratisierung“ sollte es um nichts geringeres gehen als um „einen kirchlichen Beitrag zur Überwindung der Folgen der SED-Diktatur sowie der Spannungen zwischen Ost und West in Deutschland“, wie es in der Ausschreibung hieß.

Der an der Universität der Bundeswehr in Hamburg lehrende Theologe und Sozialethiker Thomas Hoppe verglich die Aufarbeitung in Deutschland mit Erfahrungen in Südamerika, Afrika und Osteuropa. Hoppe hob hervor, Aufklärung über die historischen Fakten sei auch dann notwendig, wenn sie nicht oder nicht unmittelbar im Dienst einer Strafverfolgung ehemaliger Täter stehe.

Bereits in der öffentlichen Benennung des Unrechts liege eine

„partielle Rehabilitierung der Opfer“. Hoppe wies auf die Grenzen einer strafrechtlichen Verfolgung von in Diktaturen begangenen Unrecht hin. Die an rechtsstaatliche Standards gebundene Justiz werde häufig überfordert. Andererseits werde die oft in Lateinamerika praktizierte Strafflosigkeit der Täter von den Opfern als Verhöhnung empfunden, zudem werde dabei die Chance, so genannte „Führungseliten“ auszuwechseln, vergeben.

Das etwa in Südafrika eingesetzte Instrument der „Wahrheitskommission“ habe zwar eine breite gesellschaftliche Diskussion bewirkt, jedoch auch „Manifestationen der Unversöhnlichkeit“ hervorgebracht. Am Ende der Anhörungen habe nicht selten das Ergebnis „Wahrheit ohne Gerechtigkeit und ohne Reue“ gestanden.

Sind über symbolische Maßnahmen der Rehabilitierung und Hilfen für Traumatisierte hinaus auch Akte der Vergebung und Versöhnung möglich? Die Tagung machte deutlich, welche Zumutungen und Chancen solche Prozesse für Opfer wie für Täter bedeuten. Für die Opfer, sagte Grande, könne es eine große Entlastung und ein „Akt der Selbstheilung“ sein, wenn sie vergeben könnten. Doch alle Vergebungsbereitschaft der Opfer läuft ins Leere, wo Täter

die Vergebung nicht annehmen – beide bleiben also auch im Nachhinein in fataler Weise aufeinander bezogen.

Norbert Peikert, Dozent an der Evangelischen Fachhochschule für Sozialpädagogik in Dresden und Leiter einer Einrichtung zur psychosozialen Beratung „bei Stasi-Konflikten“, berichtete aus seiner eigenen therapeutischen Praxis, dass es für die – wenigen – Rat suchenden Täter ungeheuer schwer sei, über die Vergangenheit zu sprechen. Sie seien – oft unter einem „Panzer“ von Arroganz und Unverschämtheit – von tiefen Ängsten und einer großen Einsamkeit geprägt, „aber nie werden sie es zugeben“.

Peikert hat nach eigenem Bekunden noch kein Gespräch zwischen Tätern und Opfern erlebt, „doch es wäre schon viel gewonnen, wenn beide wenigstens mit einem Dritten sprechen könnten“.

Hoppe regte an, „geschützte Räume“ zu schaffen, in denen für Täter und Opfer das Risiko tragbar werde, sich auf Prozesse der Aussöhnung einzulassen. Ob die Kirchen für solche Einrichtungen geeignete Träger sein könnten, blieb in der Diskussion offen. Grande wandte sich dagegen, wegen mangelnder Erfolgsaussichten auf den Versöhnungsgedanken beim Umgang mit der Vergangenheit zu verzichten. Versöhnung ist aus seiner Sicht weniger ein Ziel als ein Prozess, und dieser sei notwendig, damit die belastete Vergangenheit „kein Stolperstein“ für die Zukunft werde, so der Prälat. Die Wahrheitsfindung müsse „zueinander führen“.

(aus: DT 23.01.1999)

## KURZ NOTIERT Vatikan: Mehr als eine Milliarde Katholiken weltweit

Die Zahl der Katholiken ist weltweit auf mehr als eine Milliarde gestiegen. Ende 1997 hatten 1,005 Milliarden Menschen der Kirche angehört, das sind 17,3 Prozent der Weltbevölkerung. Am höchsten ist der Anteil der Katholiken nach Angaben des Vatikan in Amerika, wo 62,9 Prozent der Bewohner katholisch getauft seien. In Europa seien es 41,4 Prozent, in Ozeanien 27,5, in Afrika 14,9 und in Asien drei Prozent, heißt es im „Annuario Pontificio 1999“. Die Zahl der Staaten, die mit dem Vatikan Ende 1998 diplomatische Beziehungen unterhielten, betrug demnach 168. Die Gläubigen würden von mehr als 3,3 Millionen pastoralen Mitarbeitern betreut, darunter 4.420 Bischöfe, mehr als 404.200 Priester, 24.400 Ständige Diakone und 819.200 Ordensfrauen. (KNA)



## Am Anfang einer neuen Kultur?

Der Päpstliche Kulturrat verbreitet Optimismus über die Zukunft Europas

Claudia Reimüller

Unter dem Leitwort „*Christus, Quelle einer neuen Kultur für Europa an der Schwelle des neuen Jahrtausends*“ hat im Vatikan ein Symposium zur Vorbereitung auf die Europasynode im Herbst 1999 stattgefunden. Etwa fünfzig Experten verschiedener Fachrichtungen aus ganz Europa beschäftigten sich vier Tage lang mit folgenden Schwerpunkten:

1. mit dem Wiederfinden der Fundamente: der Philosophie und Theologie, der Anthropologie und der Wissenschaften;
2. mit der Neubesinnung auf die Grundlagen: Familie und Erziehung, Schule und Universität;
3. mit dem Erneuern des Humanismus in Literatur, Kunst und Kommunikation;
4. schließlich mit dem Neubedenken des Weges des Menschen in der Gesellschaft: Nationen und Kulturen, Ethik, Wirtschaft und Politik standen hier zu Debatte.

Ausgerichtet wurde das Symposium vom Päpstlichen Rat für Kultur, dessen Präsident, Kardinal Poupard, während der Audienz mit Papst Johannes Paul II. erklärte: „Europa ist eine Herausforderung. (...) Wir haben in diesen Tagen nicht versucht, Futurologie zu betreiben oder die Zukunft vorherzusagen, sondern wir haben versucht, sie vorzubereiten. Und am dringendsten notwendig scheint uns, die Fundamente, von der Anthropologie bis zur Ethik wieder zu entdecken, damit es zu einer christlichen Renaissance kommen kann, ohne welche die bevorstehende Zeit keine Zukunft hätte. Wir sind überzeugt, und darin bestärkt uns Ihre Lehre während Ihres zwanzigjährigen Pontifikats, dass wir Europa eine Seele geben und sein Gewissen bilden müssen, damit ein verletztes Europa durch eine Rückkehr zu den christlichen Wurzeln, die das Leben und die Kultur dieses Kontinents ge-

formt haben, zu einem versöhnten Europa wird.“

In den verschiedenen Vorträgen des Symposiums wurde eine Vielfalt von Fragen behandelt.

- Die deutsche Philosophin Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz sprach über „*Technik und Religion. Weitergabe eines vereinigten Wissens?*“;
- die Gründerin der Fokolar-Bewegung, Chiara Lubich, über „*Eine Zivilisation der Liebe. Frau und Mann in der Gesellschaft*“.
- Der polnische Regisseur Krzysztof Zanussi behandelte „*Das Christentum als inspirierende Quelle für das Kino*“;
- der schwedische Theologieprofessor Per Beskow über „*Christliche Identität in einem säkularisierten kulturellen Milieu*“.
- Der dänische Musikwissenschaftler Peter Ryom forderte in seinem Statement über die „*Renaissance der musikalischen Schönheit: die Herausforderung der heiligen Musik im 21. Jahrhundert*“ gar eine Enzyklika, welche sich mit dem Einfluss der Musik, dabei vor allem der sakralen Musik, auf die Seelen beschäftigen sollte.

Mehrfach wurde in den Ausführungen dargelegt, dass es wichtig ist, der Jugend, die gerade in einer Zeit des Materialismus und des Skeptizismus nach Spiritualität, Authentizität und Wahrheit suche, durch das Evangelium neue Hoffnung für die Zukunft zu geben. Der Direktor der Tageszeitung „Das Luxemburger Wort“, Leon Zeches, wies auf die Aufgaben der katholischen Journalisten dabei hin. Sie müssten informieren, aber auch formieren, um zur Evangelisierung des Alltäglichen beizutragen.

Der Rektor der Universität Cyrill und Methodius im slowakischen Trnava, Ján Szelepcsényi, verlangte

in seinem Referat „*Für eine Neugeburt des Christentums in Europa*“, jeder Mensch müsse, um in Würde leben zu können, Zugang zur Arbeit erhalten. Er sagte: „Die Durchsetzung der sozialen Gerechtigkeit und Solidarität ist der sicherste Weg, um der Menschheit die Aktualität der Lehre Christi zu vergegenwärtigen und sie an den immer währenden Zusammenhang des Menschlichen und des Göttlichen zu erinnern.“

Der ehemalige österreichische Bundesratspräsident Schambeck, erklärte gegenüber der Deutschen Tagespost: „Ich glaube, dass die Tagung zum richtigen Zeitpunkt angesetzt wurde. Aus der Sicht der Entwicklung der europäischen Integration – die Konferenz von Amsterdam hat in der Kirchenklausel besonders auf die Bedeutung der Kirchen und Religionsgesellschaften hingewiesen – hat die römisch-katholische Kirche mit ihrer Tradition von nahezu zweitausend Jahren eine besondere Verpflichtung. Wir erkennen immer mehr, dass die Europäische Union nicht eine bloße Zweckgemeinschaft, sondern eine Wertegemeinschaft ist. Und dazu bedarf es, um Papst Johannes Paul II. zu zitieren, eines christlichen Gewissens und einer zum Tragen kommenden christlichen Seele.“

Schambeck forderte: „Wir müssen uns in der europäischen Entwicklung und der Verantwortung in der Völkergemeinschaft auch als Christen sehen. In ökumenischer und in ökonomischer Verbundenheit. Ich habe in diesen Tagen, die ich hier miterleben durfte, kaum eine Konfrontation gesehen, sondern nur Koordination und Integration. Es wäre schön, wenn es uns hier gelingt, zu einer Selbstbesinnung beizutragen, nicht im Sinne eines egoistischen Eurozentrismus, sondern als Beitrag zum Weltgemeinwohl, wobei Europa in einer neuen Ordnung einen Beitrag zur Völkergemeinschaft leisten kann.“ (aus: DT 16.01.1999)



# Syrien und die Lage seiner christlichen Minderheit

## – Teil II –

**E**twa zehn Prozent der syrischen Bevölkerung sind Christen, die in verschiedene altorientalische und orthodoxe Kirchen aufgespalten sind. Der Beitrag befasst sich mit der Lage der Christen in Syrien, einem Staat, in dem die islamische Rechtslehre zwar eine Hauptquelle der Gesetzgebung, der Islam aber keine Staatsreligion ist und der allen Bürgern Glaubensfreiheit gewährt. Der Verfasser, der von 1992 bis 1995 als Militärattaché mit seiner Frau in Damaskus lebte, möchte dazu beitragen, das christliche Syrien, das unserer Erinnerung zu entgleiten droht, ins Bewusstsein zurückzurufen.

Im Teil I der Untersuchung (AUFTRAG Nr. 235, S. 62 ff.) wurde das Land in seiner ethnographischen und konfessionellen Vielfalt dargestellt und der Rahmen für die christlichen Minderheiten innerhalb der muslimischen Mehrheiten abgesteckt. Auf Besonderheiten des alawitischen Regimes des Staatspräsidenten Hafiz Al Assad wurde ebenso hingewiesen, wie auf den historischen Rahmen von Antiochia über die Ökumenischen Konzile, die muslimische Eroberung, die Kreuzzüge bis zur osmanischen Herrschaft und die Mandatszeit.

Teil II in diesem AUFTRAG Nr. 236 beschreibt die Lage der Christen in Syrien heute.

Weitere Beiträge über die Lage der christlichen Minderheiten in anderen Ländern des Nahen Ostens sollen folgen.

Volker W. Böhler

### 3. Die Lage der Christen in Syrien heute

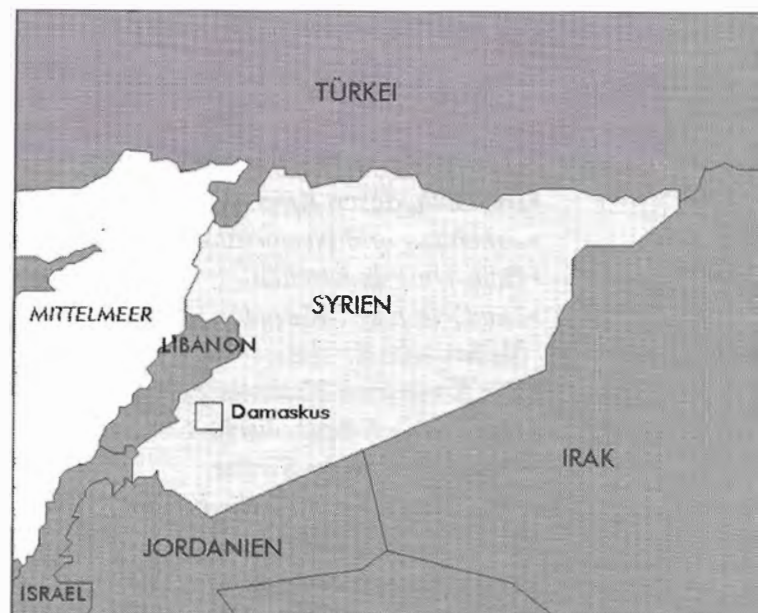
**D**ie christliche Gemeinde macht heute ca. zehn Prozent der 14 Millionen Einwohner Syriens aus. Sie stellen – zusammen mit den Alawiten – die größte Minorität im Lande dar. Nach der Verfassung haben sie theoretisch die gleichen Rechte in der säkularen Republik Syrien wie ihre muslimischen Mitbürger.

Die Mehrzahl der Christen lebt in den Städten Aleppo und Damaskus. Einen Eindruck von der Vielfalt christlicher Konfessionen bietet ein Empfang in der Apostolischen Nuntiatur:

Die Kleidung der römischen Prälaten ist noch geläufig, ebenso der Habit der Franziskaner. Schwieriger wird es schon, die Kapuziner, die Salesianer oder die Lazaristen zu differenzieren. Gleiches gilt für die ehrwürdigen Schwestern. Dennoch sind uns die Ordenskleider nicht völlig fremd.

Wie anders ist das bei den Würdenträgern der Ostkirchen! Fremdartig wirken die Geistlichen mit ihren schwarzen Umhängen, ihren eng am Kopf anliegenden Kapuzen, die mit weißen Kreuzen bestickt sind. Eine Gruppe trägt hohe zylinderförmige Kopfbedeckungen, Hals und Schulter von einem vom Kopf herabfallenden Schleier bedeckt. Lange, schwarze Talare überwiegen, gelegentlich blitzt darunter ein rotes Gewand und man lernt, dass dies einer der in Damaskus ansässigen Patriarchen ist.

Die zwiebelbärmigen, aus schwarzer Seide gefertigten Kappen gehören zu den syrisch-orthodoxen Würdenträgern, und die runden Kappen gleicher Farbe werden von den maronitischen Prälaten getragen. Die unierten Chaldaer unterscheiden sich kaum von ihren römischen Glaubensbrüdern. Insgesamt ein buntes – ja exotisches – Bild, das die Vielfalt der Kirche widerspiegelt. Es ist inter-



essant festzustellen, dass neben der Landessprache Arabisch in erster Linie französisch gesprochen wird. Dies unterscheidet sich deutlich von den Empfängen der Botschaften, wo die französische Sprache der englischen weichen musste.

#### 3.1 Christliche Kirchen in Syrien

Die Christen in Syrien lassen sich in zwei große Ausrichtungen unterteilen. Die unierten Kirchen erkennen die Oberhoheit des Patriarchen des Westens in Rom an; die Kirchen, die Rom die Anerkennung verweigern, folgen dem Großen Orientalischen Schisma des Jahres 1054 oder leiten ihre Tradition aus früheren Abspaltungen her (Monophysiten und Nestorianer).

- *Die Orthodoxen Kirchen*

Mit ca. 600.000 Mitgliedern bilden die orthodoxen Christen die größte Gemeinde in Syrien. Die überwiegende Mehrheit gehört zur Griechisch-Orthodoxen Kirche. Sie räumt dem Patriarchat von Konstantinopel die Ehrenstellung ein. Im politischen System Syriens genießt diese Kirche eine gewisse Bevorzugung.



## Inhalt

## Teil I (AUFTRAG 235):

1. Land, Staats- und Regierungsform, Bevölkerung und Wirtschaft
  - 1.1 Land
  - 1.2 Staats- und Regierungsform
  - 1.3 Bevölkerung, Ethnographie, Religion
    - *Sunniten*
    - *Drusen*
    - *Ismaeliten*
    - *Alawiten*
  - 1.4 Wirtschaft
  - 1.5 Das Alawitische Regime
2. Historischer Rückblick

## Teil II:

3. Die Lage der Christen in Syrien heute
  - 3.1 Die christlichen Denominationen
    - *Die Orthodoxen Kirchen*
    - *Jakobiten und Nestorianer*
    - *Rom-Unierte Kirchen*
    - *Die Griechisch-Katholisch-Melkitische Kirche*
    - *Die Armenisch-Katholische Kirche*
    - *Die Koptisch-Katholische Kirche*
    - *Die Maronitische Kirche*
    - *Die Syrisch-Katholische Kirche*
    - *Die Chaldäische Kirche*
    - *Die Römisch-Katholische (Lateinische) Kirche*
  - 3.2 Das Verhältnis der unierten Kirchen zu Rom
  - 3.3 Christen unter Assad
4. Ausblick

anderem zu einer Vervielfachung der Hierarchien geführt. So gibt es beispielsweise seit 1724 für die alten Patriarchate von Antiochia, Alexandria und Jerusalem einen Griechisch-Katholisch-Melkitischen Patriarchen, während im orthodoxen Zweig die drei autonomen Kirchen unter der Jurisdiktion ihres jeweiligen Patriarchen stehen. Die Unitas Liturgica und die Verschiedenheit der orientalischen Riten sind kein Widerspruch in sich, feiert doch die Kirche im Messopfer das gleiche Opfer des Neuen Bundes und spendet die gleiche Siebenzahl der Sakramente.<sup>7)</sup>

In Syrien und den Nachbarländern finden wir fünf orientalische Riten, nach denen die Eucharistie gefeiert wird

- den Byzantinischen Ritus
- den Armenischen Ritus
- den Alexandrinisch-Koptischen Ritus
- den Antiochenisch-Westsyrischen

Große Diaspora-Gemeinden haben sich in Nord- und Südamerika und in Australien mit ca. 700.000 Gläubigen gebildet.<sup>10)</sup> Die europäische Diaspora zählt 30.000 Mitglieder.<sup>11)</sup>

Im Konzil von Chalcedon (451 n. Chr.) waren die Vorfahren der Melkiten Gegner der nestorianischen und monophysitischen Irrlehren und folgten der kaiserlichen Konzilsentscheidung (Malik = Kaiser, König). So hat sich ihr Name bis zum heutigen Tag erhalten. Nach dem Großen Schisma suchten die Melkiten ab dem 17. Jahrhundert die Unitas mit Rom. Das Oberhaupt der Melkiten, Maximos V. Hakim, führt den Titel „Patriarch von Antiochia, Alexandria, dem Gesamten Orient und Jerusalem“. Die Kultsprache ist arabisch. Der Patriarch residiert abwechselnd in Libanon (Rabweh), in Ägypten (Kairo) und in Syrien (Damaskus).

- *Die Armenisch-Katholische Kirche*

Die unierten Armenier gehören dem Armenischen Ritus an. In der Antike waren die armenischen Christen in Cilizien in der heutigen Südost-Türkei beheimatet. Schon bald nach dem Schisma und insbesondere nach der mit Hilfe der Kreuzfahrer 1080 erfolgten Errichtung des Königreiches Klein-Armien suchten die Armenier wieder die Annäherung zu Rom.

Interne Auseinandersetzungen und nicht zuletzt der türkische Genozid an den Armeniern zum Beginn unseres Jahrhunderts haben sich immer wieder negativ auf die Union mit Rom ausgewirkt.

Armenisch-Katholische Christen haben heute im Irak, dem Libanon und in Syrien eine neue Heimat gefunden. In Syrien leben rund 25.000 Gläubige.<sup>(13)</sup> Kultsprache ist das Alt-Armenische. Der Patriarch, Katholikos Jean-Pierre XVIII. Kasparian, residiert im Libanon.

- *Die Koptisch-Katholische Kirche*

Unierte Kopten gehören zum Alexandrinischen Ritus. Sie leben überwiegend in Ägypten, in Äthiopien und Eritrea. Ihre Zahl mag sich auf 150.000 Gläubige belaufen.<sup>13)</sup> Unierte Kopten waren häufig dem Druck ihrer monophysitischen Glaubensbrüder und ihrer muslimischen

- *Jakobiten und Nestorianer*  
Koptische und Alt-Syrische Christen (Jakobiten) haben sich bereits im 6. Jh. aus der Einheit der Kirche gelöst und gehören zu den monophysitischen Kirchen. Die überwiegend aus dem Irak und dem Iran stammenden assyrischen Christen führen ihre Lehre auf Nestorius (5. Jh) zurück.

- *Rom-Unierte Kirchen*  
Ein Teil der Ostkirchen hat im Laufe der Jahrhunderte nach dem Großen Schisma wieder die Annäherung zu Rom gesucht. Dies hat unter

Ritus

- den Chaldäisch-Ostsyrischen Ritus.

Melkiten, Maroniten, Armenische, Koptische und Syrische Katholiken sowie Chaldäer lassen sich einem dieser Riten zuordnen. Auf diese unierten Kirchen soll im weiteren näher eingegangen werden.

- *Die Griechisch-Katholisch-Melkitische Kirche*

Melkiten gehören dem Byzantinischen Ritus an. In Syrien leben ca. 150.000 Gläubige.<sup>8)</sup> In den Nachbarländern mögen es 300.000 sein.<sup>9)</sup>



Gespräch zwischen Seiner Heiligkeit, Patriarch Maximaos V. Hakim und dem Apostolischen Nuntius in Syrien, Erzbischof Pier Giacomo de Nicolò

Mitbürger ausgesetzt. Kultsprache ist das Nordkoptische. In Syrien leben einige 100 unierte koptische Christen. Der Patriarch, Stephanos II. Ghattas, residiert in Ägypten (Alexandria).

- *Die Maronitische Kirche*

Maroniten gehören zum Antiochenisch-Westsyrischen Ritus. Ihren Namen führen sie auf das Kloster des Heiligen Maron am Orontes zurück. Mit dem Vordringen der arabischen Eroberer und der Isolation von Konstantinopel geriet das Kloster in eine monotheletische Häresie, die während der Kreuzzüge aufgegeben wurde. Die Kontakte zu Rom wurden in der Folgezeit stetig ausgebaut, sodass die Maronitische Kirche mit Recht als die erste unierte Kirche betrachtet werden kann.

Maronitische Christen leben schwerpunktmäßig im Libanon, wo eine halbe Million Gläubige ansässig sind. In USA und Frankreich haben sich große Diaspora-Gemeinden gebildet. In Syrien selbst leben ca. 37.000 Maroniten.<sup>14)</sup> Die Kultsprache ist das Syrische. Die maronitische Liturgie weist deutlich latinisierte Einflüsse auf. Der Patriarch, derzeit Nasrallah Bouthros Sfeir, residiert im Libanon und übt deutlich Einfluss auf die gesamte libanesischen Politik aus. 1994 wurde er zum Kardinal kreiert.

- *Die Syrisch-Katholische Kirche*

Syrische Jakobiten (Syrisch-Orthodoxe) lebten ursprünglich in Nordsyrien, im Irak (bei Mossul) und in der Südost-Türkei (bei Mardin) und verharren seit dem 6. Jh. in der monophysitischen Häresie. Im 17. und 18. Jh. suchte eine große Zahl von Gläubigen die Einheit mit Rom. Unierte Syrer und Syrische Jakobiten halten sich heute etwa die Waage. In Syrien selbst leben ca. 20.000 Gläubige.<sup>15)</sup> Auch diese Kirche gehört zum Antiochenisch-Westsyrischen Ritus. Der Patriarch, Ignace Moussa I. Daoud, residiert im Libanon.

- *Die Chaldäische Kirche*

Ursprünglich sind die Chaldäer



(Assyrer) dem nestorianisch-monophysitischen Schisma zuzuordnen. Sie wohnten überwiegend im Irak, dem Iran und der Osttürkei. Sie gehören dem Chaldäisch-Ostsyrischen Ritus an. Kultsprache ist das Ostsyrische. Seit 1730 suchten die Assyrer wieder in großer Zahl die Annäherung an Rom. In Syrien leben die Chaldäer überwiegend im Norden und Nordosten des Landes in der Eparchie Aleppo. Ihre Zahl wird mit 12.000 Gläubigen angegeben.<sup>16)</sup> Insgesamt leben im Nahen Osten ca. 185.000 Gläubige.<sup>17)</sup>

Der irakische Vizepräsident, Tarik Al Assiz, ist wohl der prominenteste chaldäische Christ. Das chaldäische Oberhaupt, Raphael I. Bidawid, residiert in Baghdad und trägt den Titel eines Patriarchen von Babylon.

- *Die Römisch-Katholische (Lateinische) Kirche*

Die Lateiner sind seit den Kreuzzügen im Heiligen Land präsent. In Syrien selbst gibt es seit 1233 eine Niederlassung der Franziskaner. Jesuiten, Kapuziner und Lazaristen folgten im 17. und 18. Jh. Salesianer kamen nach der Unabhängigkeit ins Land. In 13 verschiedenen Orden sind Schwestern in Syrien vertreten. Lateinische Christen sind im Apostolischen Vikariat von Aleppo seit 1644 vereint. Das Vikariat zählt 12.000 Gläubige.<sup>18)</sup> Michel Sabbah, der Lateinische Patriarch, residiert in Jerusalem. Der Heilige Stuhl ist in Syrien mit einer Apostolischen Nuntiaturn vertreten.

### 3.2 Das Verhältnis der unierten Kirchen zu Rom

Die Union mit Rom bedeutet aber nicht, dass das Verhältnis zwischen Rom und unierten Ost-Kirchen immer störungsfrei wäre. Probleme bestehen weniger in dogmatischer Hinsicht als in der Ekklesiologie. Die unierten Kirchen verstehen sich als Schwesterkirchen, voll in der Kommunion mit Rom, aber leidenschaftlich verwurzelt in östlicher Tradition. Rom als „magistra oder mater“, oder anders ausgedrückt „Ecclesia sub Petro“ und Autokephalie bedeuten immer eine Gradwanderung, die zu Konflikten führen kann. So verstehen sich Patriarchatskirchen als „Ecclesia cum Petro“ und verweisen insbesondere auf Leo XIII., der die Einhaltung der Rechte und Privilegien der Ost-Kirchen bestätigte.<sup>19)</sup>

Im II. Vatikanum entsandte die Melkitische Kirche mit Patriarch Maximos IV. einen überraschenden Abgesandten der das Uniatentum würdig vertrat und dessen Einfluss sich in wichtigen Dokumenten niederschlug.<sup>20)</sup> Heute wird in der Melkitischen Kirche darüber geklagt, dass Rom „an den Rechten, Privilegien und der Autorität des Patriarchen nagt, da es dieses Patriarchat als eine römische Institution ansah.“<sup>21)</sup>

Reibungspunkte sind u.a.

- die Autorität des Patriarchen in den Auswanderungsländern
- die Wahl der Bischöfe im Nahen



- die Tradition der verheirateten Priester, die im Osten anerkannt ist, aber nicht für Auswanderungsländer gilt.

Dennoch ist festzustellen, dass die Union mit Rom stabil und nicht gefährdet ist.

### 3.3 Christen unter Assad

Wie leben die Christen heute in Syrien?

Grundsätzlich muss festgestellt werden, dass die Religion in Syrien einen hohen Stellenwert hat. Ein Leben ohne Glauben ist dort unvorstellbar. Dabei ist die jeweilige Religion an sich von sekundärer Bedeutung. Zusammen mit den Juden, den Sabaern und den Anhängern Zarathustras sind die Christen „Ahl Al Kitab“, also Schriftbesitzer. Als solche bilden sie nach der koranischen Lehre eine Vorstufe zum Islam, die Endoffenbarung im Heiligen Koran wurde ihnen aber nicht zuteil.

Gegenüber den Animisten und den Polytheisten genießen sie größere Akzeptanz. Man sollte aber daraus nicht unbedingt die im Westen viel gepriesene Toleranz ableiten. Sie waren Bürger zweiter Klasse. Nach der Verfassung freilich sind sie heute vollberechtigte Staatsbürger. Dennoch wird man in hohen Ämtern Christen nur ausnahmsweise finden.

Schwerpunktmäßig leben die Christen in den größeren Städten wie Aleppo, Homs, Hama, Yabroud, Lattakia, Hassakia, Bosra und Damaskus. Dies liegt in erster Linie daran, dass dort die Arbeitsbedingungen besser sind. In Damaskus lebten sie traditionsgemäß im christlichen Viertel zwischen dem Thomas-Tor und dem Ost-Tor, dem Bab Thuma, dem Bab Sharki und dem Bab Kassane. In diesem Stadtviertel liegen auch die biblischen Stätten, die uns aus der Apostelgeschichte bekannt sind wie die Gerade Straße, die heute immer noch schnurgerade vom überdachten Souk bis zum Bab Sharki führt.<sup>22)</sup>

Hier finden wir auch das Haus des Ananias, das ursprünglich zu ebener Erde stand, heute aber bedingt durch den meterdicken Zivilisationsschutt, wie eine unterir-

dische Kellerkirche wirkt. Nahe der melkitischen Kathedrale ist die Kapelle St. Paulus ad Muros gelegen, die in die Stadtmauer an der Stelle eingelassen wurde, wo der Apostel Paulus vor den jüdischen Schriftgelehrten floh.<sup>23)</sup>

Hafiz Al Assad kommt aus der Baath-Bewegung, die einen arabischen Sozialismus propagiert, der allerdings mit Sozialismus nach westlichem Verständnis nicht allzu viel gemein hat. Baath steht für ein säkulares politisches System, in dem die Idee eines islamischen Gottesstaates absolut keinen Platz hat.

Der Begründer der Baath-Ideologie war interessanterweise der Christ Michel Aflak. Assad gehört der alawitischen Minderheit an und es gilt im Orient als alte Regel, dass Minderheiten Minderheiten schützen. So droht den Christen unter dem säkularen Regime des alawitischen Präsidenten keine Gefahr. Dies galt übrigens auch für die kleine jüdische Minderheit von ca. 4.000 Menschen, die bis vor dem 2. Golf-Krieg noch in Syrien wohnten.

Unabdingbar aber ist für alle Volksgruppen und Konfessionen, dass sie sich nicht gegen das Regime Assad stellen. Die Moslem-Brüder haben in den frühen 80er-Jahren dies bitter erfahren müssen. Unzweifelhaft unterliegt in Syrien fast alles einer rigiden Überwachung, die von acht verschiedenen Geheimdiensten ausgeübt wird. Dennoch gibt es keine religiöse Unterdrückung. Christen verfügen über Privatschulen, die wie alle Schulen enger staatlicher Kontrolle unterliegen und in aller Regel weit besser sind als muslimische Bildungseinrichtungen. Auch werden die Priesterseminare und theologischen Schulen nicht behindert. Gleiches gilt für Kindergärten. Es wird allerdings erwartet, dass sich diese Institutionen genauso wie die Patriarchate politischer Äußerungen, die systemkonträr wären, strikt enthalten. Es ist in Syrien kein Widerspruch, dass man in den Diensträumen eines hohen Geistlichen neben dem Bild des Papstes und des Patriarchen auch das Bild des Staatspräsidenten findet.

Christen haben meist einen besseren Bildungsstand als ihre muslimischen Mitbürger. Dies liegt zum einen an den christlichen Schulen,

die traditionsgemäß französisch – neuerdings auch englisch – lehren und zum anderen an einer deutlicheren Ausrichtung auf Europa.

Es ist keine Seltenheit, dass syrische Christen in Deutschland, Frankreich oder den USA studieren. So weit sie nicht aus besser situierten Verhältnissen stammen, werden die Studenten aus dem Familien-Clan oder von bereits ausgewanderten Verwandten unterstützt.

Assad selbst legt Wert auf gute Beziehungen, und es gehört zum guten Ton, dass eine Regierungsdelegation unter Leitung des Religionsministers den Patriarchen Grußbotschaften des Präsidenten zu den christlichen Hochfesten überbringt. Es wird aber auch erwartet, dass die Kirchen nicht versäumen, die „weise und gerechte Politik“ des Staatsoberhauptes zu preisen. Auffällig ist allerdings, dass es keine christlichen Zeitungen und Sendezeiten im Fernsehen gibt. Zeitungen und Magazine kommen aus dem Libanon. Hier muss natürlich erwähnt werden, dass es in Syrien nur Staats-TV und gleichgeschaltete Zeitungen gibt.

Christen heiraten in der Regel Christen, wobei es zwischen den unterschiedlichen christlichen Konfessionen keine Schwierigkeiten gibt, da das Band der Ost-Liturgie ein starkes Band ist. Traditionsgemäß besucht dann die Frau die Kirche des Mannes.

Zu Problemen kommt es, wenn eine Christin einen Muslim heiratet. Die Frau kann zwar Christin bleiben, Kinder aber werden muslimisch erzogen. Eine Heirat zwischen einem Christen und einer Muslimin ist nach dem Koran verboten. Soll eine solche Heirat dennoch stattfinden, so hat der christliche Ehemann den Islam anzunehmen. Fälle dieser Art geschehen selten, wenn sie vorkommen, dann sind sie meist auf Botschaftsangehörige oder Angehörige ausländischer Firmen begrenzt.

Der Bau von Gotteshäusern unterliegt keinen Restriktionen. In Aleppo, in Damaskus oder in Malula entstanden in den letzten Jahren neue, prächtige Gotteshäuser.

Seit den späten 80er-Jahren tragen junge Mädchen und Frauen in ständig wachsender Anzahl wieder das Kopftuch und Zweifel sind angebracht, ob dies nur unter Druck ge-



*Der Griechisch-Katholische Patriarchvikar von Damaskus, Erzbischof François Abu Mokh, Seine Heiligkeit Patriarch Maximos V. Hakim, und Archimandrit George Haddad bei einem gemeinsamen Gottesdienst*

schieht. Auch in Syrien findet eine stete islamische Rückbesinnung statt, die auch vor dem Präsidenten nicht Halt gemacht hat. Der freitägliche Besuch Assad's in der Moschee gehört zum TV-Ritual. Sein 1993 tödlich verunglückter Sohn Basil wird als Mekka-Pilger auf der Hadj öffentlich gezeigt und hat den Ehrentitel „Shahid“, Märtyrer, erhalten.

Eine Exkursion in das nördliche Umland von Damaskus führt uns in eine christliche Landschaft, in der sich bis zum heutigen Tag die Sprache Christi, das aramäische Idiom, in Resten erhalten hat. Nach einer halben Stunde erreicht man das Dörfchen Sednaja, das auf eine Klostergründung aus justinianischer Zeit (547) zurückgeht. Schon von weitem zeigt sich der schroffe Felsen, auf dem das Kloster wie eine Burg thront. Sednaja, zu Kreuzfahrerzeiten als „Notre Dame de Sardene“ bekannt, ist bis zum heutigen Tage wichtiges Pilgerziel geblieben, und es ist nicht verwunderlich, dass Muslime und Christen gleichermaßen zu der wundertätigen Ikone der Jungfrau pilgern, die der Überlieferung nach der Evangelist Lukas selbst gemalt haben soll. Sednaja wird besonders von Frauen aufgesucht, die für eine glückliche Geburt beten. Nicht weit vom Hauptkloster haben die orthodoxen Schwestern auf dem Jebel Cherubim in völliger Einsamkeit über den Trümmern eines antiken Bergheiligtums eine Dependence errichtet, in der sie Waisenkinder aufgenommen haben und unterrichten.

Nach einer weiteren halben Stunde erreicht man Malula, einstmals ein Juwel. Heute wird das Städtchen mehr und mehr durch hässliche Betonhäuser verschandelt. Malula ist ein überwiegend christlicher Ort, hat aber auch Platz für eine Moschee. Malula birgt das vermutlich älteste Kloster Syriens, das um 320 gegründet wurde und den Heiligen Sergius und Bacchus geweiht ist. Mar Sarkis ist heute im Besitz der Melkitischen Kirche und verfügt



über die ältesten Altarplatten, die noch stark an heidnische Traditionen erinnern.

Das in neuerer Zeit in die Felswand gebaute Kloster Mar Thakla birgt das Grab der Heiligen Thekla. Der Legende nach war sie eine Seleukiden-Prinzessin, die durch Paulus bekehrt wurde. Auf der Flucht vor ihrem wütenden Vater kam sie an die Felswand von Malula, die sich wundersam öffnete und die Heilige vor ihren Verfolgern aufnahm.

In Malula wird gerne gefeiert, und der 14. September, das Fest der Kreuzerhöhung, zieht Christen und Muslime gleichermaßen an. Die Festlichkeiten beginnen mit einer Messe, die Patriarch Maximos V. oder sein Patriarchalvikar François Abu Mokh zelebriert. Tausende von Menschen sind in ausgelassener Stimmung, es wird getanzt und die Arak-Flaschen kreisen. Beim Einbruch der Dunkelheit entzündeten die jungen Burschen auf den Felsen links und rechts von der Schlucht riesige Feuer, die hell in die Nacht leuchten. Zwischen den jungen Orthodoxen und den Melkiten ist eine Art Wettbewerb entbrannt. Mitten in der Nacht dann lassen die Burschen riesige Feuerräder über die Klippen rollen, die ins Dorf stürzen, ein nicht ganz ungefährliches Unterfangen. Der Brauch der Feuer geht auf die Kaisermutter Helena zurück, die über eine Leuchtfeuerkette von Jerusalem bis nach Konstantinopel ihrem Sohn Konstantin die Auffindung des Heiligen Kreuzes signalisierte.

Die Patriarchen leben in und mit ihrem Kirchenvolk. Irgendwie erinnern sie an frühchristliche Kirchenväter, die natürliche Autorität und Charisma ausstrahlten. Die Gläubigen nähern sich ihnen frei, aber in tiefer Verehrung. Trotz allem Zeremoniell, das die Patriarchen während der Liturgie umgibt, kennt man keine trennenden protokollarischen Hürden. Dies hat auch eine Gruppe deutscher Militärggeistlicher, die unter Leitung von Militärdekan Walter Theis Syrien besuchte, in einer spontanen Audienz des melkitischen Patriarchen Maximos V. nach dem sonntäglichen Pontifikalamt erfahren.

Noch sind die christlichen Gemeinden in den Städten und Dörfern mit Leben erfüllt. Sie sind mit dem Patriarchen, den Bischöfen und den Priestern eine Einheit und niemand denkt daran, der Kirche den Rücken zu kehren. Auch sind die im Westen so beliebten Zänkereien zwischen Kirchenvolk und Amtskirche unbekannt und passen nicht in das pastorale Verständnis der Ost-Kirchen. Hier geht es vielmehr um das Überleben des angestammten Glaubens einer Minderheit, das in einem nicht-christlichen – aber nicht minder religiösen – Umfeld die gesamte Kraft und Energie fordert.

#### 4. Ausblick

Als Folge der historischen Entwicklung der vergangenen Jahrhunderte bis hin zum heutigen Tag sind die



Christen an ihrer Urheimat, dem Heiligen Land, in großer Zahl assimiliert und vertrieben worden. Nicht selten haben sie durch Uneinigkeit untereinander diesen Prozess begünstigt. Immerhin leben heute in Syrien noch über eine Million Gläubige und sie leben im Allgemeinen nicht schlechter als ihre muslimischen Brüder. Im Gegensatz zu anderen muslimischen Ländern wie Saudi-Arabien, Pakistan oder der Türkei können Christen in Syrien ihren Glauben ungestört ausüben. Aggressive und intolerante Töne oder gar eine Bedrohung von Leib und Leben sucht man unter dem alawitischen Regime vergebens. Die Gefahren für die innere Sicherheit des Landes liegen in einer plötzlich auftretenden politischen Instabilität. Hafiz Al Assad ist heute 68 Jahre alt. Über seinen Gesundheitszustand ist in den letzten Jahren immer wieder spekuliert worden. Die Nachfolgefrage ist nach dem Tod des ältesten Assad Sohnes Basil (1993) eher ungeklärt und es ist zweifelhaft, ob der jüngere Bruder Bashar ein ernsthafter Kandidat ist.

Wie die Ereignisse in den 80er-Jahren gezeigt haben, hat Syrien eine nicht zu unterschätzende islamistische Anhängerschaft unter den sunnitischen Muslimen, und die Zerschlagung der Muslim Bruderschaft

in Hama ist nicht vergessen. Wenn Assad eines Tages abtritt, so kann man nur hoffen, dass die Übergangsphase stabil bleibt. Sollten radikale Kräfte aus dem Kreis der „Ichwan Muslimin“ eine instabile Lage ausnutzen können, dann wird es in Syrien zu bürgerkriegsähnlichen Zuständen kommen, in die auch die Christen mit hineingezogen werden.

Für die Christen in Syrien sind eine Verbesserung der wirtschaftlichen Lage im Lande, innere Stabilität und eine syrisch-israelische Friedensübereinkunft Voraussetzung für Hoffnung und Prosperität. Fehlen diese Voraussetzungen, so werden sie weiter abwandern. Syrien und das Heilige Land werden mehr und mehr zum Freilandmuseum oder zu einem „Disneyland“ christlicher Stätten verkommen, christliche Gemeinden wird es dann nicht mehr geben.

Umso wichtiger ist es, dass der seit drei Jahren zum Stillstand gekommene Friedensprozess wieder in Gang kommt. Assad hat nach dem Zusammenbruch seines sowjetischen Waffenlieferanten klar erkannt, dass er ein strategisches Übergewicht oder wenigstens ein Gleichgewicht zu Israel nicht erreichen kann. Assad ist ein Taktiker, der seine Lagebeurteilungen äußerst präzise und treffsicher vornimmt. Assad ist berechenbar. Im Gegensatz zu den an Is-

rael angrenzenden Nachbarländern ist am Golan seit dem Entflechtungsabkommen des Jahres 1974 kein Schuss mehr gefallen. Mit seiner Aussage „Friede ist unsere strategische Wahl“ muss er ernst genommen werden. Assad will aber keinen „pax americana oder israelitica“. Die Rückgabe des völkerrechtswidrig besetzten Golan ist für ihn unabdingbar.<sup>24</sup> Es besteht kein Zweifel, dass er in seiner Haltung die volle Unterstützung der christlichen Bevölkerungsgruppe hat, denn nur im Frieden liegt bescheidener wirtschaftlicher Wohlstand und innere Stabilität, die ein Erlöschen der Gemeinden in alter christlicher Kulturlandschaft verhindern werden.

In der vorstehenden Lagefeststellung wurde versucht, einen weiten Bogen zu spannen, sind doch hierzulande die Kenntnisse über das uralte Kulturland im Fruchtbaren Halbmond meist rudimentär. So mag dieser Beitrag auch vom üblichen Klischee, dass das heutige Syrien einseitig in die Rolle des Störenfrieds im Nahost-Friedensprozess drängt, abweichen.

## Anmerkungen

- 7 Konrad Algermissen, *Konfessionskunde*, 1950, Kapitel 11, *Unitas Liturgica und Verschiedenheit der Riten*
- 8 *Nonciature Apostolique en Syrie, Annuaire de L'Eglise Catholique* 1993. Melkitische Zahlenangaben liegen höher
- 9 *Almanac of the Melkite Greek Catholic Church* 1986
- 10 ebd.
- 11 ebd.
- 12 *Nonciature Apostolique en Syrie, Annuaire de L'Eglise Catholique* 1993
- 13 Konrad Algermissen, *Konfessionskunde*, 1950, Kapitel 11, *Unitas, Liturgica und Verschiedenheit der Riten*
- 14 *Nonciature Apostolique en Syrie, Annuaire de L'Eglise Catholique* 1993
- 15 ebd.
- 16 ebd.
- 17 Joseph Hajjar, *Zwischen Rom und Byzanz*, 1972, 6. Kapitel, *Das Uniatentum heute*
- 18 *Nonciature Apostolique en Syrie, Annuaire de L'Eglise Catholique* 1993
- 19 *Vaticanum I, Orientalium Dignitas*
- 20 *Vaticanum II, Lumen Gentium*
- 21 Lutfi Laham, *Ekklesiologie zwischen Osten und Westen in „Ab Oriente et Occidente“*, 1996
- 22 *Apostelgeschichte* 9, 1–19
- 23 ebd., 9, 23
- 24 UN-Sicherheitsratsresolution Nr. 242 und 338



Audienz deutscher katholischer Auslandsmilitärpfarrer im Griechisch-Katholisch-Melkitischen Patriarchat 1995; li. von Patriarch Maximos V. Hakim der Geistliche Beirat der GKS, Militärdekan Prälat Walter Theis, der im Katholischen Militärbischofamt für den Einsatz der Militärpfarrer im Ausland zuständig ist; li. außen der Autor Volker Böhler (Fotos: V.W. Böhler)



# Witze, Anekdoten, Karikaturen über Religion und Moral in Russland

Im AUFTRAG 235, S. 73 ff., berichtete Paul Roth über Witze, Anekdoten und Karikaturen, die seit der Wende in Russland über die Religion gemacht werden. In dem folgenden zweiten Teil geht es um das Thema Moral.

Paul Roth

## 32 Prozent glauben an Gott

Um die Witze, Anekdoten, Karikaturen in Russland richtig einzuschätzen, sollte man auch einige Zahlen kennen. Wie INTERFAX am 04.11.1998 meldete, wurden etwa 250.000 Personen aus 81 Regionen Russlands über ihr Verhältnis zur Religion befragt. Auf die Frage „Welche Rolle spielt in ihrem Leben die Religion?“ antworteten 6,7 Prozent, sie hielten die Religion für den wichtigsten Inhalt ihres Lebens. Für 23,8 Prozent bedeutet die Religion sehr viel. Sie kennen die Glaubenslehre, besuchen regelmäßig den Gottesdienst; sind jedoch der Meinung, dass es wichtigere Dinge gibt als die Religion.

32,1 Prozent sagen, sie glauben an Gott, ab und zu halten sie die religiösen Gebote und Bräuche ein, sind jedoch im alltäglichen Leben weit

von der Religion entfernt. 21,1 Prozent sind der Meinung, dass es eine höhere Macht gibt, die traditionellen Religionen sind ihnen jedoch fremd. 16,3 Prozent bezeichnen sich als Atheisten.

Eine weitere Frage betraf die Zweckmäßigkeit einer Beteiligung der russisch-orthodoxen Kirche an Angelegenheiten des Staates. 0,7 Prozent waren der Ansicht, Kirche und Klerus müssten an der staatlichen Tätigkeit beteiligt werden. 13,9 Prozent meinten, eine direkte Einbeziehung sei nur in Krisenzeiten nützlich. 23,9 Prozent lehnen jegliche Beziehungen zwischen der Kirche und den Machtorganen ab, da dies für die weltliche Gesellschaft gefährlich sei.

## Der „homo sovieticus“

Als Ministerpräsident Silajew – ein Atheist – 1991 in einem Interview äußerte, Russland brauche nicht die Hilfe Gottes, sondern die der Kirchen, gab er damit – ob gewollt oder ungewollt – zu, dass in der Sowjetzeit die moralischen Grundsätze verloren gegangen sind. Die Revolutionäre hatten davon geträumt, dass ein „neuer Mensch“, ein „Sowjetmensch“ heranwachsen würde, der selbstlos, wahrhaftig, fleißig, klug sein werde. (Siehe hierzu den Artikel: P. Roth, Ein gefährliches Erbe: „Der homo sovieticus“. In: G2W Nr. 2/1996).

Das Gegenteil trat ein. Angesichts der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse wurden die Untertanen gezwungen, zu lügen, zu be-

trügen, zu stehlen und lebten in ständiger Angst. Anders konnten sie nicht überleben. Wer dies über Jahrzehnte hinweg praktiziert, der gewöhnt sich daran wie an einen Normalzustand. Natürlich durfte das offiziell nicht zugegeben werden, der „sozialistische Realismus“ stellte den Sowjetmenschen immer als leuchtendes Vorbild dar.

In den zensierten und kommandierten satirischen Zeitschriften wurden Lügner, Betrüger, Diebe, Säuer usw. zwar angeprangert, doch immer als Ausnahmen, als Einzelfälle dargestellt. Untersucht man allerdings z.B. die Karikaturen im „Krokodil“ über dieses Thema, dann stellt man fest, dass es über Jahrzehnte hinweg ein „Dauerbrenner“ geblieben ist, – mit anderen Worten war es nicht gelungen, diese Übel zu überwinden.

Eine Karikatur aus dem Jahre 1975 (Mappe „Es gibt keinen Gott.“ Leningrad 1975) charakterisiert treffend das „Zwiedenken“.

Im Vordergrund sieht man ein Elternpaar. Im Hintergrund sieht man eine Studentin im Gebet vor einer Ikone. Unter dem Arm hat sie ein Buch „Wissenschaftlicher Atheismus“. Der Vater ist darüber stark verärgert. Die Mutter hält ihn zurück: „Mir ist das ganz egal, wenn sie nur morgen ihr Examen über den wissenschaftlichen Atheismus ablegt.“

Seit dem Machtantritt Breschnews verkam die Sowjetunion zu einer Kleptokratie. Jeder wusste, dass sich die Funktionäre illegal bereicherten – einschließlich von Politbüromitgliedern. Und jeder wusste, dass ihn die offizielle Propaganda belog. Selber zu lügen, zu betrügen, zu stehlen, war also eine Normalität. Diese allgemeine Verlogenheit, der allgemeine Betrug und die ständigen Unterschlagungen waren mit Ursache für den Zusammenbruch des Sy-



A. ЛЕВИТИН, г. Самара.

Abb 6: Ohne Text  
Zeichner: A. Lewitin  
Quelle: Krokodil 4/1994



stems. Im April 1983 hielt die sowjetische Soziologin und Wirtschaftswissenschaftlerin T. Saslawskaja in Moskau ein Referat. Sie wies u.a. auf den katastrophalen Verfall der Arbeitsmoral hin. Natürlich durfte damals der Text nicht veröffentlicht werden.

Schließlich darf man nicht übersehen, dass in diesem Klima des Betruges praktisch die Regierung lahm gelegt wurde. Es gab kaum einen Bericht eines Betriebes, einer Parteiorganisation usw. der für Moskau bestimmt war und korrekte Daten enthielt. Wie aber sollte die Spitze richtige Entscheidungen treffen, wenn sie überhaupt keinen zutreffenden Überblick mehr über das Land hatte!

Im Arsenal der Flüsterwitze finden sich ausreichend Witze über die Verlogenheit des Systems.

*Ein ausländischer Journalist schreibt einen Brief an seine Redaktion: „Mehr kann ich hierüber nicht schreiben wegen der Zensur.“ Er erhält den Brief mit dem Vermerk zurück: „Nicht weitergeleitet wegen verleumderischer Äußerung. In der Sowjetunion gibt es keine Zensur!“ – Oder:*

*Der Lehrer fragt in der Schule, was die Kinder über die USA wissen. Es kommen die richtigen Antworten: Ausbeutung, Arbeitslosigkeit, Verfolgung der Neger, Kriegstreiberei usw. „Und was ist das Ziel der Sowjetunion?“ – „Amerika einzuholen und zu überholen.“*

Auch über die Zukunft gaben die Flüsterwitze Auskunft:

*Anfrage an Radio Jerewan: „Wenn der Kommunismus bei uns verwirklicht ist, wird es dann noch Geld geben?“ Antwort: „Im Prinzip Ja. Die einen werden Geld haben, die anderen aber nicht.“ – Oder:*

*„Wird es im Kommunismus noch Diebstahl geben?“ – „Nur dann, wenn es noch nicht gelungen ist, zur Zeit des Sozialismus alles zu klauen.“*

Über die Mentalität zur Sowjetzeit gibt folgende Anekdote Auskunft, die vielleicht sogar auf einem Erlebnis beruht:

*Ein Amerikaner fragt in Moskau einen Bürger, was er über die Vorgänge in Vietnam, im Vorderen Orient denkt. Der antwortet mit Zitaten aus „Prawda“ und „Iswestija“. Dem Amerikaner platzt der Geduldsfaden: „Was in ‚Prawda‘ und ‚Iswestija‘ steht, kenne ich. Was aber ist Ihre Meinung?“ –*

*„Ich weiß nicht“, sagt der Sowjetbürger kleinlaut. „Ich glaube ich bin anderer Meinung als ich.“*

## SOWOKs und Neureiche

1993 schrieb der russische Schriftsteller D. Granin (Süddeutsche Zeitung 22./23.05.1993): „Die Sowjetunion ist zerfallen, aber der Sowjetmensch ist uns erhalten geblieben. Und darauf beruht die ganze Kompliziertheit der Perestroika“. Seit Jahren spricht und schreibt man nicht mehr über den „Sowjetmenschen“. Man spricht vom SOWOK. SOWOK kann verstanden werden als russische Abkürzung für „Sowjetmensch“, zugleich bedeutet es in der russischen Sprache auch „Kehrschaufel“ – also eine Ansammlung von Abfall und Dreck (Abb. 6).

Eine besondere Gattung dieses SOWOKs stellen die „Neureichen“ dar, auch „Neue Russen“ genannt (beide Bezeichnungen klingen in russischer Sprache ganz ähnlich.) Sie haben es fertig gebracht, Fabriken, Geschäfte, Kapital anzusammeln. Kaum jemand glaubt ihnen, dass sie das auf ehrliche Weise geschafft haben und auf ehrliche Weise vermehren. Sie sind sozusagen die Oberschicht der SOWOKs. Nach dem Ende der Medienlenkung sind SOWOKs und Neureiche beliebte Themen der Karikatur und der Witzeerzähler.

Der SOWOK säuft und lügt und betrügt genauso wie vorher. Als Entschuldigung kann man anfügen: Er will überleben und kennt keinen anderen Weg.

*Wenn man unsere Bedürfnisse nicht befriedigt, dann klauen wir entsprechend unseren Fähigkeiten (Damit wird die Formel entlarvt, dass im Sozialismus jeder nach Fähigkeiten und Leistungen entlohnt würde, im Kommunismus jedoch nach seinen Bedürfnissen). – Oder:*

*Zwei SOWOKs treffen sich. Sagt der eine zum andern: „Brauchst du einen LKW mit Wodka?“ – „Kann ich brauchen, was soll er kosten?“ – „200.000 Rubel.“ – „Abgemacht!“ Sie trennen sich, der eine geht, um einen LKW mit Wodka zu klauen, der andere, um 200.000 Rubel zu stehlen.“ – Und: Es sitzt ein Herr im Restaurant. Als der Kellner kommt, deutet er auf den*

*Nachbartisch: „Ich möchte dasselbe haben.“ – „Wird gemacht, mein Herr, ich lasse den Herrn vom Nachbartisch zum Telefon rufen und Sie können sich dann bedienen.“*

Die Lügen haben eine zeitgemäße Form erhalten.

*Der Enkel fragt den Großvater: „Opa, war es in Tschernobyl wirklich so schrecklich?“ – „Aber nein, überhaupt nicht schrecklich,“ und streicht seinem Enkel mit der sechsfingrigen Hand über das linke Köpfchen.“*

Glasnost ist angesagt, aber ein paar Jahre regierte noch die Partei. *Der Kolchosvorsitzende wird zum Parteibüro gerufen. „Hör zu, Iwan, amerikanische Journalisten sind unterwegs, dass du ihnen bloß nicht alles zeigst!“ – „Zu spät, die waren da, haben sich umgeschaut und sind wieder weg.“ – „Hast du ihnen den Stall gezeigt, in dem die Kühe krepieren; das Krankenhaus, dessen Decke leckt; die Schule, in der die Ratten herumspazieren?“ – „Ja, das habe ich, wir haben doch Glasnost!“ – „Du bist völlig verrückt geworden, die werden über alles in ihren Zeitungen schreiben!“ – „Es ist wirklich traurig“, antwortet Iwan, „immer wieder diese böswilligen Verleumdungen der kapitalistischen Medien.“*

Auch unter Jelzin, als die Kommunisten in Opposition waren, wurde munter weiterbetrogen.

*Es ist die Zeit der Präsidentenwahl. Der Sekretär kommt zu Jelzin und teilt ihm mit: „Sjuganow (der kommunistische Gegenkandidat) hat 55 Prozent der Stimmen.“ Jelzin wird blass. Der Sekretär beruhigt ihn: „Aber Sie haben 65 Prozent bekommen.“*

Die Arbeitsmoral ist nach wie vor schlecht.

*Der Brigadier einer Baubrigade kommt zum Chef: „Als wir die Gerüste entfernt haben, ist das Haus zusammengefallen.“ – „Wie oft habe ich euch Idioten schon gesagt, solange die Tapeden nicht angeklebt sind, wird kein Gerüst abgerissen!“ – Oder:*

*Zwei Männer arbeiten am Straßenrand. Der eine schaufelt ein Loch, der andere schüttet es wieder zu. Ein Passant fragt verwundert: „Was macht ihr denn da?“ – „Wir pflanzen Bäume. Der eine gräbt das Loch, der Nächste setzt den Baum ein, der Dritte schüttet Erde darauf. Aber heute ist derjenige, der die Bäume einsetzt, krank.“*

Erhalten geblieben ist auch das



tiefsitzende Misstrauen gegen „die da oben“. Als 1990 der Volksdeputiertenkongress zusammentrat, war das ein Fortschritt, auch wenn er nicht aus freien Wahlen hervorgegangen war.

*Es wird erregt über das Privateigentum, über Sozialismus und Kapitalismus diskutiert. Gorbatschow will sich einen Überblick verschaffen und sagt: „Genossen, wer für den Sozialismus ist, bitte auf der linken Seite hinsetzen; wer für den Kapitalismus ist, bitte auf der rechten Seite hinsetzen. Ein Abgeordneter kann sich nicht entscheiden. Gorbatschow fragt ihn, warum. „Wissen Sie“, antwortet dieser, „ich möchte leben wie im Kapitalismus und arbeiten wie im Sozialismus.“ Gorbatschow: „Dann komm zu uns ins Präsidium.“ – Oder:*

*Ein Neureicher will seinen Mercedes beim Parlament abstellen. Der Polizist will ihn darauf aufmerksam machen, dass hier nur Parkplätze für Abgeordnete sind: „Hier sind nur Abgeordnete!“ – „Macht nichts“, sagt der Angesprochene, „ich habe eine zuverlässige Diebstahlalarmanlage.“*

Die Karikaturisten stürzten sich natürlich auf das Thema SOWOK. Sie spießten den niedrigen Lebensstandard auf, die Bestechungen, das Stehlen usw. usf. Ihr Hauptthema für die SOWOK's war jedoch die Tatsache, dass viele Bürger überhaupt nicht mehr wussten, wofür oder wogegen sie sein sollten, wie der Weg in die Zukunft aussieht. Die einen wollen auswandern, andere werden zu Berufskriminellen.

Nur ein paar Beispiele:

*Ein verzweifelter Arbeiter dämmert vor sich hin, auf ihm tanzen die verschiedenen politischen Bewegungen herum (Krokodil Nr. 10/1992). – Der hungrige SOWOK ist kopfüber in einen Mülleimer gesprungen (Journalist Nr. 9/1993) – Im Fundbüro stehen auf den Regalen „Ehre“, „Verstand“, „Gewissen“. Spinnweben deuten an, dass sich niemand mehr dafür interessiert. – In der Duma fragt ein Abgeordneter den Nachbarn: „Was kostet heute die Stimme?“ Antwortfrage: Einkauf oder Verkauf?“ (Krokodil Nr. 10/1998) – An der Tür eines Turmes, die zum Abgrund hin geöffnet ist, stehen Abgeordnete: „Meiner Ansicht nach haben wir uns mit dem Ausweg aus der Krise geföhrt.“ (Prawda pjat 24.06.1998)*

Fasst man alles das kurz in einem Witz zusammen, so lautet dieser:

*Ein Gewissen zu haben, ist gar nicht schlimm. Nur muss man lernen, damit fertig zu werden. – Oder: Fragt einer den andern: „Wie kommst du über die Runden?“ – Antwort: „Ich halte mich an die Dialektik und lebe nach dem Prinzip: Wenn etwas verboten ist und ich möchte es gern tun, dann kann ich es tun.“*

Bei den Neuen Russen handelt es sich um SOWOKs, die es zu Geld und Ansehen gebracht haben. Sie müssen nicht betteln und darben, sie machen sich auch nicht viel Gedanken, sie denken nur an eines, an Geld. So jedenfalls treten sie in Witzen und Karikaturen auf. Sie haben Beziehungen zur Mafia, zu Behörden und zu Abgeordneten und Regierungsmitgliedern.

Bereits 1988 erfreute das „Krokodil“ (Nr. 35/1988) seine Leser mit folgender Karikatur:

*Man sieht einen mit westlichen Lederbissen gedeckten Tisch, um den herum laute Neureiche sitzen. Ein kleiner Junge fragt seinen Vater: „Vater, was sind Intelligenzler?“ – „Söhnechen, das sind Leute, die nichts haben. Außer einem Gewissen haben sie nichts im Kopf.“*

Über die Neureichen gibt es ganze Witzsammlungen.

*Der Neue Russe fragt einen Bewerber, der eingestellt werden möchte: „Bevor ich Sie einstelle, möchte ich wissen, ob Sie Neigung zur Lüge, zum Diebstahl, zur Unterschlagung haben?“ – Der Bewerber antwortet: „Wenn das die Voraussetzungen sind, dann kann ich es ja erlernen.“ – Oder:*

*Der Sohn eines Neureichen fragt den Vater: „Ich habe zehn Dollar gefunden.“ – „Bring sie zur Polizei. Ehrlichkeit ist auch ein Kapital.“ – „Und wenn ich tausend Dollar finden würde?“ – „Dann solltest du sie nicht unbedingt zur Polizei bringen. Tausend Dollar sind auch ein Kapital.“*

Und:  
*Der Neureiche ruft seine Sekretärin: „Dieser Brief muss noch einmal geschrieben werden. Sie haben diesen Halunken mit ‘mein lieber Freund’ angedreht.“ – „Und wie soll ich ihn anreden?“ – „Sehr geehrter Herr Kollege!“*

Die Sorge um die Gesundheit wird ebenfalls durch das Geld bestimmt:

*Kommt ein Neureicher zum Zahnarzt. Der untersucht ihn und sagt: „Was soll ich da behandeln? Sie haben überall Plomben aus Gold, Platin und sogar mit ein paar Brillanten.“ – „Sie sollen mir im Mund eine Diebstahlsicherung einbauen.“ – Oder:*

*Es treffen sich zwei Neureiche. Der eine strahlt. Der andere fragt ihn: „Du strahlst so, was ist?“ – „Ich war gerade beim Arzt, der hat mir verboten zu rauchen, zu trinken, Süßigkeiten zu essen, mit Frauen Umgang zu haben.“ – „Und da strahlst du so!“ – „Ich habe ihm 100 Dollar gegeben, da hat er mir alles wieder erlaubt.“*

Natürlich sind auch die Familienbeziehungen von dieser Vorliebe geprägt:

*Ein junger Mann kommt zu einem Neureichen und bittet um die Hand der Tochter. Der Neureiche sagt: „Junger Mann, ich habe Erkundigungen über Sie eingeholt und muss Ihnen sagen ...“ – Der Bewerber unterbricht ihn: „Ich habe auch Erkundigungen über Sie eingeholt!“ – Darauf der Neureiche: „Reden wir von etwas anderem, Sie wollen also meine Tochter heiraten ...“ – Oder:*

*Der Neureiche beklagt sich bei seiner Frau: „Du hast meinen Anzug nicht gebügelt!“ – „Doch, ich habe ihn gebügelt.“ – „Das ist nicht wahr. Gestern waren in der rechten Tasche 100 Dollar und die sind noch da.“*

Mitleid mit den Notleidenden fehlt diesen neuen Russen.

*Eine Karikatur in „Literaturnaja gaseta“ (08.07.1998) zeigt ein Boot, das umgeben ist von Händen Untergehender. Eine Hand reckt einen Dollar in die Höhe. Darauf erschallt der Ruf „Mann über Bord!!!“.*

Der folgende Witz ist bereits eine Überleitung zum nächsten Abschnitt:

*Ein Neureicher kommt zum Rechtsanwalt: „Ich möchte mich von meiner Frau scheiden lassen. Was kostet das?“ – „Etwa 1000 Dollar bei Ihrer Vermögenslage!“ – „Was!!! Ein Killer würde mich nur 500 kosten!“*

## Die Mafia

Mit russischer Mafia bezeichnet man die organisierte Kriminalität in Russland. Wie viele Gruppen und Mitglieder es gibt, kann nie-



mand sagen. Ein hoher Beamter des russischen Innenministeriums nannte vor dem US-Senat (Wostok Nr. 6/1997) etwa 22.000 Banden. Da sie über Geschäfte, Hotels usw. verfügen, haben sie natürlich Beziehungen zu den Neureichen. Da sie Schutzgeld erpressen, Falschgeld herstellen, Kidnapping betreiben, rauben und plündern, könnte man annehmen, dass sie überhaupt keine Moral besitzen.

Dazu ein Witz aus jüngster Zeit, der offensichtlich „Restbestände“ davon andeutet:

*Ein junger Mann stürzt in einen Juwelierladen, zieht die Pistole: „Her mit einem Ring mit Edelstein!“ Die verschreckte Verkäuferin bringt einen Brillantring. Der junge Mann ist unzufrieden: „Das ist ein Brillantring. Gib mir was Billigeres. Sonst glaubt meine Frau mir nicht, dass ich ihn gekauft habe.“*

In der sowjetischen Vergangenheit behauptete die staatliche Propaganda, Kriminalität sei ein Merkmal des Kapitalismus, in der Sowjetunion würde sie absterben. Das war natürlich nicht wahr. Es gab alle Arten der Kriminalität, nur wurde darüber in der Regel nicht berichtet.

Eine Anekdote aus der Vergangenheit berichtet:

*Nach der Oktoberrevolution hätten die damaligen Kriminellen sich gefreut: „Jetzt sind endlich die Unsrigen an die Macht gekommen!“*

Der folgende Witz stammt aus der Zeit der „Radio-Jerewan“-Witze: *Anfrage an Radio Jerewan: „Im Warenhaus gibt es zurzeit Uhren und Revolver. Aber man kriegt nur eins von beidem. Was soll ich nehmen?“ – „Den Revolver. Dann kannst du dir auch die Uhr besorgen.“*

Zur Sowjetzeit ist auch das organisierte Verbrechen in der Sowjetunion entstanden. Das war in den zwanziger/dreißiger Jahren und vollzog sich in den Lagern. Man nannte diese Organisationen „Blatnois“ (heute verwendet man die Bezeichnung „Diebe im Gesetz“). Diese „Blatnois“ waren sozusagen das Gegenstück zum System. Sie schufen

sich ihre eigenen Gesetze. Wer aufgenommen werden wollte, durfte keine Kopeke durch ehrliche Arbeit verdienen. Innerhalb der Bande musste Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit praktiziert werden. Wer dagegen verstieß, konnte hingerichtet werden.

Die Kriminalität hat sich nach der Perestroika wie eine Pest über das ganze Land verbreitet. Die Witze über die Kriminalität sind zahlreich, die Karikaturen kaum noch zu zählen.

*Die Ehefrau fragt ihren Mann: „Du gehst heute mit einem Schalldämpfer zur Arbeit?“ – „Ja, ich habe im Lesesaal zu tun.“ – Oder:*

*Der Sohn eines Neureichen aus der Mafia geht zur Musikschule. Als er seinen Geigenkasten öffnet, liegt darin eine Kalaschnikow. Er lacht: „Was wird wohl Vater sagen, wenn er in der Bank meine Geige im Kasten findet.“*

– Und:

*„Halt, stehen bleiben, her mit dem Geld und den Wertsachen!“ – „Ich bin nur beim Abendspaziergang und habe keine Kopeke bei mir.“ – „Was zum Teufel treibst du dich dann in der Dunkelheit herum?“*

Ab und an wird aufgedeckt, dass die Mafia Polizisten besticht.

*Eine Karikatur in der „Iswestia“ (07.10.1997) zeigt eine dunkle Straße. Auf dem Boden liegt das Opfer. Der Killer steht daneben mit der Pistole in der Hand. Ein Polizist kommt und rügt den Killer: „Das ist nicht in Ordnung. Es ist zwei Uhr nachts und Sie arbeiten ohne Schalldämpfer.“*

Macht man sich auf die Suche danach, ob nicht doch noch irgendwie im Verborgenen Restbestände von Religion und Moral bei den Berufsverbrechern zu finden sind, so stößt man auf zahlreiche Tätowierungen, die Verbrecher auf der Brust oder den Armen tragen. Da kann man die Muttergottes mit Kind, Kirchenkuppeln, Kreuze sehen. Nur haben diese religiösen Motive eine andere Bedeutung. Das Kreuz bedeutet, dass es sich um eine „Verbrecherautorität“ handelt. Die Muttergottes ist ein Dank für einen geglückten Raub und die Kirchenkuppeln geben Auskunft, darüber, zu wie viel Jahren der Betreffende verurteilt worden ist.

Ein Motiv taucht immer wieder bei den Karikaturisten auf:

Der Mensch, der vor der Wahl steht, Teufel oder Engel zu sein (Abb. 7). □



Abb. 7:  
Ohne Text  
Zeichner: A. Dulenow  
Quelle: Uijug Nr. 9/10/1992



# Technokraten oder Führer, Erzieher und Ausbilder

Gottfried Leder

Im Rahmen ihres Bildungspolitischen Forums 1998 hat die Karl-Theodor-Molinari-Stiftung des Bundeswehrverbandes die Frage gestellt, ob die Bundeswehr für das 21. Jahrhundert eine neue Bildungsreform brauche. Dabei hat sie in einem der Arbeitskreise zur Diskussion darüber eingeladen, ob die Offiziere heute und morgen den Typ des „Technokraten in Uniform“ verkörpern oder sich eher als „moderne Führer, Erzieher und Ausbilder“ verstehen und natürlich auch so verstanden werden sollten<sup>1</sup>.

Offensichtlich wäre es ein schweres Missverständnis gewesen, sich durch das verbindende Wort „oder“ nun zu einer Wahlentscheidung zwischen zwei sich scheinbar ausschließenden Alternativen aufgefordert zu sehen. Das Wort „Technokrat“ hat oft einen abwertenden Beigeschmack. Dann ist ein Technokrat ein Mensch, der sich um nichts anderes kümmert als um den Einsatz und das Funktionieren der ihm anvertrauten technischen Systeme, im Übrigen aber blind und taub bleibt für jede Art von Wertfragen und für die mit ihnen eröffneten ethischen Dimensionen seines Tuns. Wenn der „Technokrat“ dagegen unvoreingenommen als einer gesehen wird, der technische Phänomene, Systeme und Probleme beherrscht, zu kontrollieren und zugleich mit kritischem Bewusstsein zu durchdenken vermag, dann wird aus der scheinbaren und problematischen Alternative sehr schnell ein zwingendes „Sowohl – als auch“.

Das zur Debatte gestellte Grundproblem, ob die Bundeswehr für ihre Zukunft eine neue Bildungsreform brauche, ist damit allerdings noch nicht hinreichend beantwortet. Denn die Frage, was dann nun heute und mit dem Blick auf das 21. Jahrhundert eigentlich näherhin den „modernen Führer, Erzieher und Ausbilder“ ausmache, als der der Offizier verstanden werden und sich selbst verstehen soll, ist damit ja keineswegs überflüssig geworden. Welches

sind die dafür erforderlichen Qualifikationen? Wie werden sie erworben? Wie integrieren sie sich mit den technisch-fachlichen Qualifikationen, von denen eben andeutungsweise die Rede war? Was ist hier genauer mit den Kategorien des *Führens*, des *Erziehens* und des *Ausbildens* gemeint, und in welchem Verhältnis stehen diese zu dem sie umfassenden zentralen Begriff der *Bildung*? Wie fügen sich jene Handlungsweisen in ihrer praktischen Ausübung so zusammen, dass die Identität der beteiligten Personen gewahrt bleibt, und was unterscheidet sie doch offensichtlich andererseits, sodass es notwendig ist, sie alle nebeneinander als Qualifikationen des modernen Offiziers zu nennen? Und last but not least: Bedeutet 'modern' hier mehr als nur die Distanz zur Vergangenheit, oder wird mit diesem Wort einfach unterstellt, dass es hier um die Zukunft und eben damit fast schon per definitionem um die Notwendigkeit von Reformen geht?

Die folgenden Überlegungen betreffen Aufgabe und Probleme der Politischen Bildung im Rahmen der Bundeswehr. Sie bewegen sich im Kontext all der eben gestellten Fragen, ohne diese jedoch systematisch beantworten zu wollen. Das wird immer nur im Dialog zu leisten sein. Sie konzentrieren sich auf das mit jenen Fragen angesprochene Spannungsfeld, das sich eröffnet, sobald „Politische Bildung“ als eine „Kernaufgabe“ der Bundeswehr<sup>2</sup> benannt wird. Sie widmen dabei im hier möglichen Rahmen gewissen *sprachlichen und begrifflichen* Problemen besondere Aufmerksamkeit, behalten dagegen die erforderlichen Differenzierungen im Hinblick auf verschiedene Dienstgrade und Funktionen einer späteren Gelegenheit vor. Vor allem aber begreifen sie das beschriebene Spannungsfeld schließlich als einen *besonderen und exemplarischen* Fall des *allgemeinen* Spannungsverhältnisses von *Theorie und Praxis*, das mit der Rede von Politi-

scher Bildung regelmäßig angesprochen ist.

Damit ist offensichtlich, dass auch *bildungstheoretische* Fragestellungen einbezogen werden müssen. Das Problem der Politischen Bildung in der Bundeswehr und ihrer immer wieder erneuerten theoretischen Grundlegung als einem integrierten Bestandteil der Inneren Führung macht das unabweisbar. Auch die Fragen der *inhaltlichen* Gestaltung können anders nicht befriedigend beantwortet werden. Dass die Umsetzung der von zentralen Stellen vorgelegten Konzepte zur Politischen Bildung in die Praxis des Truppenalltags manchmal in der gelegentlich verständlichen, aber nie folgenlosen Theorieunlust, ja Theorieflucht mancher Vorgesetzter vor Ort ihren härtesten Gegner hat, ist wohl nicht zu übersehen. Aber es bleibt eben richtig, was in diesem Zusammenhang dem preußischsten aller Philosophen, Immanuel Kant, zugeschrieben wird. Er soll einmal gesagt haben: „Wenn da einer sagt, das alles sei graue Theorie und taue nicht für die Praxis, so ist eines gewiss: er hat zu wenig Theorie!“

## 1.

Wenn die Bundeswehr „Politische Bildung“ als „Kernaufgabe“ und unverzichtbaren Bestandteil des Konzepts der Inneren Führung betrachtet, begegnet sie bei der Erfüllung dieser Kernaufgabe offensichtlich beträchtlichen Spannungen und Problemen<sup>3</sup>. Das ist nicht neu, und es ist auch immer schon so gewesen. Die Bundeswehr wird jedoch auch in Zukunft mit diesen Spannungen und Problemen leben *müssen*. Also ist immer wieder zu fragen, wie sie gerade in der Zukunft mit diesen Spannungen und Problemen am besten leben *kann*.

Wie stets bei gemeinsamer Reflexion, so ist auch beim Nachdenken über die komplexen Strukturen Politischer Bildung als allererstes



ein Minimum an begrifflicher Verständigung angezeigt. Das führt im Übrigen unmittelbar in das Zentrum unserer Überlegungen hinein. Um es überspitzt in eine vorläufige These zu fassen: Voraussetzung und erster Akt einer kritischen Bestandsaufnahme der Zukunftsmöglichkeiten Politischer Bildung in der Bundeswehr wäre eine kritische *Revision der Begrifflichkeit*, mit der *innerhalb* der Bundeswehr über Bildung im Allgemeinen und über Politische Bildung im Besonderen gesprochen wird. Nach meiner Wahrnehmung ist es manchmal nicht leicht, die in der Bundeswehr hierbei gebräuchliche Terminologie in Deckung zu bringen mit den Begriffsverwendungen, die in der Gesellschaft im Allgemeinen und vor allem in der Praxis von Pädagogik oder im wissenschaftlichen Diskurs über Bildungsfragen vorherrschen. Darüber hinaus ist der bundeswehrinterne Sprachgebrauch allem Anschein nach auch *in sich* nicht immer konsistent. Er weist vielmehr, wie sich gelegentlich auch an amtlichen Dokumenten zeigen lässt, durchaus systemimmanente Widersprüchlichkeiten auf. Dass der Sprachgebrauch auch auf den mittleren und unteren Kommandoebenen nicht immer einheitlich ist, ist nicht zuletzt dadurch erklärlich.

Für diese Sachverhalte gibt es einsehbare Ursachen. Eine Zentrale Dienstvorschrift oder eine Weisung des Generalinspektors sprechen notwendig eine andere Sprache als bildungstheoretische Traktate. Anders als im erkenntnis- und damit theorieorientierten wissenschaftlichen Diskurs wird im militärischen Bereich meist mit guten Gründen ein hohes Maß an Knappheit der Diktion angestrebt. Die Kommunikation ist hier vorrangig praxisorientiert, und sie verläuft zudem überwiegend in vertikalen Strukturen.

Auch wenn man dies alles im Bewusstsein hält und als weithin unvermeidlich anerkennt, kann es doch nicht darüber hinwegtäuschen, dass begriffliche Unschärfen nachteilige Folgen für das auf den Bildungsauftrag der Bundeswehr gerichtete Gesamtkonzept und für dessen Umsetzung in die Praxis haben müssen. Vieles spricht dafür, dass genau diese Problematik zwar nicht die einzige, wohl aber eine nicht hin-

wegzudenkende Ursache für die Schwierigkeiten ist, mit denen die Bundeswehr bei der Erfüllung ihres Bildungsauftrags und insbesondere angesichts der Kernaufgabe der politischen Bildung immer wieder zu kämpfen hat.

## 2.

Eine kurze Rückbesinnung auf das, was wir üblicherweise mit dem deutschen Wort „Bildung“ meinen, liefert einen geeigneten Ausgangspunkt für die nähere Entfaltung der These.

Beim Begriff der Bildung müssen offensichtlich – mindestens – drei Bedeutungsdimensionen unterschieden werden:

„Bildung“ kann insbesondere meinen:

- den *Prozess* des Bildens, Sich-Bildens und Gebildetwerdens,
- die *Maßnahmen*, die diesen Prozess in den einzelnen Individuen anregen und fördern wollen, und schließlich auch
- das so bis zu einem bestimmten Zeitpunkt in einem Individuum bewirkte *Ergebnis*: ‘Bildung’ als (stets relative und natürlich immer unvollendete) ‘Gebildetheit’.

Nun taucht zwar das Wort ‘Bildung’ in der vorhin genannten Trias „Führung, Erziehung, Ausbildung“ direkt nicht auf. Die Sache, die es meint, ist dort aber permanent gegenwärtig. Denn für alle drei Phänomene – für Führung, für Erziehung wie für Ausbildung – gilt natürlich, dass sie sehr wohl etwas mit „Bildung“ zu tun haben oder doch haben können und dass daher ihre begriffliche Bestimmung jeweils mit dem Begriff von ‘Bildung’, den man verwenden will, in ein Beziehungs- und Abstimmungsverhältnis gesetzt werden muss.

Unabhängig davon kommt der Terminus „Bildung“ aber im Sprachgebrauch der Bundeswehr auch häufig *direkt* vor. Allerdings handelt es sich dabei in aller Regel um zwei spezifische Verwendungsweisen. Bei der einen ist das Wort ‘Bildung’ mit einem anderen Substantiv zusammengebunden. Das ist zum Beispiel der Fall, wenn vom ‘Bildungsauftrag’ der Bundeswehr die Rede ist. In der anderen, hier vor allem interessie-

renden Verwendungsweise ist das Wort ‘Bildung’ mit einem Adjektiv verbunden, und zwar fast ausschließlich mit dem Adjektiv ‘politisch’. In dieser *Spezifizierung* hin auf die *Dimension des Politischen* kommt ‘Bildung’ in amtlichen Dokumenten oder in Ansprachen führender Persönlichkeiten der Bundeswehr häufig zur Sprache.

Von „politischer Bildung“ ist dann jedoch wiederum in *allen drei* der vorhin aufgezeigten Bedeutungsdimensionen von ‘Bildung’ die Rede. Gelegentlich ist dann allerdings in ein und demselben Textstück auch ein *Wechsel* zwischen den jeweils eigentlich gemeinten Bedeutungsdimensionen zu beobachten, ohne dass dies dem Leser oder Hörer immer sofort bewusst werden kann. Ich belege diesen Sachverhalt hier mit einigen Zitaten aus der „Weisung“ von 1995:

„Der Soldat, der seinen Dienst als sinnvoll und fordernd erlebt, als Mensch geachtet und in seinen Rechten respektiert wird sowie an der Gestaltung des Dienstes mitwirken kann, wird aus dieser Praxis mehr an politischer Bildung gewinnen, als es durch Unterrichtung allein möglich wäre. Politische Bildung in Unterrichts- und Seminarveranstaltungen ist jedoch wichtig, um grundlegende Kenntnisse usw. usw.“ („Weisung“, Teil I, 1.1.)

Im ersten Absatz dieses Zitats ist mit den Worten „politische Bildung“ offensichtlich zunächst der *Prozess* und dann vor allem das *Ergebnis* von ‘Bildung’ gemeint, während im zweiten Absatz eindeutig von *Maßnahmen* die Rede ist, die zu deren Nutzen unternommen werden könnten.

Am Rande vermerkt: Die etwas apodiktisch geratene Behauptung im ersten Absatz des Zitats wirkt auch unter inhaltlichen Aspekten weitergehende Fragen auf. Das Erlebnis, dass etwas als sinnvoll erfahren wird und mich fordert, stellt gewiss einen positiven Wert dar. Die Erfahrung, dass meine Menschenwürde geachtet wird, ist positiv und wichtig, auch wenn es als selbstverständlich gelten sollte, dass niemand in der Bundeswehr eine gegenteilige Erfahrung machen muss. Auch die Chance, an der Gestaltung des Dienstes mitwirken zu können, soll keinesfalls gering geschätzt werden. Dies alles vermittelt zweifellos Bereitschaft, Moti-



vation, Zufriedenheit, und Unterricht allein würde dies alles nicht in gleichem Maße vermitteln. Aber ist das, was so bewirkt wird, wirklich schon „politische Bildung“? Hier scheint doch ein Begriff von „politischer Bildung“ verwendet zu sein, der über Gebühr ausgeweitet ist, nahezu alles umfasst und eben auf diese Weise seinen Unterscheidungsnutzen zu verlieren droht. Zumindest scheint mir die Tatsache des Nachdenkens wert zu sein, dass das in dem der „Weisung“ vorausgegangenen „Bericht“ an der entsprechenden Textstelle noch enthaltene Wort „möglichlicherweise“ in der „Weisung“ später ersatzlos entfallen ist ...<sup>3</sup>

Zwei andere kurze Zitate aus der „Weisung“ belegen eine weitere Auffälligkeit der fast durchgängig gebrauchten Terminologie:

„Während der dreimonatigen allgemeinen Grundausbildung sind in der politischen Bildung folgende Themen zu behandeln: ... (Es folgt die Aufstellung der Themen) ... Zur Behandlung dieser Themen sind in der Regel 12 Ausbildungsstunden erforderlich.“ („Weisung“, Teil I, 2.1.2).

Hier ist einerseits wiederum von durchzuführenden *Maßnahmen* politischer Bildung die Rede. Zugleich wird 'politische Bildung' im Rahmen des genannten Kontexts offenbar zuallererst als ein *Ausbildungsvorgang* begriffen. Die doppelte Verwendung des – im Text deshalb herausgehobenen – Begriffs macht das deutlich. Damit stellt sich die Frage, in welcher Weise das Zuordnungsverhältnis von 'Bildung' und 'Ausbildung' hier verstanden wird. Bevor auf diese Frage etwas näher eingegangen werden kann, weist ein letztes Zitat noch auf ein nicht weniger grundlegendes Problem hin. Dass

„die aktuelle Information ... *zusätzlich* zu den *anderen Maßnahmen* der politischen Bildung erfolgt“ („Weisung“, Teil I, 2.1.5)

und dass natürlich auch

„Berufs- und Zeitsoldaten ... politische Bildung *erfahren*“, („Weisung“, Teil I, 2.1.4),

belegt zunächst erneut, was sich durchgängig aufweisen lässt: Das Gesamtkonzept politischer Bildung in der Bundeswehr ist ganz überwiegend *maßnahmenorientiert*. Das ist – das sei ausdrücklich betont – hier als Tatsache und ohne jede Wertung

festgestellt. Vermutlich ließe sich in den Sprachspielen anderer Institutionen, die ebenfalls politische Bildung zu ihren Aufgaben zählen, durchaus Ähnliches aufzeigen. Aber dann wäre auch für jene Institutionen jedenfalls das Faktum festzuhalten, dass das *Prozesshafte*, das jeden Bildungsvorgang entscheidend zu einem *Ereignis der Selbstbildung* werden lässt, und das *Ergebnis* dieses Prozesses nur sehr viel seltener als die Maßnahmen oder jedenfalls nur weniger gut erkennbar gleichrangige Gegenstände der Reflexion sind.

### 3.

Für die Bundeswehr – und damit auch für unsere Thematik – hat eine solche Feststellung jedoch besondere Bedeutung, weil die „Kernaufgabe“ politischer Bildung im Rahmen ihres Gesamtauftrages mit *anderen*, nicht weniger wichtigen Aufgaben in einem eigentümlich asymmetrischen Konkurrenzverhältnis steht. In der zitierten „Weisung“ ist das auch genau gesehen. Ausdrücklich wird dort darauf hingewiesen,

„dass es bei der politischen Bildung – anders als in anderen Ausbildungsgebieten – nur selten möglich ist, Ansichten und Wertungen nach den Dimensionen falsch/richtig einzustufen oder mit seiner Auffassung die Ansichten anderer zu dominieren“ („Weisung“, Teil II, 1.1).

Man kann dem nur zustimmen: so verhält es sich in der Tat. Aber dass es sich exakt so verhält, hat seinen Grund ja genau darin, dass politische Bildung eben gerade *nicht* als 'ein Ausbildungsgebiet unter anderen' verstanden werden kann. *Politische Bildung* ist eben in *sehr vielen* Hinsichten *ganz 'anders' als andere* Bereiche der Ausbildung, die ungeachtet dessen gleichermaßen zu den „Kernaufgaben“ und zum Grundauftrag der Bundeswehr gehören. Und sie unterscheidet sich von diesen anderen Kernaufgaben in einer immerhin so prinzipiellen Weise, dass es immer wieder *neu* darüber nachzudenken gilt, wie sie mit diesen anderen Aufgaben unter dem gemeinsamen Dach des einen Gesamtauftrages der Bundeswehr vereint werden kann.

Genau diese prinzipielle Unter-

schiedlichkeit ihrer – ungeachtet dessen gleichrangigen – Kernaufgaben führt uns einerseits an den eigentlichen Grund der Schwierigkeiten heran, die die Bundeswehr in mancher Hinsicht mit dem Auftrag zur politischen Bildung hat. Andererseits *kann* die Bundeswehr *weder* politisch *noch* rechtlich *noch* nach ihrem eigenen Selbstverständnis und der Bedeutung, die die Konzeption der Inneren Führung für dieses Selbstverständnis hat, auf die Annahme dieses Auftrags verzichten, *noch will* sie sich diesem Auftrag entziehen. Umso wichtiger ist für sie die nüchterne Analyse, worin jene prinzipielle Unterschiedlichkeit eigentlich besteht und wie *politische Bildung* sich auch innerhalb des gesamten Aufgabengefüges der Bundeswehr als ein unverzichtbarer, aspekthafter und dennoch substantieller *Bildungsauftrag* legitimieren kann.

### 4.

Wenn ihre „Kernaufgabe“ *politischer Bildung* zur Frage steht, bedeutet das für die Bundeswehr angesichts ihres Gesamtauftrags stets den Zwang zu einer deutlichen Focussierung – mit allen Vor- und Nachteilen, die ein solcher Vorgang mit sich bringen kann. Ihr Denken, Sprechen und Handeln *konzentriert* sich dabei nämlich notwendig auf *einen* bestimmten *Aspekt* aus der komplexen Fülle von „Bildung“ insgesamt und auf bestimmte ausschnittshafte *Segmente* ihrer theoretischen Grundlegung. Das geschieht mit guten Gründen und in mancher Hinsicht unvermeidbar und verdient somit keinerlei aktuelle Kritik. Aber es zeitigt doch einige bedenkenswerte Folgen, die insbesondere in einer Phase, in der verschiedene Anlässe die Bundeswehr insgesamt zu neuen Überlegungen zwingen, auch im Hinblick auf die Kernaufgabe der politischen Bildung Anlass zu neuem Nachdenken geben.

Dabei sollte sich der Blick nicht allein – und möglichst nicht einmal zuerst – auf die besonderen und begrenzenden Bedingungen richten, unter denen die Bundeswehr ihrem Auftrag zur politischen Bildung nachkommen muss. Vorrangig geht es – wie immer, wenn *Bildung* zur



Frage steht – vielmehr darum, wie dieser Auftrag grundlegend *pädagogisch* begründet und legitimiert werden kann. Erst danach wird dann der Nachweis geführt werden können, dass politische Bildung ungeachtet ihrer spezifischen Besonderheiten erfolgreich in das Gesamt der Aufgaben der Bundeswehr integriert sein kann. Wenn diese beiden theorie-trächtigen Herausforderungen angenommen und einigermaßen angemessen gelöst werden, wird die politische Bildung in der Bundeswehr nicht mehr dem Vorurteil begegnen, ein Fremdkörper in ihrem Gesamtauftrag zu sein, und dauerhaft in erfolgreiche Praxis umgesetzt werden können.

## 5.

Für die Bewältigung dieser Herausforderungen sind nun wenigstens noch einige Eckpunkte zu markieren. Auszugehen ist dabei von dem Sachverhalt, dass in den bundeswehrinternen Sprachgewohnheiten die Differenz zwischen 'Bildung' und 'Ausbildung' praktisch eingeebnet erscheint und beide Termini fast synonym verwendbar geworden sind. Das könnte freilich letztlich nur ein ernst zu nehmendes Indiz dafür sein, dass die theoretische Fundierung des geltenden Konzepts politischer Bildung in der Bundeswehr insgesamt verbesserungsfähig und verbesserungsbedürftig ist. Ein pädagogikwissenschaftlich standfester Gesamtentwurf, in dem die Termini *Bildung*, *Unterricht*, *Erziehung* und *Ausbildung* mit einem gewissen Maß an Präzision bestimmt und zueinander in ein stimmiges Verhältnis gesetzt wären, ist nicht immer deutlich erkennbar oder wird nicht immer durchgehalten.

Natürlich kann man fragen, ob und in welchem Maße sich die Bundeswehr bei der Erfüllung ihrer Aufgaben dem allgemeinen gesellschaftlichen oder gar dem wissenschaftlichen Sprachgebrauch anschließen müsse. Und als Hochschullehrer ist man natürlich auf alle möglichen Vorbehalte wegen der wirklichen oder angeblichen Unverständlichkeit und Verkopfung des wissenschaftlichen Diskurses gefasst. Ohne diese Debatte angemessen vertiefen zu können, soll deshalb hier nur die

praktische Frage gestellt werden, welchen Nutzen eine Weigerung der Bundeswehr haben könnte, sich bei Problemen, die die ganze Gesellschaft betreffen und keineswegs nur bundeswehrspezifisch sind, ebenfalls der sonst üblichen Terminologie zu bedienen und die eigenen Sprachgewohnheiten erforderlichenfalls an diese anzupassen.

In der pädagogikwissenschaftlichen Literatur wird das Verhältnis von „Bildung“, „Unterricht“ und „Erziehung“ heute wohl überwiegend so verstanden, dass *Unterricht* und *Erziehung* stets wechselseitig aufeinander bezogen und verwiesen und in diesem Sinne stets *gemeinsam* im Prozess der *Bildung* präsent sind. Unterricht ist so immer erziehend, und Erziehung ereignet sich nicht ohne Unterricht. (Auch wer Vorbild ist, 'unterrichtet' schon: er „lebt vor“). Dass Erziehung in ihrem Kern jedoch *Selbsterziehung* ist, ist heute in der Pädagogik fast schon ein Gemeinplatz.

Anders gelagert ist die Verwendung des Begriffs der 'Ausbildung'. Der 'Ausbilder' vermittelt primär die Einübung ganz bestimmter Fertigkeiten. Die Ausbildung an der Waffe oder im Gelände vermittelt bestimmte (Überlebens-)Techniken, und es ist sehr wohl denkbar, dass der Ausbilder dabei 'die Ansichten anderer dominieren' muss. Ausbildung schließt immer das Moment des Trainings und des wiederholenden Übens ein. Politische Bildung aber kann man eigentlich im strengen Sinne weder üben noch trainieren. Geübt und vielleicht auch trainiert werden können genau genommen nur bestimmte *Fähigkeiten* wie die Fähigkeit zu lernen oder auch die Fähigkeit zu rationalem Urteil. Diese Fähigkeiten werden durchaus auch in Prozessen politischer Bildung und im Rahmen der Maßnahmen geübt, die ihr dienen. Aber es bleibt doch unübersehbar, dass Bildung und Ausbildung nicht einfachhin als identisch verstanden werden können. Zumindest ist die erzieherische Funktion von Ausbildung im Allgemeinen von *anderer* Art als die erzieherische Funktion eines unterrichtlichen Vorgangs, in dem *Politisches* zum Gegenstand wird und die Lernenden Lehrern begegnen, die in der Regel vielleicht nicht ganz zufällig

nicht als „Ausbilder“ bezeichnet werden.

Gelegentlich begegnet man in solchen Zusammenhängen dem Einwand, dass die deutsche Sprache gerade hier mit ihrer differenzierten Begrifflichkeit Probleme schaffe, die andere Völker nicht oder zumindest so nicht hätten. Ich halte, ohne hier auf Einzelheiten eingehen zu können, Einwände dieser Art nicht für zwingend. Im Übrigen ist es auch für uns lohnend, über die interessanten Zusammenhänge zwischen 'information' und 'formation' nachzudenken, wie sie in der französisch inspirierten Pädagogik-Theorie diskutiert werden.

In jedem Falle bleibt es irritierend und auch störend, dass der Terminus 'Ausbildung' im Bundeswehrsprachgebrauch sowohl als Oberbegriff wie auch als Synonym für 'Bildung' und schließlich auch für die Bezeichnung *eines Aspekts* derselben in Gebrauch ist. In anderer Hinsicht scheint er dann wiederum auch weit hin deckungsgleich mit dem Begriff des *Unterrichts* zu sein. Während im Kontext der Bundeswehr ein 'Ausbilder' fast immer auch Vorgesetzter ist, ist ein Unterricht haltender Lehrer aber in der Regel „Vorgesetzter“ nur in einem ganz nachgeordneten, nebensächlichen Sinn. Auch der Lehrer „führt“ zwar, aber möglichst selten mit den Instrumenten von Befehl und Gehorsam. Die Kategorie der *Führung* ist durchaus auch eine originär pädagogische Kategorie. Aber das Wie und das Wozu, das wir bei der pädagogischen Kategorie der 'Führung' assoziieren, ist doch deutlich unterschieden von dem, was uns zuerst in den Sinn kommt, wenn vom militärischen Führer die Rede ist.

Vergleichbares gilt auch für das Phänomen der Erziehung, wenn es in ein Verhältnis zur Kategorie der Führung gesetzt wird. Jeder, der erzieht, erfüllt damit auch eine Führungsaufgabe. Aber ist auch jeder, der eine Führungsfunktion hat, deshalb schon ein Erzieher?

## 6.

Unsere bisherigen Erwägungen galten vor allem den Zusammenhängen zwischen der Terminologie, derer wir uns im Problemfeld von Bildung, Unterricht, Erziehung und



Ausbildung bedienen, und der Chance, zu einem noch überzeugenderen Gesamtkonzept für die politische Bildung in der Bundeswehr zu kommen. Es kann natürlich nicht Sache eines Einzelnen sein, dafür hier schon einen beratungsfähigen Entwurf vorzulegen. Mehr als fragende Hinweise auf Probleme, die im Blick sein müssen, sind hier nicht möglich.

Ein solcher pädagogikwissenschaftlich standfester Gesamtentwurf, in dem insbesondere auch die eben noch einmal genannten Begriffe einigermaßen präzise bestimmt und zueinander in ein stimmiges Verhältnis gesetzt sind, kann aber sehr wohl bei gegebenem ansetzen. Eine Reform bringt stets - richtig verstanden - Bestehendes, das zu bewahren ist, *wieder in Form*. Diesem Ziel dienen alle Veränderungen, die sie mit sich bringt.

## 7.

Auf der Basis eines solchen, in sich konsistenten Gesamtentwurfs können dann mit der Analyse des „Politischen“ auch Begriff und Sache der *Politischen* Bildung von neuem bestimmt und als *ein spezifischer Aspekt von Bildung überhaupt* erkennbar gemacht werden. Nur so kann Politische Bildung dann auch vor einem Missverständnis bewahrt werden, das in der Vergangenheit möglicherweise zu dem auch von der „Weisung“ konstatierten „geringen Stellenwert der politischen Bildung im Bewusstsein vieler Vorgesetzter“ beigetragen hat. Politische Bildung ist nämlich in ihrem Kern gerade nicht selbst 'politisch'. Sie ist vielmehr – in unterrichtlicher wie in erziehlicher Perspektive – ein zunächst *pädagogisch* zu legitimierender Vorgang und nicht selbst unmittelbare politische Aktion. Sie ist richtig verstanden *Bildung im Hinblick auf Politisches*. Und ein ihr dienender Unterricht ist, wie immer er heißen mag, nicht politisierender Unterricht, sondern Unterricht über Politik und ihre Probleme und Zusammenhänge und damit erziehliche Hinführung zu eigenem Engagement für das Gemeinwohl.

Nur auf der Grundlage eines solchen Gesamtkonzepts können schließlich auch die Fragen der *inhaltlichen* Strukturierung politischer Bildung in der Bundeswehr und die

Ableitung und Legitimierung der vor dem Hintergrund unseres politischen Systems, seiner Fortentwicklung und seiner Verfassung zu behandelnden Themen neu angegangen werden. Das Nachdenken darüber ist allein schon wegen der Veränderungen im Gesamtauftrag der Bundeswehr, wie sie sich als Folge der Ablösung der bipolaren Großstrukturen ergeben haben, eine permanente Aufgabe. Andere Entwicklungen im binnenpolitischen Raum kommen hinzu. Die Auffassung, dass alle Arten von Institutionenkunde überflüssig seien, ist immer unsinnig gewesen. Auf Freiheit hin orientierte Ordnungen brauchen auch dafür dienliche Institutionen. Und wenn die faktische Befindlichkeit oder das Wirken dieser Institutionen Kritik erfordern, setzt eine *begründete* Kritik ihrerseits eine Kenntnis der Institutionen und ihrer Funktionen voraus. Die Demokratie ist die auf Freiheit hin orientierte Herrschaftsordnung schlechthin. Der Bundespräsident hat in der letzten Zeit mehrfach darauf hingewiesen, dass alle Institutionen, die den Auftrag zur politischen Bildung haben, der Erklärung und Verdeutlichung der Demokratie ihr besonderes Augenmerk widmen müssen. Das gilt, im Rahmen der für sie vorgegebenen begrenzenden Bedingungen, sicher auch für die Bundeswehr. Und dafür ist mehr erforderlich als nur die Intensivierung der Dienstaufsicht.

## 8.

Jeder Verständige kann akzeptieren, was mit Bemerkungen gemeint ist, dass die Bundeswehr weder die Schule der Nation noch auch der Reparaturbetrieb der Gesellschaft sei. In der Tat verbietet sich im Hinblick auf die Bundeswehr jede Assoziation zu Kfz-Reparaturwerkstätten, Änderungsschneidereien oder Flickschusterbetrieben. Die Bundeswehr ist nämlich ein *Produktionsunternehmen erster Ordnung*. Ihre Produktpalette umfasst Sicherheit, Freiheit und Frieden, und sie ist zu Recht stolz darauf, dass das Konzept der Inneren Führung sich zu einem Exportschlager entwickelt hat. Die Unternehmensleitung sollte deshalb nicht nur die notwendigen Hinweise auf die Grenzen ihrer Möglichkeiten geben, sondern zugleich die

Produzentenrolle der Bundeswehr auch auf dem Feld Politischer Bildung betonen und aktivieren. Hier zu investieren ist lohnend. Diesem Unternehmensbereich wird in der Zukunft weiter wachsende Bedeutung zukommen.

## 9.

Die Kluft zwischen dem Anspruch der Theorie Politischer Bildung und den Nöten ihrer Praxis ist gerade für die Bundeswehr in gelegentlich leidvoller Weise offenkundig und auch bei bestem Willen nicht völlig überwindbar. Der Gesamtauftrag der Bundeswehr setzt hier enge Grenzen. Umso wichtiger ist es jedoch, Politische Bildung überzeugend als 'Kern'-bestandteil dieses Gesamtauftrags auszuweisen. Je enger die Grenzen sind, die der Politischen Bildung in der Bundeswehr gezogen sind, je bedrückender die beschriebenen Spannungen und Problemlagen sind, desto notwendiger ist es für die Bundeswehr, die eigene *Praxis* politischer Bildung ständig neu auf die *Theorie* Politischer Bildung zurückzubeziehen.

Gute Praxis ist verantworteter Umgang mit den Maßgaben der Theorie. Das schließt Flexibilität nicht *aus*, sondern *ein*. Die Kategorie des Möglichen hat ihr Recht. Aber sie verantwortlich zum Zuge kommen zu lassen, setzt eine angemessene Vergewisserung über das, was eigentlich sein sollte, bereits voraus. Verantwortete Flexibilität in der Praxis setzt also Reflexion auf Theorie voraus. Ohne diesen Theoriebezug droht Praxis leicht zu reiner Betriebssamkeit zu werden, die fruchtlos bliebe und den Ehrennamen 'Praxis' dann eigentlich nicht mehr verdienen würde.

## Anmerkungen

- Die folgenden Überlegungen sind zuerst in Kurzform als Impulsreferat in diesem Arbeitskreis und im September 1998 in der hier vorgelegten erweiterten Form im Zentrum Innere Führung zur Diskussion gestellt worden. Sie sind inzwischen in dem von Andreas Prüfert herausgegebenen Bd. 3 des Forums Innere Führung: Ausbildung und Bildung im Militär, Nomos-Verlag, Baden-Baden 1999 erstveröffentlicht. Der hiesige Nachdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Karl-Theodor-Molinari-Stiftung.



2 So der damalige Verteidigungsminister Volker Rühle in seinem Vorwort zur „Weisung zur Durchführung der politischen Bildung in den Streitkräften ab 1. Januar 1996“, in Kraft gesetzt durch den Generalinspekteur der Bundeswehr am 12. Juli 1995. (Im Folgenden zitiert als „Weisung“.)

3 Ein hervorragender Kenner der Probleme hat die Lage der Praxis 18 Monate nach dem In-Kraft-Treten der „Weisung“ kürzlich so umrissen: „Derzeit wird in etwa einem Drittel der Verbände und die Dienststellen politische Bildung entsprechend der Weisung mit Initiative und Einfallsreichtum durchgeführt. Bei ei-

nem weiteren Drittel halten sich Licht und Schatten die Waage. Im letzten Drittel gilt es, noch viel zu tun.“ (P. Behrens: Licht und Schatten. Zur Entwicklung der politischen Bildung in den Streitkräften, in: IFDT, Nr. 4, April 1997, S. 16 ff.)

4 Vgl.: Bericht zur politischen Bildung in den Streitkräften, o.J., zu 2.2.3, S. 7.

## VOR 55 JAHREN: DER 20. JULI 1944 AN DER FRONT

Millionen deutscher Soldaten, weit weg von ihrer Heimat, reagierten auf Stauffenbergs Tat irritiert und verständnislos. 50 Jahre nach dem Attentat auf Hitler veröffentlichte der Rheinische Merkur am 15. Juli 1994 diesen Bericht von Jürgen Wahl im Rahmen einer Artikelreihe zum 20. Juli 1944. AUFTRAG übernimmt ihn mit freundlicher Genehmigung des Verfassers als ein Beitrag zur Diskussion um „Deutsche Katholiken und ihr Kriegsdienst in der Wehrmacht“ (Thomas Breuer, in: AUFTRAG 235, S. 40 ff.).

# „Sind die denn in Berlin verrückt?“

Jürgen Wahl

Als ich Hans-Georg Marohl, 71 Jahre alt und Oberst a.D., vor ein paar Wochen beiläufig fragte, wo er denn am 20. Juli 1944 gesteckt habe und wann er vom Attentat auf Hitler erfuhr, war es für ihn scheinbar klar: „An der Cassino-Front, und es fehlten mir Sperrminen und andere Ausrüstung, um eine neue Verteidigungsstellung zu sichern. Von dem Anschlag hörte ich irgendwann nachmittags, als ich auf dem Bataillonsgefechtsstand war.“

Seine Erinnerung trog, und nach ein paar Tagen, als wir uns gründlicher mit den tragischen Tagen im Juli 1944 befassten, hatte er die richtigeren Details: „Also, ich war erst am Vormittag des 21. auf dem Bataillonsgefechtsstand, um Nachschub zu verlangen. Dabei stieß ich auf den Bataillonsarzt. Und der wusste, dass jemand in Berlin geputscht hatte. Ich verstand nicht gleich, und dann erklärte der Mann, sie hätten den Adolf umbringen wollen.“ „Und wie hast du darauf reagiert?“ Das wusste Marohl, damals Leutnant, noch ganz genau: „Ja, sind die denn verrückt? Wir wissen hier nicht ein noch aus, und da machen die zu Hause in der Heimat so ‘nen Mist?“

Das war nicht die Reaktion eines 21-jährigen Ex-Hitlerjungen. Mitten in der verlustreichen dritten Cassino-Schlacht reagierte der junge

Mann, Tausende Kilometer weit entfernt von Hitlers ostpreußischer „Wolfsschanze“, wie die meisten seiner schlecht informierten Kameraden an den Fronten in Russland, auf dem Balkan oder im gerade überannten Nordwestfrankreich. „Nicht mal zum Radiohören kamen wir damals.“

Dabei war Marohl nicht einmal ein politisches Neutrum, ein Mitläufer der Braunen oder einer, der sich raushielt. „Schorsch“, wie ihn viele Freunde nennen, kam 1923 in Berlin zur Welt, und diese Welt war katholisch – in der Diaspora. Seinem Vater, einem Lehrer, gelang damals Ungewöhnliches: Bis 1945 hatte niemand den

alten Marohl in die NSDAP ziehen können, auch nicht in eine andere NS-Organisation. Sohn Hans-Georg wurde in katholischen Jugendgruppen („Neudeutschland“, „Sturm-schar“) groß, die von der Hitlerjugend zuerst verspottet und dann schikaniert wurden. Zu Hause war man ohnehin gegen die „gottlose Hitlerei“. Die Marohls zählten nicht zu den Familien, die aktiv Widerstand leisteten, sie galten den Nazis aber als „unzuverlässig“.

*Hans-Georg Marohl (li) als Pionierleutnant im Sommer 1944 an der Italienfront. Neben ihm sein Freund Pastor Friedrich von der Heydte, Mitglied der „Bekennenden Kirche“*

*(Foto: Privatbesitz Marohl)*





Es war damals häufig, dass Söhne dieses Milieus in die Wehrmacht drängten. Dort so sah die Wirklichkeit bis tief in den Krieg hinein aus, waren die Unangepassten vor dem Zugriff des NS-Staates ziemlich sicher. Im August 1941, zwei Monate nach Hitlers Überfall auf Russland, fingen für den 18-jährigen ehemaligen Pfarrjugendführer „die eisenhaltigen Zeiten“ an. „Ich kam zum Reichsarbeitsdienst, schon am 20. Oktober folgte die Wehrmacht. 1942 kamen wir nach Russland.“ Von dieser Zeit an war „Schorsch“ ständig an der kämpfenden Front. Bis er Ende 1944 in westliche Gefangenschaft geriet. Den letzten Granathagel überlebte er im Raum Aachen.

Marohl war 1943 Leutnant der Reserve geworden und kämpfte mit Resten von Rommels Afrikakorps auf Sizilien gegen die Amerikaner. Mit der letzten Einheit kam er heraus und in Süditalien „wieder rein“, als die Alliierten bei Nettuno landeten. Und dann Monte Cassino mit drei Schlachten um den Berg mit der weltberühmten Abtei. Politik? „Doch, das gab's. Ich hatte einen Sanitätssoldaten als Freund, der war bis zur Einberufung Vikar bei Pastor Niemöller, also auch Berliner. Und später, in Italien, lernte ich den evangelischen Pastor Friedrich von der Heydte aus Hamburg kennen, der gehörte zur Bekennenden Kirche.“ In dieser Zeit wurde Marohls Kompaniechef schwer verwundet und er musste von ihm, erst 21 Jahre alt, „den Haufen übernehmen“. „Den von der Heydte machte ich zu meiner rechten Hand.“

Aber der 20. Juli? „Ich gab die Nachricht weiter, als ich wieder bei meinen Leuten war, doch an Reaktionen kann ich mich nicht erinnern.“ Sie hatten damals andere Sorgen. Man überließ sie freilich nicht der Meinungslosigkeit. Hitler befahl der Wehrmacht den „Deutschen Gruß“: Arm hoch, Hand flach gestreckt, Schluss mit dem traditionellen Anlegen der rechten Hand an Helm oder Mütze. Was nun? „Wir trugen einfach keine Mützen mehr, der formelle Gruß entfiel.“ Widerstand war dies nicht, es war der letzte Akt eines Stücks der langen Illusionen: „Die Partei (NSDAP) hat in der Armee nichts verloren.“

Marohl erinnert sich an eine Beredigung, „die eine Menge von dem aussagte, wie es bei uns immer war“. Als ein Regimentskommandeur ins Grab gelassen wurde, blickte alles zum Divisionskommandeur. „Er begrüßte den Toten demonstrativ mit dem alten Gruß, und wir alle taten es auch und gern.“ Gab es denn keine „von denen“ an der Front? „In unserem Bataillonsstab existierte kein Parteimitglied. Eines Tages enthüllte sich mir eine Ausnahme. Das war ein älterer Reserveoffizier aus Graz. Er sagte, dass er das goldene Parteiabzeichen (unter anderem für Mitgliedschaft vor 1933) besitze, aber ich sollte es nur ja niemandem sagen.“ Irgendwann kam auch heraus, dass man einen HJ-Bannführer in Marohls Kompanie hatte: „Aber der fühlte sich nicht wohl bei uns.“

Im Herbst 1944 wurde befohlen: „Es ist vom Bataillon eine NS-Führungsoffizier zu benennen.“ Diese möglichst braunen Leute sollten für ideologische Festigung der Truppe sorgen. Marohl lacht heute noch darüber: „Mein Chef wollte mich nach oben melden. Ich erinnerte daran, dass ich nie bei der HJ war und dass meine Familie wegen ihres Bekenntnisses nicht gelitten wäre. Warum also ich?“ Der Chef habe geantwortet: „Na eben deshalb!“ Er habe ihn dann mit Mühe umstimmen können.

War dies denn alles „typisch“? „Ziemlich, denn ich habe nach dem Krieg gehört, dass es fast überall ähnlich war, natürlich nicht bei der Waffen-SS.“ Die Bedeutung des Aufstands vom 20. Juli 1944 hat sich auch und besonders Hans-Georg Marohl erst nach 1945 erschlossen, nicht zuletzt im Privaten. Er heiratete eine Tochter des von den Nazis ermordeten katholischen Arbeitersekretärs Nikolaus Groß.

Und er konnte später, wider Erwarten, sowohl als Katholik als auch als Soldat eine Menge von sich reden machen. Denn wer wäre damals schon der Meinung gewesen, Deutsche müssten jemals wieder Waffen tragen? In Berlin half Marohl, nun 22, beim Wiederaufbau der katholischen Jugend mit, und eines Tages begegnete er Erich Honecker, der an der Spitze der „Freien Deutschen Jugend“ stand. „Man machte noch in überparteilichem Antifaschismus.“

Doch bald riss die Masche, aus der FDJ wurde eine „rote HJ“, Jungkatholiken landeten in den Zuchthäusern des SED-Staates. Marohl-Freund Manfred Klein saß neun Jahre in Bautzen und Torgau.

Den frei gebliebenen „Schorsch“ verschlug es nach Köln. Und dort – ich überschlage einige Jahre – ereilte ihn sein zweites Soldatenschicksal. Als Hans-Georg Marohl 1956 zur neuen Bundeswehr ging, hatte er „längst intus, was am 20. Juli passiert war. Die wollten Deutschlands Ehre retten.“ Als Oberleutnant rückte er ein, erlitt die damals täglichen Beschimpfungen durch die Linke und setzte sich für eine Armee ein, die der Demokratie dient: „Das war ja selbstverständlich.“ Doch alles andere als einfach. Ex-Offiziere, die durchaus wieder dienen wollten, wurden in jener Zeit mitunter penetrant über ihre Meinung zum 20. Juli befragt, von Leuten, die keine Ahnung von der Problematik der Frontsoldaten des Krieges hatten. „Wir mussten doch“, brummt Marohl, „gegen einen Feind kämpfen, der unsere bedingungslose Kapitulation verlangte. Wir liebten unser Land. Das Land war aber für uns nicht identisch mit Hitler.“ Und sie hatten keinen Durchblick: „Was wussten wir von Auschwitz? Nichts.“

Hans-Georg Marohl stieg hoch. Er wurde nach einer Skandalnudel (Major Fred Sagner) und auf Empfehlung des Prälaten Wilhelm Böhler der zweite Bürochef des Verteidigungsministers Franz Josef Strauß. Und half mit beim Aufbau der Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung. Der heutige „Unruheständler“, dem unter SPD-Kanzlern der Generalsrang entging, zog auch noch die Uniform des Malteser Hilfswerks an, wurde – unter anderem – Mitglied des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken und Vizepräsident der Gemeinschaft der katholischen Männer Deutschlands.

Seine Familie ist seine Burg, sein Terminkalender ist voll. Hans-Georg Marohl war im Krieg, so sieht er das, ein ganz normaler Soldat: überlebenswillig, nicht superneugierig. Gott hat ihn leben lassen, so sagen seine Freunde, damit sich auch nach dem Krieg noch viele Menschen an ihm aufrichten konnten. □



# Bitte, so nicht!

Norbert M. Schütz

**T**homas Breuer hatte in einem Beitrag „Gehorsam, pflichtbewusst und opferwillig“ in der Zeitschrift „*Stimmen der Zeit*“ 1/99 die „*Deutschen Katholiken und ihren Kriegsdienst in der Wehrmacht*“ kritisch betrachtet (Nachdruck in *AUFTRAG* Nr. 235, S. 40–43). Der engagierte Katholik Norbert M. Schütz, Kapitän zur See a.D. der Bundeswehr, sieht das als Betroffener und Zeitzeuge anders. Schütz war bis zu seiner Einberufung zur Wehrmacht im April 1941 und danach führend in der kath. Jugend des Bistums Limburg ehrenamtlich tätig. Als Marinereserveoffizier (Marinebordflack) pflegte er engen Kontakt zur Wehrmachtsseelsorge sowie zu den Diözesanbischöfen von Limburg und Münster. Letzteren hatte er im Sommer 1933 durch die Familie Franz Graf von Galen kennengelernt, in die er 11-jährig durch die Gräfin Huberta von Spee eingeführt worden war (s.a.: *AUFTRAG* Nr. 165, S. 35 ff., „*Begegnung mit Clemens-August Kardinal von Galen*“; *AUFTRAG* Nr. 227, S. 51 ff., „*Bischof von Graf von Galen an der Seite der Soldaten des II. Weltkrieges*“).

„Dennoch darf und muss über die vergangene Zeit berichtet werden, so wie es Thomas Breuer tut, schon um Ähnliches für Gegenwart und Zukunft auszuschließen.“

Prinzipiell stimme ich diesem Standpunkt der Redaktion *AUFTRAG* zu. Was mich jedoch am Beitrag von Thomas Breuer (*Th.B.*) so sehr stört, ist die für einen Geschichtswissenschaftler und Religionspädagogen nicht übliche vordergründige, im Unterton zum Teil polemisierende und auch irrige Betrachtungsweise der zur Sprache gebrachten Themen. Dies entwertet seinen im Grunde genommen begrüßenswerten Beitrag erheblich. Dazu im Einzelnen:

1. *Th.B.*: „Hitlers Außenpolitik wurde von den deutschen Bischöfen vorbehaltlos unterstützt.“ Dabei wird Bezug genommen auf die Rückgliederung des Saargebietes und auf den „Anschluss“ Österreichs am 12. März 1938.

Bleiben wir beim letzten Vorgang: Von einer vorbehaltlosen Unterstützung Hitlers durch die Bischöfe beim Anschluss Österreichs kann absolut keine Rede sein. Zu diesem

Ergebnis muss man kommen, wenn man die umfangreichen historischen Materialien zur Kenntnis genommen hat. Ich selbst hatte darüber hinaus Gelegenheit, mit österreichischen Zeitzeugen zu sprechen.

Der auch unter den damaligen Bischöfen Österreichs umstrittene Aufruf der Oberhirten zur Volksabstimmung am 10. April 1938 sowie ein Vorwort und Begleitschreiben kamen unter Anwendung von List, Überrumpelung und Druck seitens der nationalsozialistischen Machthaber zustande. Hitler zog seine zuvor abgegebene mündliche Zusage der Sicherung der Rechte der Kirche zur Seelsorge zurück, nachdem er Kenntnis erhalten hatte von einer „ergänzenden Erklärung“ des österreichischen Episkopates. Diese hatte man am 6. April 1938 hinter den schützenden Mauern des Vatikans verabschiedet und über den vatikanischen Rundfunksender an die Weltpresse weitergegeben. Der alles entscheidende Satz in dieser Erklärung bezog auf den Text des Wahlauftrufes der Bischöfe lautete: „Die feierliche Erklärung der österreichischen Bischöfe vom 18. März dieses

Jahres wollte selbstverständlich keine Billigung dessen aussprechen, was mit dem Gesetze Gottes, der Freiheit und den Rechten der katholischen Kirche nicht vereinbar war und ist. Außerdem darf jene Erklärung von Staat und Partei nicht als Gewissensbindung der Gläubigen verstanden werden und propagandistisch verwendet werden.“

Ergänzung: Weil der Bischof von Rottenburg der Wahl am 10. April ferngeblieben war, wurde er wegen Staatsfeindlichkeit bis Kriegsende seiner Diözese verwiesen. – Fürstbischof Dr. Ferdinand Pawlikowski war von SA-Männern verhaftet worden und in das Grazer Polizeigefängnis gebracht worden. Als Militärvikar im Offiziersrang wurde er auf eine Intervention des österreichischen Heeres nach zwei Tagen wieder freigelassen.

2. *Th.B.*: „... während der Münsteraner Bischof von Galen den Krieg gar als Konsequenz des Versailler Vertrages begriff.“

Reichskanzler Philipp Scheidemann (Anhänger der gemäßigten Linie der SPD) bezeichnete den Versailler Vertrag als ein „befristetes Todesurteil für Deutschland.“ Die Frankfurter Zeitung vom 9. Mai 1919 schrieb von einem Gewaltfrieden. Der Londoner Daily Herald kommentierte am 8. Mai 1919: „Die Bedingungen – sie sind (ein) Vorspiel neuen Rassenhasses und eines neuen Krieges.“

Warum sollte der als Patriot ausgewiesene Clemens-August Graf von Galen eine andere Auffassung vertreten haben? Als Pfarrer von 1919 bis 1929 an St. Matthias in Berlin durchlitt der sozial engagierte rührige Seelsorger sowie Verehrer von Vater Kolping hautnah das Elend und die Not der Nachkriegszeit. Er spendete sein Erbe von 45.000 Goldmark zum Bau eines Gesellenverein-Hospiz. Die politische Entwicklung der



Weimarer Republik betrachtete er nicht nur als Folge von Versailles mit Sorge. Es bekümmerte ihn die Straße als Ort politischer Auseinandersetzungen, die Vielzahl der politischen Parteien mit zwanzig Reichsregierungen und vierzehn Reichskanzlern, die zu lang andauernde politische Inflexibilität der Siegermächte gegenüber dem Deutschen Reich vor allem zu einem Zeitpunkt, als Ansätze in Deutschland zur Überwindung des politischen Tiefs erkennbar wurden (Revision des Versailler Vertrages u.a.).

### 3. Th.B.: „Furcht vor dem Bolschewismus“

Es bedürfte einer eingehenden Stellungnahme zur Th.B. flüchtig abgehandelten Thematik. Um nicht selbst einen profangeschichtlichen Beitrag aus Gründen der vorgeschriebenen Zeilenknappheit zu liefern, beschränke ich mich mit dem Hinweis auf einen sehr wichtigen Punkt.

Stalin wie Hitler erzwangen und repräsentierten in ihren jeweiligen Ländern eine totalitäre Gesellschaftsordnung, die sich wie ein Ei dem anderen glich. Hitler wie Stalin waren gemeinsame Partner in einer ebenso verbrecherischen wie völkerrechtswidrigen und moralisch bedenkenlosen Machtpolitik. Allerdings war Stalin mit seiner listigen Taktik dem unfehlbarkeitsbesessenen Hitler weit überlegen. Mit dem Hitler-Stalin-Pakt vom 23. August 1939 lockte er Deutschland in eine verhängnisvolle Falle. Getreu der Lehre Lenins, dass

- a) der Krieg der Weg zur Weltdiktatur der Kommunistischen Partei sei und
  - b) ein Kampf für einen für uns unvorteilhaften Zeitpunkt aufzunehmen ein Verbrechen ist,
- sollten sich die kapitalistischen Mächte erst einmal in einem Krieg untereinander selbst zerfleischen.

Zur Feststellung des Autors, wonach man (die Bischöfe) „das sowjetische Original immer noch für schlimmer als das nationalsozialistische Regime daheim“ hielt, muss in Erinnerung gebracht werden: Im Dritten Reich blieben im Gegensatz zur Sowjetunion die Gotteshäuser für jedermann geöffnet. Die Erteilung des kath. Religionsunterrichts und einiges mehr, konnte unter dem



Der Verfasser als Leutnant im Jahr 1944 auf seinem Zimmer im Marinestützpunkt Oslo; da kein Kreuz an der Wand befestigt werden durfte, behelft Schütz sich mit einem Bild des Christuskopfes von Leonardo da Vinci, links daneben ein vom damaligen Bischof von Münster Clemens August Graf von Galen signiertes Foto

Schutz des mit dem Vatikan abgeschlossenen Reichskonkordates (ratifiziert am 10. September 1933), wenn auch mit vielen Brüchen und Vertragsverletzungen seitens des Dritten Reiches, fortgeführt werden.

### 4. Th.B. „Auch bei den Geistlichen und den einfachen Gläubigen war Patriotismus ein echtes Leitmotiv.“

Die von Hitler leichtsinnigerweise herbeigeführte politische wie militärische Konstellation (s. Abschn. 3), bekamen Truppe wie Zivilpersonen in der Heimat bitter zu spüren. Die Soldaten waren auf Befehl in den Krieg gezogen. Eine allumfassende, gegen die Wahrheit agierende Propaganda beeinflusste auch katholische Soldaten und machte sie in einer gewissen Weise zu Werkzeugen Adolf Hitlers. Es muss aber festgehalten werden, dass die sog. „einfachen Gläubigen“ (Landser wie Seemänner gen. „Lords“) mit ihrer Glaubens-treue keineswegs im Schatten höherer Chargen gestanden haben.

Die unbewiesene Behauptung Th.B. über einen im Krieg von den Katholiken zurückgewiesenen Verdacht, „die kirchentreuen Katholiken kämpften in diesem Krieg nur mit halbem Einsatz“, ist mir nie zu Ohren gekommen. In einer Zeit des Schreckens, Elends und Kummers im „tota-

len Krieg“ trieb es niemand auf die Zeiten des Kulturkampfes zurückzuschauen und sich die Frage nach der nationalen Zuverlässigkeit der Gläubigen im II. Weltkrieg zu stellen. Hier schuldet uns der Autor einen unwiderlegbaren Nachweis.

### 5. Th. B.: „Autoritätsgläubigkeit“ „Doch fatalerweise dispensierte man (die Kirche/Bischöfe) sich von der Frage, ob es sich um einen gerechten Krieg handle, mit dem Hinweis, das darüber allein die Obrigkeit entscheiden könne.“

Diese Feststellung übersieht eine Menge von Fakten. So war es vor allem während des Krieges Laien wie Klerikern in einer total geschlossenen Gesellschaft und einer autosuggestiv-hysterischen Propaganda der NS-Staatsführung absolut unmöglich, in eine vom Staat verbotene Diskussion über die ethische Zulässigkeit eines Krieges einzutreten, ohne dabei ertappt zu werden (z.B. tarnten wir Jugendführertagungen als Chorproben). Selbst wenn die Möglichkeit gegeben worden wäre, hätte es im kirchlichen Bereich an jenen fachlichen Gremien der nachkonziliaren Zeit gefehlt, um die anstehenden Fragen sachgerecht bearbeiten zu können. Die an der Front eingesetzten katholischen Soldaten hätten sich ohnehin nicht an der Dis-



kussion beteiligen können. Hätten diese oder andere sich dennoch zu einem für das Regime unakzeptablen Ergebnis durchgerungen, wären sie wegen Überschreitung kirchlicher Kompetenz und Wehrkraftzersetzung verurteilt worden.

Die Bischöfe verhielten sich realistisch. Ohne sich untereinander auf eine gemeinsame Sprachregelung abzustimmen, forderten sie die Gläubigen zum Dienst und Gebet für's Vaterland auf, ohne leidenschaftliches Kriegsgeschrei zu entfachen.

Im Verlauf des Krieges wuchs das Misstrauen über die wahren Ziele der nationalsozialistischen Kriegsführung. Auf die gleichzeitig heraufziehende innerstaatliche Katastrophe verwies der Münsteraner Bischof Clemens-August am 13. Juli 1941 mit einer aufrüttelnden Predigt: *„Keiner von uns ist sicher, ... dass er nicht eines Tages aus seiner Wohnung geholt, seiner Freiheit beraubt, in den Kellern und Konzentrationslagern der Gestapo eingesperrt wird.“*

Diese politisch verheerende Gemengelage stürzte katholische Soldaten in ein für sie unauflösliches Dilemma: hier der Kampf gegen den Nazismus zur Abwendung der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, dort die Verteidigung der Heimat vor einer bolschewistischen Aggression als das für christlich gebundene Soldaten allein vertretbare Wehrmotiv. Sie wollten sich nicht als „politische Soldaten“, als Willensträger des Führers verstanden wissen! Mit der Treue zum Vaterland wollten sie nicht der Untreue gegenüber Gott und seiner Kirche verfallen.

Dieses politische Plateau diktierte das persönliche Arrangement vieler engagierte katholischer wie evangelischer Wehrmachtsangehöriger.

Ein Beispiel: Der Kommandeur (Mitglied der Bekennenden Kirche) der Einheit meiner ersten Verwendung drängte mich, Offizier zu werden. Er wollte Menschen mit ausgesprochen christlichem Menschenbild in Vorgesetztenstellen bringen, um der auch in der Kriegsmarine immer weiter verbreitenden nationalsozialistischen Weltanschauung einen Damm entgegenzusetzen. Welch eine Ironie! Um den Fängen der Gestapo (Geheime Staatspolizei) wegen Überschreitung der staatlichen

Richtschnur für die erlaubte Betätigung konfessioneller Jugendverbände zu entgehen, meldet ich mich zur Marine, um dort „unterzutauchen“. Das Gegenteil wurde daraus: Das Schicksal forderte mich mehrmals zur Bewährung an „zwei Fronten“ heraus.

Die kirchliche Hierarchie befand sich auf ihrer Ebene in einer adäquaten Situation. Die christ-moralische Berechtigung des Kriegsdienstes gegen einen die Menschenwürde verletzenden militanten Bolschewismus bejahten übereinstimmend die Bischöfe Dr. Antonius Hilfrich (Limburg) und Clemens-August Graf von Galen (Münster) gelegentlich der Besuche während meiner Fronturlaube. Unüberhörbar verwiesen sie aber auch auf die Grenzen militärischen Gehorsams. Clemens August tat dies mit eindringlichen Worten: „*Diese Obrigkeit ist nicht mehr die Dienerin Gottes. So bist du im Gewissen nur an das gebunden, was im Rahmen des christlichen Sittengesetzes von dir abverlangt werden darf*“. – „*Eine gottgewollte Verpflichtung gegenüber einem Staat erlischt, wenn dieser selbst die göttlichen Gesetze verneint*“, argumentierte Bischof Antonius.

6. Th.B.: „Der soldatische Dienst  
als Gottesdienst“

Diese plakative, die Wahrheit verfälschende Überschrift suggeriert genau das, was gläubige Christen mit ihrem soldatischen Dienst eben ha-

ben nicht hinnehmen wollen: einen Pseudogottesdienst. Gottesdienst bedeutete für sie Gottesverehrung und Hilferuf an den wahren Gott. Gottesdienst als seelsorgliches Gespräch vermittelte das Gefühl: Wo du auch als Soldat stehen magst: Gott verlässt dich nicht, es kann dir nichts passieren; das Leben behält seinen Sinn trotz des sinnlosen Leides. Und was hier und da von Amts wegen so verlautete (z.B. kritikwürdige Formulierungen des Feldprobstes Titularbischof Rarkowski), kam „unten“ nicht an oder wurde von besorgten Militärpfarrern erst gar nicht weitergereicht.

Was Seelsorge im II. Weltkrieg bedeutete und in Wahrheit bewirkte, ist eindrucksvoll in den Büchern „Mensch, was wollt ihr denen sagen? – Katholische Feldseelsorge im Zweiten Weltkrieg“ und „Priester in Uniform – Seelsorger, Ordensleute und Theologen als Soldaten im Zweiten Weltkrieg“ (beide im Pattloch Verlag erschienen) nachzulesen. Ein dritter Band, der sich in Vorbereitung befindet, wird aus der Sicht katholischer Soldaten das Wirken der Kirche unter Soldaten der Wehrmacht und das Zeugnis sowie unterstützende Mitarbeit von Laien berichten.

Seelsorge für katholische Soldaten im II. Weltkrieg ging nicht nur von der hierfür eigens geschaffenen **Wehrmachtsseelsorge** aus, sondern gestaltete sich auch durch Verbindungen zu den Heimatpfarrgemein-

[illegible]

Brief des Limburger Bischofs Dr. Antonius Hilfrich  
an Leutnant Schütz vom 07.12.1944



Weihnachtstreffen 1941 von zum Dienst in der Wehrmacht verpflichteten Jugendlichen der Pfarrei St. Ignatius Frankfurt a.M. bei ihrem Pfarrer Klein SJ (4.v.r.), links davon Norbert M. Schütz



den. So bekam ich z.B. Schriftenmaterial von meiner Jesuiten-Gemeinde zugesandt. In meiner Not – weil für den NSFO (Nationalsozialistischer Führungsoffizier) die NS-Ideologie selbst Glaube und deshalb die christliche Religion nicht tolerable war – griff Bischof Antonius nicht zum ersten Mal zur Feder: „Es ist mir unverständlich, wie man in der gegenwärtigen Not die Menschen von Christus und seiner Kirche trennen will, da Christus für Sie und, Gott sei Dank, für die meisten Deutschen die Quelle der Stärke und des Opfermutes ist. Lassen Sie sich nicht verwirren. Seien Sie unserem Vaterland, aber ebenso getreu unserem Glauben, auch wenn man deswegen Schwierigkeiten und Zurücksetzungen erleiden müsste. – Nun Gott befohlen! Ich werde Sie im Gebet nicht vergessen. Mit den besten Wünschen für Gottes Schutz und Segen und mit den treuen Grüßen aus der Heimat, Ihr in Christo ergebener Antonius, B. v. Limburg.“

Th. B.: bemängelt eine im Katholischen Feldgesangbuch weitere Strophe des Liedes „Fest soll mein Taufbund immer stehen ....“

Recht hat er! Aber katholische Soldaten, die zu Tausenden an den Treuekundgebungen am Jugendbekenntnissonntag auf Trinitatis (Fest der allerheiligsten Dreifaltigkeit) teilgenommen hatten, übersahen die martialisch anmutete Strophe oder hatten für sie nur ein müdes Lächeln auf den Lippen.

Apropos Feldgesangbuch: Ob alle katholischen Soldaten das Feldgesangbuch im Marschgepäck mit sich führten? Ich zerfetzte meines auf ein Minimum, um das Wenige für den Gefechts- und Seenotfall am Körper behalten zu können.

Th.B.: „... bei Hitler stand hinter dieser Rede (von der „Vorsehung“) nicht die christliche personale Gottesvorstellung, seine Berufung auf den Allmächtigen war eine Instrumentalisierung religiöser Anschauungen für eigne Zwecke. Aber beweist der Missbrauch durch den einen (Hitler) auch schon den rechten Gebrauch durch die anderen (Bischöfe)?“

Katholische Wehrmachtssoldaten – vor allem wenn sie aus der katholischen Jugend hervorgegangen waren oder einen ordentlichen Religionsunterricht mitbekommen hatten – waren nicht so dumm, um nicht zwischen der „Vorsehung“ nach Hitlers Denkart einerseits und dem Vorsehungsglauben der Kirche andererseits zu unterscheiden. Hitlers Gottesbild definierte Gott als „Gott in der Natur“, „Gott im eigenen Volk“, „Gott im eigenen Schicksal“, „Gott im eigenen Blute“. Hitler identifizierte sich nicht mit den bestimmten Eigenschaften des christlichen Gottesbegriffs durch die Lehre von der Dreifaltigkeit. Missbrauch durch beiderseitige Verwendung des gleichen Begriffs „Vorsehung“ blieb somit ausgeschlossen, weil das gleiche Wort bei Hitler und den Bischöfen eine unterschiedliche Sinndeutung beinhaltete. – Nicht- bzw. Andersgläubige interessierte diese Frage nicht.

Ob „die Begriffe ‘Vorsehung’ und ‘Wille Gottes’ ein immens hohes Ideologiepotential in sich bergen?“, muss der Fragesteller sich selbst beantworten. Es ist müßig und Zeitverschwendung, darüber nachzudenken.

7. Th. B.: „Der Soldat als Märtyrertod?“

Der Verfasser bemängelt „die fatalistische Haltung, mit der die Katholiken sich in ihr Schicksal fügten – dem ‘Führer’ Adolf Hitler ihre Kampfkraft zur Verfügung stellten.“

Eine schicksalsgläubige Unterordnung unter Hitler hatte es unter den Katholiken in ihrer Gesamtheit nicht gegeben. Im Gegenteil! Katholiken bewahrten in vielfältiger Weise eine von Historikern bestätigte anerkannte Frontstellung gegen den Nationalsozialismus. Ebenso ist es töricht wie abwegig zu behaupten, Katholiken hätten ihre Kampfkraft dem Führer zur Verfügung gestellt. (Siehe Punkt 5, Wehrmotiv katholischer Soldaten)

Th. B.: „Als Belohnung (für die Opferwilligkeit der Soldaten) wurde ihnen die „ewige Seligkeit“ in Aussicht gestellt, da der Soldatentod dem „Martertod um des Glaubenswillen“ gleiche.“

Der vorstehende Text ist dem Fastenhirtenbrief des Münsteraner Bischofs Clemens-August vom 1. Februar 1944 entnommen. Der Text entspricht nicht dem ursprünglichen Wortlaut und birgt Gefahr, eine verzerrte Darstellung zu geben. Was hatte der Bischof tatsächlich gesagt? „Es steht ja nach der wohlbegründeten Lehre des hl. Kirchenlehrers Thomas von Aquin der Soldatentod des gläubigen Christen in Wert und Würde ganz nahe dem Martertod um des Glaubenswillen, der dem Blutzugehen Christi sogleich den Eintritt in die ewige Seligkeit öffnet.“ Einige Zeilen weiter: „Es kommt die Stunde, in der alle, die in den Gräbern liegen, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden. Und es werden hervorgehen die Gutes getan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses getan haben, zur Auferstehung des Gerichts“ (Joh 5, 28.29)



„Kein Theologe von Format!“, so vernimmt man gelegentlich das Urteil aus Fachkreisen über den Bischof von Münster. Ich habe während meines Gesprächs mit Clemens-August im April 1944 die Beweggründe und das pastorale Anliegen des hochherzigen Oberhirten erfahren dürfen. Mit bewegten Worten sprach er das bittere Los der Soldaten an. Wir redeten über die Ausichtslosigkeit des Krieges und das einzig verbliebene Wehrmotiv der Soldaten: Schutz der Heimat vor der Katastrophe einer totalen Niederlage. Angesichts der damit verbundenen Todesgefahren, erinnerte der besorgte Oberhirte an die Übung einer christlichen Tugend: die Hingabe des Lebens für die Nächsten in gläubiger Erfüllung des Vierten Gebotes Gottes: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Die Verteidigung des Vaterlandes betrachtete er folglich nicht nur als eine natürlich sittliche Tugend, sondern darüber hinaus als eine „übernatürlich christliche Tugend“, wenn sie als sichtbare Gabe aus Liebe zu Gott und zur Ehre Gottes geleistet wird. Im Besitz der Gnade als Zeichen des Bundes mit Gott käme dann der Soldatentod dem Martyrium des Glaubens „mors porta vitae“ gleich. Jedoch – so fügte Clemens-August ebenso wie der Bischof von Limburg in seinem an mich gerichteten Schreiben vom 26. Juni 1943 hinzu: „Gott allein ist Richter im Jenseits!“

Um der klaren Erkennbarkeit seiner pastoralen Sorge insbesondere für die Soldaten ist es angemessen, zur Person des untadeligen Bischofs hinzuzufügen: Dem Bischof adeligen Geschlechts und von vaterländischer Gesinnung stand ein Offiziersbild seiner Zeit vor Augen, das dem der alten preußischen Tugend entsprach. Sein älterer Bruder Franz war im I. Weltkrieg Major gewesen. Das Leben und Wirken des Admirals Graf von Spee hatten seine Einstellung zum Soldatentum beeinflusst. Seine Mutter war die Reichsgräfin von Spee. Bei Ausbruch des I. Weltkrieges meldete sich Clemens-August als Kurat eines selbständigen Seelsorgebezirks in Berlin zur Militärseelsorge. Da es dafür aber genügend Geistliche gegeben hatte, zog er traurigen Herzens seine Bewerbung zurück. Als Maxime soldatisch-sittlichen

Handelns betrachtete er den Willen zum ritterlichen Kampf bis hin zur Opferung des eigenen Lebens im Dienst einer gottgefälligen Ordnung dienenden Macht. Die bewusste Hingabe des eigenen Lebens im Rahmen eines Gefechts als ein übergreifendes Element soldatischer Tugend, bedeutete für Clemens-August ein Akt der Vollkommenheit.

### 8. Schlussbemerkung

Ein sachliches und abgewogenes Urteil über unsere Geschichte kann nur der fällen, der befähigt ist, sich in die Situation am Tag des geschichtlichen Ablaufs hineinzusetzen. Man macht es sich aber zu leicht, wenn nur aus der Erkenntnis und mit dem Maßstab von heute Ge-

richt gehalten wird über die, die in den Jahren 1933–45 unter der unausweichlichen Dunstglocke aus Propaganda, Ideologie, Geheimhaltung, Strafandrohung und schließlich Krieg versucht hatten, den sich anbietenden Lebensgegebenheiten aus christlicher Verantwortung zu stellen. Es täte gut, wenn der eine oder andere Kritiker sich selbst einmal die Frage stellen würde: Wie hätte ich in jener Zeit gehandelt und was hätte ich besser machen können? Dann wäre wohl nicht der blasphemistische Satz von Th.B. im Zusammenhang mit dem Thema „Soldatentod“ geschrieben worden: „Offenbar kam niemand auf den Gedanken, dass der christliche Gott vielleicht gar keinen Geschmack an Menschenopfern finden könne.“ □

## Kamerad! Gott ruft Dich.

### Ev. Wehrmachtgemeinde:

Sonn- und Feiertag	9 <sup>00</sup> Uhr	} Gottesdienst	
Mittwoch	20 <sup>00</sup> "		
Dienstag	19 <sup>30</sup> "		Übungsstunde des Kirchenchors
Freitag	19 <sup>30</sup> Uhr		Bibelstunde im Soldatenkreis

in der Kirche der deutsch evgl. Gemeinde, Akersgate 72.  
Universitätsgate 20 II.

Wehrmachtsdekan Bemmman.

### Kath. Wehrmachtgemeinde:

#### Wehrmachtgottesdienst:

Sonn- und Feiertag 9<sup>30</sup> Uhr in St. Olav, Akersveien 5.  
Mittwoch 20<sup>00</sup> " in der Schwesterkapelle, Akersveien 4

#### Beichtgelegenheit:

Samstag 17–19<sup>00</sup> Uhr in St. Olav  
Sonntag ab 8<sup>30</sup> " " "  
Mittwoch während des Abendgottesdienstes.

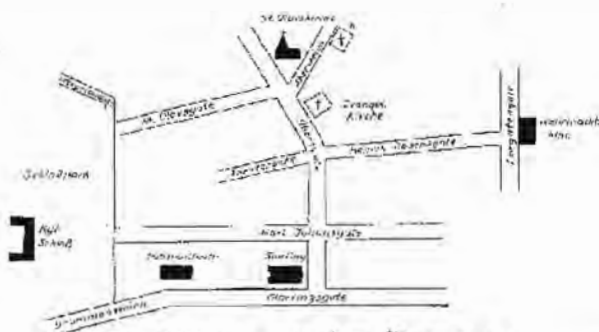
#### Chorsingstunde:

Montag und Donnerstag 19<sup>30</sup> Uhr

im Schwesterinstitut, Akersveien 4.

Wehrmachtsseelsorger Kuffner.

Zu allen Veranstaltungen werden auch die Angehörigen des Wehrmachtgefolges eingeladen.



Geschäftszimmer der Pfarrer:  
Observatoriegate 2 B. Tel.: 50247.

**Verirrte auf den Herrn! Handle männlich und sei tapferen Herzen**

Dieses Plakat DIN A3 aus dem Jahr 1944 wurde auf Weisung und mit Unterschrift von Lt Schütz am Kompanieaushang im Stützpunkt Oslo angebracht

(Foto u. Dokumente Archiv Schütz)



## DER BISCHOF VON MÜNSTER VOR SOLDATEN DER HEERESUNTEROFFIZIERSCHULE I IN MÜNSTER-HANDORF

# Die Verantwortung der militärischen Führung aus christlich-ethischer Sicht



Bischof Dr. Reinhard Lettmann

## 1. Grundlegende Aussagen der katholischen Kirche

In der ersten Hälfte der achtziger Jahre habe ich häufiger vor Soldaten gesprochen. Das Thema war im Zusammenhang mit der das ganze Volk bewegenden Debatte über die „Nachrüstung“ die Frage nach einer Sicherung des Friedens durch Einsatz von Waffen und Soldaten.

In dieser Situation haben wir uns auf die amtlichen Äußerungen der katholischen Kirche besonnen, die auch heute noch ihre Geltung haben.

Von 1962–1965 fand in Rom unter dem Vorsitz des Papstes eine Versammlung der Bischöfe aus aller Welt statt. Solche Versammlungen werden als Konzil bezeichnet. Weil diese Versammlung im Vatikan stattfand, wo vor hundert Jahren schon eine ähnliche Versammlung stattgefunden hat, nennt man sie das II. Vatikanische Konzil.

Dieses Konzil hat sich mit vielen aktuellen Fragen beschäftigt, die auf der Tagesordnung der Welt stehen, unter anderem auch mit der Frage nach Krieg und Frieden und der Völkergemeinschaft.

Frieden ist mehr als bloßer Nicht-Krieg. Echter Friede lässt sich auch nicht durch das Gleichgewicht entgegengesetzter Kräfte sichern. Frieden ist ein Werk der Gerechtigkeit, der Freiheit und der Toleranz.

**A**ngesichts der schweren serbischen Menschenrechtsverletzungen im Kosovo hat der münsterische Bischof Reinhard Lettmann Verständnis für die NATO-Luftschläge gegen Jugoslawien gezeigt. Bei einem Vortrag vor Soldaten der Heeresunteroffizierschule in Münster-Handorf am 15. April 1999 fragte er allerdings kritisch an, warum man nicht früher und energischer dem Vorgehen der Serben Einhalt geboten habe. Gleichzeitig wies der Bischof auf das Dilemma hin, einerseits allen diplomatischen Bemühungen genügend Raum zu geben, aber andererseits sich eindeutig und wirksam gegen Vertreibung und Unterdrückung und für die Wahrung der Menschenrechte einzusetzen. AUFTRAG dokumentiert die Rede im Wortlaut.

Das Konzil fordert eine Erziehung zum Frieden. Die Bemühung um den Frieden muss das Bewusstsein der Völker prägen. Die öffentliche Meinung soll für den Frieden Partei ergreifen. Das Konzil verurteilt den totalen Krieg, der auf die Vernichtung ganzer Städte oder weiter Gebiete und ihrer Bevölkerung unterschiedslos abgestellt ist. Es verurteilt auch den Rüstungswettlauf zur Abschreckung. Es sieht darin keinen sicheren Weg, den Frieden zu sichern. Das Konzil schlägt vor, eine von allen anerkannte öffentliche Weltautorität zu schaffen, die über wirksame Macht verfügt, um für alle Sicherheit, Wahrung der Gerechtigkeit und Achtung des Rechtes zu gewährleisten.

Aber das Konzil sieht realistisch: Der Krieg ist nicht aus der Welt geschafft. „Solange die Gefahr von Kriegen besteht und solange es noch keine zuständige internationale Autorität gibt, die mit entsprechenden Mitteln ausgestattet ist, kann man, wenn alle Möglichkeiten einer friedlichen Regelung erschöpft sind, einer Regierung das Recht auf sittlich erlaubte Verteidigung nicht absprechen. Die Regierenden und alle, die Verantwortung für den Staat tragen, sind verpflichtet, das Wohl der ihnen anvertrauten Völker zu schützen, und sie sollen diese ernste Sache ernst nehmen. Nach Meinung des Konzils hat ein Volk das Recht, militärische Mittel einzusetzen, um sich rechtmäßig zu verteidigen. Das Kon-

zil grenzt dieses Recht auf Verteidigung ab gegenüber dem Bestreben, andere Völker zu unterjochen. Auch legitimiert das Kriegspotential nicht jeden militärischen und politischen Gebrauch.

Auf der Grundlage dieses Rechtes eines Volkes zur Verteidigung spricht das Konzil auch vom Soldaten. „Wer als Soldat im Dienst des Vaterlandes steht, betrachte sich als Diener der Sicherheit und Freiheit der Völker. Indem er diese Aufgabe recht erfüllt, trägt er wahrhaft zur Festigung des Friedens bei“ (Pastoralkonstitution des 2. Vatikanischen Konzils über die Kirche in der Welt von heute Nr. 79).

In der Mitte der siebziger Jahre fand in Deutschland eine Versammlung aller deutschen Bischöfe und zahlreicher Vertreter der einzelnen Bistümer in Würzburg statt. Eine solche Versammlung nennt man Synode. Auch diese gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland hat sich zum Soldaten und seinem Auftrag geäußert.

„Die Synode bekennt sich zur Verpflichtung der Christen, zur Sicherung und Förderung des Friedens nach Kräften beizutragen. Die persönliche Bereitschaft dazu kann in besonderen Diensten für den Frieden ihre unterschiedlichen und vielfältigen Ausdruck finden.“ Als solchen Friedensdienst sieht die Synode auch den Dienst in der Bundeswehr. „In



der Bundesrepublik Deutschland verpflichtet der Staat seine jungen Bürger zum Dienst in der Bundeswehr oder, wenn sie Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen sind, zu einem Zivildienst... Die Kirche hat nicht nur in den Pflichtdiensten eine eigene pastorale Aufgabe zu erfüllen, die sie selbst als Beitrag zum Frieden versteht; ihr Bemühen geht auch dahin..., den Beitrag solcher Dienste für den Frieden zu erhöhen und die Bereitschaft zu verantworteter Mitarbeit in ihnen zu stärken“ (Nr. 2.2.4).

Vom Wehrdienst und der Aufgabe der Soldaten heißt es speziell: „Sicherung des Friedens ist notwendig, sie ist eine der Voraussetzungen und ein Beitrag zur Förderung des Friedens. Sie ist in erster Linie eine Aufgabe der Politik, auch der militärische Beitrag – über dessen Höhe, Form und Ausmaß die Synode nicht im Einzelnen zu urteilen vermag – muss unter dem Primat der Politik stehen.

Im Rahmen der Gewaltverzichts- und Friedenspolitik, wie sie in der Bundesrepublik Deutschland von Anfang an – trotz vorhandener Meinungsunterschiede in einzelnen Fragen – von allen demokratischen Kräften bejaht und getragen wird, kommt dem Dienst des Soldaten eine zwar begrenzte und immer neu zu überprüfende, aber real wirksame Funktion für den Frieden zu. Diejenigen, die sich verantwortlich für diesen Dienst entscheiden und damit ihren Auftrag zur Sicherung des Friedens, insbesondere zur Kriegsverhinderung, erfüllen wollen, haben Anspruch auf Achtung und Solidarität“ (Nr. 2.2.4.4).

Das Ja der Kirche zum Dienst der Soldaten und ihrem Auftrag zeigt sich nicht zuletzt in der Einrichtung einer Militärseelsorge. Von ihr heißt es in dem Synodenbeschluss: Die Militärseelsorge „muss einerseits daran festhalten, dass Zweck und Einsatz des soldatischen Dienstes von der gesamten Gesellschaft wie vom Soldaten selbst, vor allem auch unter ethischen Gesichtspunkten, zu verantworten sind. Andererseits muss auch die Militärseelsorge ihrerseits den Soldaten zu einer verantworteten Entscheidung verhelfen, da das Prinzip von Befehl und Gehorsam in den Streitkräften mehr denn je ethische

Verantwortungsbereitschaft von Vor- und Nachgeordneten voraussetzt“ (Nr.2.2.4.4).

Wir haben die gewaltfreien Revolutionen in unserem Land und in Mittel- und Osteuropa, die Entschärfung der Ost- West-Spannung, die Abrüstung und das wachsende Vertrauen unter den Völkern in Ost und West als Schritte in eine Zukunft erlebt, die allen mehr Freiheit und Gerechtigkeit, mehr Frieden und Sicherheit verspricht. Umso größer war der Schock, den der Krieg am Golf ausgelöst hat. Er erinnert uns an das Wort des II. Vatikanischen Konzils: „Täuschen wir uns nicht durch eine falsche Hoffnung. Wenn Feindschaft und Hass nicht aufgegeben werden, wenn es nicht zum Abschluss fester und ehrenhafter Verträge kommt, die

**Der Dienst des Soldaten ist auf den Frieden hin gerichtet. ... Die ethische Grundlage für das Soldatsein liegt in der Notwendigkeit, Leben und Freiheit der Menschen eines Volkes oder innerhalb der Völkergemeinschaft zu schützen und zu verteidigen.**

für die Zukunft einen allgemeinen Frieden sichern, dann geht die Menschheit, die schon jetzt in Gefahr schwebt, trotz all ihrer bewundernswürdigen Wissenschaft jener dunklen Stunde entgegen, wo sie keinen anderen Frieden mehr spürt als die schaurige Ruhe des Todes“ (Nr. 82).

Damit stehen wir in der heutigen Situation.

## 2. Soldaten zwischen Krieg und Frieden

### 2.1 Soldaten und Krieg

Beides wird häufig miteinander verbunden. Unsere christliche Auffassung ist anders. Der Dienst des Soldaten ist auf den Frieden hin gerichtet. Es ist eine Unterstellung, wenn man – oft vielleicht eher unbewusst – schlussfolgert: Soldaten bereiten sich auf den Eventualfall eines Krieges vor; also ist das Ziel ihres Dienstes der Krieg.

Wir alle haben Sehnsucht nach Frieden. Wir wollen Frieden. Aber wir wissen um die Wirklichkeit unserer Welt. Immer wieder gibt es die Versuchung zu Ungerechtigkeit, Angriff und Gewalt. „Man bringt die Sache des Friedens nicht voran, wenn man die Möglichkeit und die Pflicht, ihn zu verteidigen, leugnet“ (Papst

Johannes Paul II.).

Die ethische Grundlage für das Soldatsein liegt in der Notwendigkeit, Leben und Freiheit der Menschen eines Volkes oder innerhalb der Völkergemeinschaft zu schützen und zu verteidigen. Die Bereitschaft zur Verteidigung ist eine Voraussetzung für den Frieden. Der Frieden, den eine Gewaltherrschaft aufzwingt, ist kein wahrer Frieden.

In diesem Dienst, das Leben der Menschen in Freiheit und Gerechtigkeit zu schützen, steht der Soldat.

Auf dieser Grundlage sehen wir den Auftrag und Dienst des Soldaten in der Bundeswehr. In unserem Wort „Gerechtigkeit schafft Frieden“ haben wir Bischöfe gesagt: „Staat, Gesellschaft und auch die Kirche vertrauen darauf, dass die Soldaten mit fachlicher Kompetenz und persönlichem Mut ihren Dienst erfüllen. Der Soldat trägt selbst durch ein waches Bewusstsein seine moralische Verantwortung

zum Dienst am Frieden bei“ (Gerechtigkeit schafft Frieden. Wort der deutschen Bischofskonferenz zum Frieden, Bonn 1983, Nr.5.3.3).

### 2.2 Soldaten zwischen Krieg und Frieden

Wir alle empfinden die innere Spannung zwischen Krieg und Frieden. Der Soldat empfindet sie mehr noch als andere. „Der Soldat, der der Sicherung des Friedens dient, muss die Spannung aushalten, dass er sich im Auftrag des Staates rüstet, sich auf den Kampf vorbereitet und zu tun lernt, was er hofft, nie vollziehen zu müssen, weil er nichts entschiedener will, als den Frieden ohne Gewaltanwendung zu bewahren und die Konflikte auf dem Weg der Verhandlungen zu lösen“ (a.a.O. Nr. 5.3.3).

Die Erfahrung zeigt, wie wichtig es ist, dass ein Volk oder ein Bündnis von Völkern Soldaten hat, die bereit und in der Lage sind, den Frieden zu verteidigen.

Spannung zwischen Krieg und Frieden: Die Soldaten sind es, die am tiefsten in dieser Spannung stehen. Sie gehören zu den Ersten, die die Schrecken des Krieges erleben und die bereit sein müssen, zum Schutz anderer Menschen ihr Leben einzusetzen. Zugleich bedrängt es sie



am meisten, dass sie in der Verteidigung von Leben und Freiheit von Menschen und Völkern militärische Mittel einsetzen müssen, die ihrerseits Zerstörung und Tod zur Folge haben. Aus beiden Gründen sind es die Soldaten, die sich am meisten nach Frieden sehnen.

### 3. In der Achtung der Menschenrechte liegt das Geheimnis des wahren Friedens

(Papst Joh. Paul II.)

#### 3.1 Kultur der Menschenrechte

„In der Achtung der Menschenrechte liegt das Geheimnis des wahren Friedens“ (Papst Johannes Paul II.). Ohne Gerechtigkeit, ohne Freiheit, ohne Anerkennung der Würde des Menschen, ohne Anerkennung der Menschenrechte gibt es keinen wahren Frieden.

Das grundlegende Recht des Menschen ist das Recht auf Leben. Zu den Menschenrechten gehört das Recht auf Selbstentfaltung sowohl des Einzelnen, wie der Völker. Es gehört das Recht auf Religionsfreiheit dazu; das Recht auf Teilhabe am politischen und wirtschaftlichen Leben; das Recht auf Bildung und Arbeit; das Recht auf eine gesunde Umwelt und schließlich vor allem auch das Recht auf Frieden.

Eine Kultur der Menschenrechte und des Friedens gehört zum moralischen Erbe der ganzen Menschheit. Sie zu verwirklichen, liegt in der Verantwortung aller. Jeder kann und muss an seiner Stelle dazu beitragen.

#### 3.2 Die Würde des Menschen

Vor einigen Jahren veranstaltete die UNO in Wien eine Konferenz zum Thema „Menschenrechte“. Der Vertreter Chinas hielt den anderen Vertretern entgegen: Die Menschenrechte, wie sie in der Charta der UNO formuliert sind, entstammen rein westlichem Denken. Wir haben eine andere Kultur und damit auch eine andere Auffassung im Hinblick auf die Rechte des Menschen. Das führt zur Grundfrage: Was ist der Mensch?

Der Mensch lebt am Rande eines Geheimnisses. Es ist das Geheimnis des Lebens und des Seins. Es ist nicht fraglos, dass wir leben. Es ist nicht fraglos, dass alles was ist, überhaupt ist. Hinter diesem Geheimnis des Lebens und des Seins ahnen wir das größere Geheimnis Gottes.

Wir leben am Rande dieses Geheimnisses. Mehr noch: Wir reichen in dieses Geheimnis hinein. Auf den ersten Seiten der Bibel lesen wir, dass Gott den Menschen nach seinem Bild geschaffen hat.

Das Geheimnis Gottes und das Geheimnis des Menschen berühren sich in dichtester Weise im Geheimnis der Menschwerdung des Sohnes Gottes. Gottes Sohn selbst nimmt ein menschliches Gesicht an, das ehrt

*Die Soldaten sind es, die am tiefsten in der Spannung zwischen Krieg und Frieden stehen. Sie gehören zu den Ersten, die die Schrecken des Krieges erleben und die bereit sein müssen, zum Schutz anderer Menschen ihr Leben einzusetzen. Zugleich bedrängt es sie am meisten, dass sie in der Verteidigung von Leben und Freiheit von Menschen und Völkern militärische Mittel einsetzen müssen, die ihrerseits Zerstörung und Tod zur Folge haben. Aus beiden Gründen sind es die Soldaten, die sich am meisten nach Frieden sehnen.*

alle, die ein Menschengesicht tragen.

Der jüdische Philosoph Abraham Joshua Heschel stellt die Frage: „Was unterscheidet aus astronomischer Sicht gesehen die Vernichtung von Millionen von Menschen von der Ausrottung eines Insektenschwarms oder eines Schwarmes von kleinen Fischen?“ Er antwortet: Nur wenn es einen Gott gibt, der mit dem Leben des Menschen, jedes Menschen zu tun hat, kann die Würde des Menschen als unveräußerlicher und nicht abzuerkennender Wert anerkannt werden.

In dieser Sicht von der Würde des Menschen liegen die ethischen Grundlagen der Sicherheitspolitik. Es geht auch beim Dienst des Soldaten darum, den Menschen ein Leben in Würde und in Verwirklichung der Menschenrechte zu sichern.

### 4. Die Verantwortung der politischen und militärischen Führung und des Soldaten

Schon mehrfach haben wir die moralische Verantwortung der politischen und militärischen Führung wie auch des einzelnen Soldaten berührt,

eine Verantwortung, die das Gewissen fordert.

#### Einige Beispiele:

- Ein erstes Beispiel, abgehoben von jeder konkreten Aktualität und doch im Grunde immer aktuell. Ein chinesisches Märchen erzählt:

Als der Krieg zwischen den beiden benachbarten Völkern unvermeidlich war, schickten die Feldherren von beiden Seiten Späher aus, um zu erkunden, wo man am leichtesten in das Nachbarland einfallen könnte. Die Kundschafter kehrten zurück und berichteten auf beiden Seiten dasselbe: Es gab nur eine Stelle an der Grenze, die sich da-

für eigne. „Dort aber“, sagten sie, „wohnt ein braver kleiner Bauer in einem kleinen Haus mit seiner anmutigen Frau. Sie haben einander lieb, und es heißt, sie seien die glücklichsten Menschen auf der Welt. Sie haben ein Kind. Wenn wir nun über sein

Grundstück marschieren, dann zerstören wir das Glück. Also kann es keinen Krieg geben.“ Das sahen die Feldherren ein, und der Krieg unterblieb, wie jeder Mensch begreifen wird.

Dieses Märchen kommt uns angesichts der Möglichkeiten und Gefahren eines Krieges naiv vor, aber die in ihm ausgesprochene Wahrheit bleibt gültig: Es gibt keinen Krieg der Sterne. Jeder Krieg findet statt auf dem Grundstück der Menschen, im Land der Menschen. Es geht im Krieg wie im Frieden um das Leben der Menschen, um das Leben ganzer Völker und jedes einzelnen Menschen.

- Der frühere polnische Ministerpräsident Mazowiecki war eine Zeit lang Beauftragter der UNO für Menschenrechte in Bosnien. Er hat diese Aufgabe niedergelegt, weil er nicht als Zuschauer mit ansehen wollte und konnte, wie Menschen unter den Augen der UNO-Soldaten getötet wurden, ohne dass sie zu ihrem Schutz eingreifen durften.



Wann können und dürfen die politisch Verantwortlichen den Befehl zum Einsatz geben? Ministerpräsident Mazowiecki wies aus eigener Erfahrung als Ministerpräsident darauf hin, dass es für die Verantwortlichen in einem Staat nicht leicht ist, einen Befehl zum militärischen Eingreifen zu geben. Ein Ministerpräsident so sagte er, wird dadurch nicht persönlich betroffen. Aber auf seinen Befehl hin, müssen viele Soldaten eventuell ihr Leben riskieren.

- In einer Zeitschrift der niederländischen Militärseelsorge wird folgender Fall geschildert:

Bei einem Einsatz israelischer Truppen im palästinensischen Krieg wurden Panzer eingesetzt. Plötzlich kommt einem Panzer ein Kind entgegen mit einem Gewehr in der Hand. Es fordert den Panzer auf, anzuhalten. Der Fahrer überlegt: Soll er weiterfahren und das Kind vom Panzer in den Boden fahren lassen, oder soll er anhalten? Er entscheidet sich für das Letzte. Ein Mitglied der Besatzung steigt aus, um das Kind zur Seite zu führen. Aber das Kind legt das Gewehr an und erschießt ihn.

Man kann daraus die Lehre ziehen, dass in Kriegszeiten niemand zu trauen ist, nicht einmal einem Kind. Aber wie wäre es gewesen, wenn der Panzer das Kind umgefahren und unter sich begraben hätte? Was hätte das bedeutet für die Besatzung des Panzers, unter denen selbst auch Väter waren? Was hätte das bedeutet für die öffentliche Meinung, die diese Tat in allen Medien aufgegriffen und überall publiziert hätte?

Aus diesen Beispielen ergeben sich eine Reihe von Fragen:

- Wie soll man sich in der je konkreten Verantwortungsposition und in der je konkreten Situation richtig verhalten?
- Muss jeder sein eigenes Gewissen sprechen lassen?
- Oder gilt das Wort: Auftrag ist Auftrag?
- Ist im militärischen Einsatzbereich Raum für Soldaten mit ei-

ner eigenen Gewissensentscheidung im Einzelfall, der nicht vorherzusehen ist?

Ein Soldat – vor allem auch ein in der Führung Verantwortlicher – kann, wenn er einen Auftrag aus persönlichen Gewissensbedenken nicht ausführt, die Mission, ja selbst das Leben seiner Kameraden in Gefahr bringen.

Alle diese Fragen ergeben sich heute in besonderer Weise auch bei den Einsätzen unter den Stichworten „peace-keeping“ und „peace-building“. Mehr als bisher vielleicht werden die Soldaten mit wechselnden und unbekannten Situationen konfrontiert, die von den Regeln und Vorschriften nicht in allem erfasst werden können. In diesen Situationen ist jeder auf sein eigenes Gewissen verwiesen, um zu einer Entscheidung zu kommen, die er auch später noch verantworten kann. Das erfordert von jedem, an welcher Stelle er auch beim Militär steht, ein hohes Maß an persönlicher Reife im Umgang mit diesen Fragen.

## 5. Aufgaben der Militärseelsorge

In dieser Situation bekommt die Militärseelsorge eine besondere Bedeutung. Sie kann in der Vorbereitung auf militärische Einsätze helfen, die Fragen, die auftauchen, im größeren ethischen Zusammenhang zu beleuchten. Das kann dem Einzelnen seine Verantwortung nicht abnehmen, ihm aber helfen, Kriterien für seine Entscheidung zu finden.

Die Militärseelsorger können dem Einzelnen auch während oder nach den Einsätzen als Gesprächspartner zur Verfügung stehen, um ihnen zu helfen, die Erfahrungen aufzuarbeiten und in die Persönlichkeit zu integrieren. Ein Hauptmann, der in einem Minenräumkommando in Kroatien eingesetzt war, berichtete mir von seinen Erfahrungen. Sie hatten die Aufgabe, Minen zu suchen und wegzuräumen, um den Menschen dort wieder ein friedliches Leben auf ihrem Land zu ermöglichen. Dabei setzten sie ihr Leben immer wieder ein. Er berichtete mir von dem Schock, den er erlebte, wie eine explodierende Mine seinen Kameraden an Händen und Füßen schwer verletzt hat. Solche Erfahrungen lassen sich nicht einfach wegstecken.

Die Militärseelsorger können in gleichem Maße den Familien der

Soldaten, die in der Heimat den Einsatz ihrer Männer und Väter oft mit bangem Herzen verfolgen, zur Seite stehen.

Damit komme ich zu einer Aufgabe der Militärseelsorge, die über alle unmittelbaren konkreten Einsätze hinausreicht.

Der Freiburger Religionsphilosoph Bernhard Wellte weist in einem Vortrag bei den Salzburger Hochschulwochen auf die Bedeutung des Eingebettetseins in einer Sinnwelt für den Menschen hin. Das religiöse Eingebettetsein des Menschen und der Gesellschaft befindet sich in unserer Zeit in einem rapiden Abbau mit dem Ergebnis, dass die moderne Zivilisation den Urerfahrungen von Geburt und Tod hilflos gegenübersteht. Es ist von Bedeutung für den Menschen, dass er sich geborgen weiß in einem letzten Sinn. Eine solche Geborgenheit gibt ihm das für das menschliche Leben notwendige Vertrauen. Der Sinn eröffnet im Eigentlichen erst Zukunft und gibt dem Menschen die Möglichkeit, sich auf die Zukunft hin zu wagen. Wo es keinen Sinn gibt, gibt es kein Ziel, das den Einsatz des Lebens lohnt. Der Verlust des Sinnes bringt aber auch das Sein des Menschen in Gefahr. Das Sein erfährt seine Vollendung im Sinn. Wenn das Sein keinen Sinn mehr hat, wird es sinnlos. Dadurch kommt es für den Menschen zu einer Identitätskrise: Wer bin ich? Was soll ich? Wo Sinn und Orientierung schwinden, werden auch Ethik und Philosophie leer. Mit dem Verlust des Sinnes ist ein Absinken des Wertbewusstseins verbunden.

Angesichts des Schwundes des religiösen Eingebettetseins des Menschen und der Gesellschaft sieht Wellte eine Aufgabe der Kirche darin, ihren Glauben und ihr Leben, *„ihre Feste und Sakramente aufstrahlen zu lassen, zu Modellen voller Leben in allen Bereichen, wo eine nur diesseitig orientierte Gesellschaft den modernen Menschen total im Stich lässt, sodass auch der menschenwürdige Zustand der Gesellschaft immer tiefer und schneller bedroht wird.“* Den Menschen eine solche Sinnwelt, in der das Leben und Sterben des Menschen seinen Sinn hat, zu bieten, ist eine Herausforderung der Kirchen auch in unserer Zeit. □



VOR 1.000 JAHREN STARB GREGOR V.

## Der erste deutsche Papst

Christoph Arens (KNA-Korr.)

**H**istoriker nennen als Todesursache Malaria. Das Vatikan-Lexikon spricht lieber von „mysteriösen“ Todesumständen. Fest steht nur, dass Gregor V., der erste Papst deutscher Nationalität, nur drei Jahre auf dem Stuhl Petri regierte. Vor tausend Jahren, am 18. Februar 999, starb er im Alter von 27 Jahren, ohne die von ihm angestrebte Reform der Kirche vollendet zu haben.

Ein Deutscher auf dem Papst-Thron: Für die römischen Adelsgeschlechter war das undenkbar. Als Gregor im Mai 996 zum Kirchenoberhaupt erhoben wurde, wetzten seine Gegner bereits die Messer. Nur solange sein Vetter, der deutsch-römische König Otto III., zur Kaiserkrönung in Rom weilte, war der Nachfolger Petri sicher.

Gregor war 972 unter dem Namen Bruno als zweiter Sohn des Herzogs von Kärnten geboren worden. Eine standesgemäße Karriere planend, gab ihn sein Vater in die Obhut des Mainzer Erzbischofs Willigis, bei dem Bruno eine umfassende

Bildung und eine gediegene Vorbereitung auf hohe geistliche Aufgaben genoss. Solche Aufgaben kamen früher auf ihn zu, als er gedacht hatte: Als der junge König Otto III. im Frühjahr 996 mit seinem Heer nach Rom zog, um sich zum Kaiser krönen zu lassen, starb überraschend Papst Johannes XV. Otto handelte schnell: Kurz entschlossen bestimmte er Bruno zum Nachfolger auf dem Stuhl Petri und setzte sich damit über die Regel hinweg, die lediglich die Zustimmung des deutschen Königs zur Papstwahl vorsah.

Zunächst schien die Arbeitsteilung der beiden Vettern zu funktionieren. Am 21. Mai 996 krönte der neue Papst Gregor seinen Verwandten Otto zum Kaiser. Streng und zur Gerechtigkeit entschlossen, begann Gregor mit einer Reform der Kirche. Der Papst begnadigte sogar den römischen Adelsherrn Crescentius, der seinen Vorgänger Johannes XV. schon einmal aus der Stadt gejagt hatte. Diese Milde war ein Fehler: Kaum war Kaiser Otto mit seinen

Truppen aus Rom gezogen, fachte Crescentius erneut einen Aufstand gegen den Papst an und jagte ihn Ende September 996 aus Rom. Vollständig verarmt, suchte Gregor Zuflucht in Spoleto. Crescentius setzte im Frühjahr 997 mit Johannes XVI. einen Gegenpapst ein.

Doch Kaiser Otto III. stellte die oberste Autorität seines päpstlichen Veters wieder her: Im Februar 998 besetzte er mit starker Heeresmacht Rom und hielt Gericht über die Aufständischen. Crescentius wurde enthauptet, sein Körper zur Abschreckung auf den Zinnen der Engelsburg ausgestellt. Grausam traf es den Gegenpapst: Ihm wurden Augen, Nase, Lippen und Zunge verstümmelt, ehe er auf einem alten Esel durch die Stadt geführt wurde. Nach drei Jahren Kerkerhaft starb er.

Doch auch Gregor blieb nur noch wenig Zeit: Mit Energie setzte er sich für eine Reform der Kirche nach dem Vorbild der Mönche von Cluny ein. Als Verfechter strenger kirchlicher Disziplin versuchte er außerdem, in der gesamten Kirche die päpstliche Rechtsprechung durchzusetzen. Bischöfe, die er für unwürdig hielt, setzte er ab. Der erste deutsche Papst wurde in der so genannten deutschen Kapelle in den Grotten von Sankt Peter beigesetzt. □

VOR 70 JAHREN: VATIKANSTAAT GEGRÜNDET

## Lateran-Verträge beendeten Konflikt zwischen Papst und Italien

Johannes Schidelko (KNA-Korr.)

**S**pätestens die Polizei-Razia in den Amtsräumen von Neapels Kardinal Michele Giordano vergangenen Sommer haben das ansonsten gute Verhältnis zwischen Italien und dem Vatikan sowie die „Lateran-Verträge“ wieder ins Gespräch gebracht. Nach diesem Staatsvertrag unterstehen Kardinäle nicht der italienischen Gerichtsbarkeit. Italien dagegen sprach von der Ahndung möglicher Verstöße gegen italienisches Recht auf italienischem Boden. Eine gemischte Kommission soll den Vorfall überprüfen und einvernehmlich bestehende Lücken in den

Lateran-Verträgen schließen, die am 11. Februar 1929, heute vor genau 70 Jahren, unterzeichnet worden waren.

Damals setzten Benito Mussolini und Kardinal-Staatssekretär Pietro Gasparri in einem Saal des Lateran-Palastes ihre Unterschriften unter drei Abkommen und beendeten damit die umstrittene „Römische Frage“. Die Päpste, die sich 1870 nach der Einnahme und der Auflösung des Kirchenstaates als „Gefangene im Vatikan“ zurückgezogen hatten, öffneten wieder die Fenster zur Welt. Vereinbart wurde damals zunächst die Gründung des Vatikanstaates,

der dem Kirchenoberhaupt Unabhängigkeit garantiert. Dann wurden in einem Konkordat die Beziehungen zum benachbarten Italien auf eine solide Rechtsgrundlage gestellt. Dieses regelt bis heute – inzwischen in modifizierter Form – die guten, wenn auch nicht immer problemfreien Kontakte. Schließlich wurde eine Entschädigungszahlung an den Vatikan in Höhe von 1,75 Milliarden Lire für den Verlust des Kirchenstaates vereinbart.

Die Verträge sichern dem Papst seither die notwendige Freiheit und Unabhängigkeit bei der Leitung der Weltkirche zu. Der 44 Hektar große Vatikanstaat rund um den Petersdom, eine absolute „Wahlmonarchie“, kann eine eigene Post, einen eigenen Bahnhof sowie eine eigene Münze unterhalten; es gibt einen Radiosender (Radio Vatikan), eine Zeitung (Osservatore Romano) und eine



Schutztruppe (Schweizergarde). Italien verpflichtete sich, dem Vatikan unter anderem Wasser und Strom zur Verfügung zu stellen. Der Vatikan kann diplomatische Beziehungen mit – inzwischen über 160 – ausländischen Staaten pflegen. Wie lebenswichtig die Unabhängigkeit und weitgehende Autarkie ist, zeigte sich während des Zweiten Weltkriegs: Deutsche und alliierte Besatzer beachteten weitgehend die Neutralität des Vatikanstaates.

Die politischen Entwicklungen im säkularisierten Nachkriegs-Italien und in der nachkonziliaren Kirche haben am 18.02.1984 eine Revision des Konkordats-Teils der

Lateran-Verträge nötig gemacht. Darin bestätigen sich beiden Seiten ihre gegenseitige Souveränität und Unabhängigkeit. Die katholische Religion ist in Italien nicht mehr Staatsreligion. Steuerfreiheit für kirchliche Einrichtungen gilt nur noch für Erziehungs- oder Kultzwecke.

Nicht erst der jüngste Streit um angeblich unbezahlte Wasser- oder Abwasserrechnungen haben Lücken im Konkordat – und damit Klärungsbedarf – signalisiert. Dort hatte der italienische Staat dem Vatikan eine kostenlose und ausreichende Wasserversorgung zugesagt. Die römische Stadtverwaltung geht davon aus, dass die Wasser-Entsorgungskosten nicht

vom Vertragswerk berührt seien. Gespräche sind anberaumt, der Vatikan hat – zumal der Wasserbedarf stark gestiegen ist – Zahlungsbereitschaft signalisiert.

Streit um das vom sozialistischen Ministerpräsidenten Bettino Craxi 1984 revidierte Konkordat gab es bereits zu Beginn der 90er-Jahre. Umweltschützer protestierten, weil der Neubau des vatikanischen Gästehauses Santa Martha den Blick auf die Kuppel des Petersdoms einschränken würde – ein Verstoß gegen römische Bauvorschriften. Der Vatikan, an friedlichem Einvernehmen interessiert, blieb einige Meter unter der ursprünglich geplanten Höhe. □

## ZEIT DES NATIONALSOZIALISMUS

# Pervitin für Piloten und für Hitlers Krankheit

Wolfgang Altendorf

Der Zweite Weltkrieg war zum ersten Mal auch ein „Luftkrieg“ bei dem die Luftwaffen der beteiligten Parteien eine zunehmende, für die Zivilbevölkerung verheerende, Rolle spielten. Die Einsätze der Piloten, besonders bei der deutschen Luftwaffe, überstiegen – auch infolge der Verluste bei weitem das verantwortungsbewusste Maß. Pervitin erschien als eines der Mittel, das diesen Einsatzstress für die Piloten erträglicher zu machen schien. Göring, für den Hitler den höchsten Rang eines „Reichsmarschalls“ schuf, war insofern derartigen Mitteln kaum abgeneigt, als er selbst Morphin nahm, ohne allerdings, wie es sich während seiner Haft in Nürnberg bestätigte, süchtig davon geworden zu sein. Offenbar hing das, wie man damals vermutete, mit seiner Leibesfülle zusammen.

Pervitin, ein Aufputzmittel, unterlag lange Zeit nicht den einschränkenden Bestimmungen des „Opiumgesetzes“ (das alle gefährlich erscheinenden Rauschmittel umfasste), bis es der deutsche „Reichsgesundheitsführer“ Leonardo Conti (in der Schweiz geboren) auf Grund der negativen Langzeitwirkungen in diese Kategorie einreichte. Das Mittel wurde danach an Piloten nur noch bei besonderen Einsätzen (etwa der „Nachtjagd“) abgegeben. Die Dosis

blieb für gewöhnlich auf zwei Tabletten beschränkt, die allenfalls zweimal am Tag eingenommen werden sollte. Allgemein wurde diese Dosis als „durchaus erfreulich in der Wirkung“ bezeichnet. Bei einer Erhöhung allerdings kam es zu Verwirrungszuständen, die einen Einsatz dann unmöglich machten.

Das Rätsel um Hitlers Krankheiten beschäftigte seit Kriegsende 1945 und später die medizinische Wissenschaft. Nach Aussage seiner Ärzte, den ärztlichen Beobachtern, nahm Hitler täglich Gaben von Pervitin, dazu noch andere Medikamente, so „Antigas“-Pillen (sie enthielten Strychnin und Atropin), die den Meteorismus (Gasansammlung im Verdauungssystem) auflösen sollten. Da er auch diese Pillen täglich nahm, ohne dass eine durchgreifende Besserung seiner Beschwerden eintrat, ist anzunehmen, dass er nicht an Blähungen, vielmehr an Colitis ulcerosa, Entzündung des Dickdarmbereiches, litt, bei der Beschwerden durchaus subjektiv als „Blähungen“ empfunden werden können. Da er Magenspiegelungen und Ähnliches als „unter der Würde eines Führers“ verweigerte, konnte diese Diagnose nicht gestellt werden. Offenbar verstärkten sich diese Beschwerden. Sein „Leibarzt“, Dr. Theodor Morell, dem Hitler sein vollstes Vertrauen schenkte, schließlich verschrieb ihm ebenso Evipan (Schlaf-

mittel), wie Kolatabletten (zur Anregung).

Dieser Leibarzt war bei seinen Kollegen sehr umstritten. Als Schiffsarzt hatte er nur „an Bord“ praktiziert, also in doch wenig variablen Fällen. Dabei entwickelte er ein überraschendes Selbstbewusstsein. So stellte er in seiner rasch gegründeten Arzneimittelfabrik ein Präparat aus Pferdehorn und Pferde-Hautschuppen her, das er Russla-Puder nannte, und das gegen Läusebefall wirksam sein sollte. Auf die Idee kam er, als er in einer historischen Schrift entdeckte, dass Reiterhorden weniger von diesen Parasiten befallen wurden als Unberittene. Dieses Russla-Puder wurde an die Truppe, bevorzugt an die Waffen-SS und besonders in Russland, abgegeben. Es war völlig wirkungslos und verursachte bedeutende Ausfälle an Fleckfieber und anderen von Läusen übertragenen Krankheiten. Ebenso wenig wirkungsvoll erwies sich „Ultrasseptyl“, ein von Morell entwickeltes Sulfonamid (zur Bekämpfung von Infektionskeimen), oder sein „Vitamultin“, ein von ihm in den Substanzen geheim gehaltenes Vitaminpräparat in verschiedener Zusammensetzung, das er Hitler in großen Mengen verabreichte. Weitere Drogen führten dazu, dass Hitler, wie H. R. Trevor-Roper, Professor der modernen Geschichte an der Universität Oxford, 1965 ausführte, „in seinen letzten Tagen körperlich zu einem Wrack verfiel.“

Fortsetzung auf Seite 63, Sp. 1 u.



## STALINGRAD 1941

# Symbol der Wende und des Schreckens

Eckhard Stuff

**K**ein Zweifel: Stalingrad war in den Augen der Weltöffentlichkeit die Wende im Verlauf des Zweiten Weltkrieges. Mit genauer militärhistorischer Analyse mag diese Wende schon früher markiert werden. Aber die Schlacht um Stalingrad hatte Symbolwirkung: Fortan glaubten die Russen an ihren Sieg ebenso wie die Briten und die Amerikaner. Und der Zweifel an der Gewinnbarkeit des Krieges wuchs bei den Achsenmächten. Hitler war nach Stalingrad das Heft des Handelns aus der Hand geschlagen worden. Bis auf wenige Ausnahmen musste er jetzt auf die Offensiven seiner Gegner reagieren. Sein Krieg war gescheitert.

Der ehemalige britische Offizier Antony Beevor hat den Verlauf der Schlacht um Stalingrad jetzt in einem umfangreichen Werk nachgezeichnet (*Antony Beevor: Stalingrad. Bertelsmann Verlag, München 1999, 544 S.*). Warum noch ein Buch zum bekannten Thema? So jedenfalls mag man sich fragen. Aber Beevors „Stalingrad“ ist einzigartig, ein gelungenes Stück hervorragend geschriebener Zeitgeschichte. Dies erreicht Beevor durch die Verwendung bisher unzugänglicher Quellen: Briefe deutscher und russischer Soldaten, Berichte von Exekutionen und Desertionen, Verhörprotokolle von Gefangenen etc. Daneben führte er Interviews mit Zeitzeugen. So entsteht ein Geschichtsbuch, das die Schlacht um Stalingrad aus sechs Perspektiven nachzeichnet: Aus der Sicht des

deutschen Landsers wie des russischen Soldaten, aus der Situation der örtlichen militärischen Leitung jeder Seite und aus der Perspektive der politischen Führer Hitler und Stalin. Geschichte „von unten“ und „von oben“ wird also gemischt, und die Mixtur ist gelungen.

Antony Beevors Sprache ist direkt und klar, so zum Beispiel, wenn er Stalin und Hitler in einem bestimmten Punkt vergleicht: „Stalins großer Vorzug gegenüber Hitler beruhte auf seinem Mangel an ideologischem Schamgefühl. Nach den Katastrophen von 1941 war er nicht im Geringsten zimperlich, wenn es darum ging, die in Verruf gebrachte Militärdoktrin der zwanziger und dreißiger Jahre wiederaufleben zu lassen.“ Diese Direktheit lässt er auch bei der Schilderung der Lebens- und Todesumstände der Soldaten an der Front auf den Leser wirken: „Die Sechste Armee war jetzt auf Kampfbedingungen zurückgeworfen, die jenen des Ersten Weltkriegs sehr ähnelten. Ältere Soldaten erinnerten sich an die Zustände an der Westfront und an all den damit verbundenen Galgenhumor. Nach der Kälte von Mitte November hatte eine sehr nasse Tauwetterperiode eingesetzt, und „General Schlamm“ führte kurze Zeit das Regiment, bis „General Winter“ sich schließlich wieder durchsetzte. Einige kehrten zu den alten Praktiken des Lebens im Schützengraben zurück, etwa indem sie sich, wenn sie sich erleichterten, wieder der einzigen sicheren Quelle warmer Flüssigkeit bedienten, um den verkrusteten Morast von ihren Händen zu schwemmen.“

Bei aller Brutalität gab es gelegentlich auch skurrile Vorgänge: „Manchmal, wenn russische und deutsche Spähtrupps einander bei Nacht im Niemandsland passierten, taten sie so, als bemerkten sie einander nicht. Jeder von ihnen hatte den eindeutigen Befehl erhalten, sich nicht durch einen Feuerwechsel von ihrer Aufgabe ablenken zu lassen. Wenn jedoch kleine Gruppen direkt aufeinander prallten, dann

vollzog sich der Kampf mit Messern oder geschärften Bajonetten oft in tödlichem Schweigen.“

Wer noch unter Anfällen von Landserromantik leiden sollte, hätte guten Chancen, durch die Darstellung der Situation für viele Verwundete kuriert zu werden: „Mit Handspaten mussten wir auf dem Operationstisch die Läuse von der Uniform und von der Haut schaben und sie ins Feuer werfen. Aus den Augenbrauen und den Bärten mussten wir sie wie Trauben entfernen.“

Hinzu kam die katastrophale Versorgungssituation. Der großsprecherische Göring hatte die Versorgung des Kessels von Stalingrad zugesagt, ohne die genauen Fakten zu kennen. Zu keinem Zeitpunkt konnte die erforderliche Menge an Nahrung, Arzneien, Munition und Treibstoffen eingeflogen werden. Viele starben schließlich an Unterernährung.

Beevor begleitet die Überlebenden schließlich in die ersten Stationen der Gefangenschaft, wo sie weiterhin rapide dahinsiechten. Sein Buch ist auf Grund der Vielfalt der gebotenen Perspektiven einzigartig:

Nicht allzu gut kommt Feldmarschall Erich von Manstein bei Beevor weg. Er kennzeichnet ihn mittels einiger Quellen als kalt und distanziert und bewertet vor allem sein Handeln als weniger mutig und genial als gemeinhin angenommen. Es lohnt sich also ein Blick in Mansteins „Verlorene Siege“, die bei Bernard und Graefe gerade wieder aufgelegt worden sind (*Erich von Manstein: Verlorene Siege. Bernard und Graefe Verlag, Bonn 1998, 664 S.*). Zwei Tage nach den sowjetischen Durchbrüchen war Manstein mit der Führung der neu gebildeten Heeresgruppe Don betraut worden, um „die feindlichen Angriffe zum Stehen zu bringen und die vor dem Beginn des Angriffs innegehaltenen Stellungen wieder zu gewinnen.“ Diese Weisung des OKH vom 21. November zeigt die unrealistische Lagebeurteilung in der Führung: als sie eintraf, war der Ring um Stalingrad bereits geschlossen.

## Fortsetzung von Seite 62, Sp. 3

### „Pervitin für Piloten und Hitlers Krankheit“

Tatsächlich hielt sich die Wehrmachttruppenführung kaum an die ihr empfohlenen „Arzneimittel“ Morell'scher Prägung. Die medizinisch gut ausgebildeten Wehrmachtsärzte zogen bewährte Mittel vor, deren Wirksamkeit sich über etliche Jahrzehnte erwiesen hatte. □



Beevor stellt fest, dass Manstein dennoch zögerte, sich schließlich weigerte, einen Ausbruchsbefehl auch gegen Hitlers Befehl zu geben. Dieses ist erstaunlich, zumal Manstein in seinem Buch schreibt: „Die einzige Möglichkeit wäre also gewesen, Hitler vor die vollendete Tatsache der Loslösung der Armee von Stalingrad zu stellen, zumal wenn sich die oberste Führung 36 Stunden in Schweigen hüllte, wie dies offenbar geschehen war. Dass eine solche Handlungsweise dem General Paulus u.U. den Kopf gekostet haben würde, ist allerdings möglich. Man darf jedoch annehmen, dass es nicht die Besorgnis vor einem solchen Ausgang gewesen ist, die Paulus gehindert hat, eigenmächtig das zu tun, was er für richtig ansah. Es war wohl eher seine Loyalität gegenüber Hitler, die ihn veranlasste, um die Genehmigung zum Ausbruch der Armee zu bitten, zumal er Funkverbindung zum OKH hatte. Auch konnte er, wie gesagt, die Gesamtlage wohl kaum genügend übersehen.“

Die Gesamtlage übersehen konnte aber Manstein. Wo also blieb der kühne Entschluss? Wo blieb er vor allem am 19. Dezember 1942, als der Entsatz der 6. Armee bis auf 50 km nahe gekommen war?

Interessant ist, dass Manstein auch nach Stalingrad noch ein militärisches Remis im Ostfeldzug für möglich hielt: „Gewiss ist Stalingrad insofern ein Wendepunkt in der Geschichte des Zweiten Weltkrieges, als sich damals an der Wolga die deutsche Angriffswelle brach, um in der Folge wie der Brecher einer Brandung zurückzuströmen. Aber so schwerwiegend der Verlust der 6. Armee auch immer gewesen ist, der Krieg im Osten und damit der Krieg überhaupt brauchte deshalb doch noch nicht verloren zu sein. Immer noch blieb das Erzwingen einer Remislösung denkbar, wenn sich die deutsche Politik und Wehrmachtführung darauf eingestellt hätte.“

Seine Militärstrategie dafür nannte Manstein „strategische Defensive“, eine bewegliche Kampf-

führung inklusive der Bereitschaft zum Raumverzicht, zum Rückzug also. Das aber war mit Hitler nicht zu machen. Manstein sieht darin eine zu große Scheu vor dem Risiko: „Im Verlauf des Russlandfeldzuges zeigte sich die Scheu vor dem Risiko auf zweierlei Weise. Einmal, wie später dargelegt wird, in der Ablehnung jeder beweglichen Operationsführung, welche – wie die Dinge nun einmal vom Jahre 1943 ab lagen – nur durch freiwillige, wenn auch vorübergehende Preisgabe eroberter Gebiete zu ermöglichen war. Zum Zweiten die Scheu, Nebenfronten oder Nebenkriegsschauplätze zu Gunsten der Stelle, an der die Entscheidung fallen musste, auch auf nicht zu leugnende Gefahren hin zu entblößen.“

Wie immer das persönliche Urteil über Manstein ausfallen mag, „Verlorene Siege“ ist immer noch eine fesselnde Lektüre. Auch wenn es Manstein versteht, über die eigenen dunklen Punkte hinwegzutäuschen. □

## „Klerikerbataillone“

### Dunkles Kapitel zeitgenössischer polnischer Militärgeschichte

Joachim Georg Görlich

In den Jahren 1965 bis 1980, also bis zum Entstehen der Gewerkschaft „Solidarnosc“ gab es so genannte „Bataillone für Gebietsrettungswesen“. Sie wurden vom damaligen Chef der „Politischen Hauptverwaltung“ der polnischen Volksarmee, Vizeverteidigungsminister General Wojciech Jaruzelski, mit Unterstützung des ZK der „Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei“ gegründet. Sie waren sonderlich für Studenten der Priesterseminare eingerichtet. Und, wie polnische Militärgeschichtler heute konstatieren, dazu da, diese jungen Menschen „physisch und ideologisch zu zerbrechen“.

Sie stellten ferner fest, dass in einigen Bataillonen – die Seminaristen wurden zumeist gleich nach dem ersten Studienjahr, aber auch später eingezogen – die Rekruten getreten wurden und Gewaltmärsche anberaumt wurden, nach denen sie Blut

spuckten. Für die angehenden Kleriker wurden Kabaretts mit anti-religiösen Programmen engagiert sowie Zwangstanzabende mit Krankenschwestern auch aus den Militärlazaretten durchgeführt. Anlässlich von Parteitagen wurden die Kleriker zur „freiwilligen“ Blutspende für KP-Krankenhäuser gezwungen.

Mit Militär hatten diese Bataillone kaum etwas zu tun. Zumeist gab es Schwerarbeit in den staatlichen Sowchosen oder unter Tage im Steinkohlenbergbau. Mit Genugtuung stellt der Theologe Prof. Dr. Jerzy Myszor fest, dass es zwar gelang, einige Priesteramtskandidaten zu „zerbrechen“. Die meisten aber hielten durch und wurden später dennoch Priester. Myszor meint, dass mit dem Beginn des Pontifikats des polnischen Papstes die Politische Hauptverwaltung aufhörte, neue Seminaristenbataillone aufzustellen.

Was General Jaruzelski anbelangt, so ist er selbst Zögling eines

Internatsgymnasiums der Marienpatres, eines Ordens, der insbesondere in Litauen und in Russland missionierte. Er nimmt heute regelmäßig an den Zöglingstreffen wieder teil. Er hatte stets auch ein offenes Ohr für die Belange der Marienpatres. Diese unterhielten z.B. in Fawley Court bei London nach 1945 ihr einziges Internatsgymnasium, dies für den Nachwuchs der polnischen Exilintelligenz. Wann immer dieses neue Lehrkräfte oder Patres aus Polen brauchte, erledigte das der General. Er setzte sich auch dafür ein, dass Seminaristen der Marienpatres nicht zwangseingezogen wurden.

Zur gleichen Zeit konnte sich die polnische Volksarmee damit brüsten, dass sie als einzige Streitkraft des Warschauer Paktes Feldseelsorger hatte, mit einem Generaldechanten im Oberstrang an der Spitze. Freilich, diese durften weder Kasernen, noch Lazarette und Truppenübungsplätze betreten. Sie dienten lediglich als Staffage und als Propagandazweck. Das Verteidigungsministerium sponserte auch großzügig die Garnisonskirchen, die jedoch für Soldaten nicht zugänglich waren. □



## VOR 150 JAHREN: BONIFATIUSWERK GEGRÜNDET

## Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken

Das in Paderborn ansässige „Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken“, das nach eigenen Angaben rund 300.000 Mitglieder und Förderer zählt, besteht 150 Jahre. Es wurde unter dem Namen „Bonifatiusverein“ im Zuge der dritten „Generalversammlung des katholischen Vereins Deutschlands“ – Vorläuferin der späteren Katholikentage – am 4. Oktober 1849 in Regensburg von Joseph Graf zu Stolberg-Stolberg und dem Münchner Kirchenhistoriker Ignatz von Döllinger ins Leben gerufen. In dem handschriftlich fixierten Gründungsstatut heißt es: „Der Bonifatiusverein bezweckt die Unterstützung der in pro-

testantischen und gemischten Gemeinden Deutschlands lebenden Katholiken in Beziehung auf Seelsorge und Schule.“ Der Verein wurde unter den Schutz und die Leitung des deutschen Episkopats gestellt und war damit – neben dem Päpstlichen Missionswerk der Kinder – in Deutschland eines der beiden ersten kirchlichen Hilfswerke in Deutschland. Protektor ist der Erzbischof von Paderborn, Johannes Joachim Degenhardt.

Die größte Herausforderung stellte sich für den Verein, der 1968 in „Bonifatiuswerk“ umbenannt wurde, in den Jahrzehnten des kommunistischen DDR-Regimes. In dieser Zeit wurden dort rund 1.000

Diaspora-Gemeinden mit 1,3 Millionen Katholiken unterstützt. 1974 wurden die Hilfsmaßnahmen auf die Diaspora in Nordeuropa und 1992 in Estland und Lettland ausgedehnt. Im Mittelpunkt seines Wirkens stellte das Bonifatiuswerk von Beginn an die Unterstützung der Seelsorge in Gemeinden, in denen Katholiken in der Minderheit leben. Diaspora-Regionen gibt es vereinzelt in Süd- und Westdeutschland, verstärkt im norddeutschen Raum und vor allem in den neuen Bundesländern. Hier liegt der Katholikenanteil durchschnittlich unter fünf Prozent. In den Einsatzgebieten innerhalb Nordeuropas beläuft er sich lediglich auf ein Prozent der Bevölkerung. Nach eigenen Angaben hat das Werk in den letzten 50 Jahren rund 1,3 Milliarden Mark für seine Projekthilfe eingesetzt. (KNA)

## KALENDERBLATT

## Vor 900 Jahren

- 15.07.1099: Die Kreuzfahrer erobern Jerusalem.
- 22.07.1099: Gottfried von Bouillon wird zum ersten König des lateinischen Königreiches von Jerusalem gewählt. Er führt den Titel „Beschützer des Heiligen Grabes“.

## Vor 600 Jahren

- 17.07.1399: Hl. Hedwig, Königin von Polen, gestorben.

## Vor 250 Jahren

- 28.08.1749: Johann Wolfgang Goethe geboren.

## Vor 85 Jahren

- 01.08.1914: Beginn des Ersten Weltkrieges.

## Vor 80 Jahren

- 28.06.1919: Der Versailler Friedensvertrag wird von der deutschen Delegation unterschrieben.
- 05.07.1919: Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund (ADGB) – Vorgänger des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB) – wird in Nürnberg gegründet.

## Vor 70 Jahren

- 15.09.1929: Erzbischof Dr. Johannes Dyba, Bischof der Diözese Fulda und Katholischer Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr, geboren.

## Vor 60 Jahren

- 01.09.1939: Deutscher Überfall auf Polen. Beginn des Zweiten Weltkriegs.
- 01.09.1939: Das „Abhören ausländischer Sender“ wird in Deutschland unter Strafe gestellt.

## Vor 50 Jahren

- 20.06.1949: Die Menschenrechtskommission der Vereinten Nationen erklärt in einer Konvention willkürliche Verhaftungen, Folterungen, Sklaverei und Zwangsarbeit für ungesetzlich.
- 01.07.1949: Der Vatikan stellt die Mitgliedschaft in kommunistischen Parteien oder ihre Förderung und Unterstützung unter Strafe der Exkommunikation.
- 12.08.1949: Die vier Genfer Abkommen zum Schutz der Kriegsgesunden ersetzen die Genfer Konventionen und schließen auch erstmals die Zivilbevölkerung ein. Die Genfer Abkommen wurden in der Folgezeit von fast allen Staaten der Welt ratifiziert.
- 14.08.1949: Wahlen zum ersten Deutschen Bundestag.
- 07.09.1949: Konstituierende Sitzung von Deutschem Bundestag und Bundesrat.
- 15.09.1949: Konrad Adenauer (1876-1967) zum ersten Bundeskanzler gewählt.
- 30.09.1949: Das letzte Flugzeug der Berliner Luftbrücke landet auf dem Flughafen Tempelhof.

## Vor 40 Jahren

- 05.07.1959: Wirtschaftliche Eingliederung des Saarlands in die Bundesrepublik.
- 27.08.1959: Präsident Dwight D. Eisenhower besucht als erster amtierender US-Präsident die Bundesrepublik Deutschland.
- 13.09.1959: Die sowjetische Rakete Lunik 2 erreicht als erster Flugkörper von der Erde aus den Mond.

## Vor 25 Jahren

- 21.08.1974: Die Bundesrepublik Deutschland wird Mitglied der Genfer Abrüstungskonferenz.
- 26.08.1974: Charles Lindbergh, US-amerikanischer Ozeanflieger, gestorben.
- 12.09.1974: Der äthiopische Kaiser Haile Selassie (1892-1975) wird von der Armee gestürzt und verhaftet. Faktisches Ende des äthiopischen Kaisertums, der bis dahin ältesten politischen Institution der Welt.

## Vor 10 Jahren

- 19.08.1989: Ungarn ermöglicht die erste Massenflucht von DDR-Bürgern nach Österreich.
- 24.08.1989: Der polnische Sejm wählt mit Tadeusz Mazowiecki den ersten nicht kommunistischen Ministerpräsidenten nach mehr als 40 Jahren.
- 25.09.1989: Erste „Montagsdemonstration“ in Leipzig.



## VOR 50 JAHREN: DIE BERLINER LUFTBRÜCKE

# Völker der Welt, schaut auf Berlin!

Eckhard Stöff

*„Ihr Völker der Welt! Schaut auf diese Stadt und erkennt, dass ihr diese Stadt und dieses Volk nicht preisgeben dürft und nicht preisgeben könnt! Es gibt nur eine Möglichkeit für uns alle: gemeinsam so lange zusammenzustehen, bis dieser Kampf gewonnen, bis dieser Kampf endlich durch den Sieg über die Feinde, durch den Sieg über die Macht der Finsternis besiegt ist.“*

Als Ernst Reuter am 9. September 1948 diese bewegendenden Sätze sprach, die um die Welt gingen und noch heute im Ohr klingen, bestand die Luftbrücke schon einige Zeit. Am 24. Juni 1948 begann die Blockade, als die Sowjetunion die Unterbindung des Zugangs zu den Westsektoren Berlins verfügte.

Die sich in den Monaten davor zuspitzende Lage in Berlin entsprach der weltpolitischen Situation: der Interessengegensatz der beiden Siegermächte, Vereinigte Staaten von Amerika und Sowjetunion, hatte sich ab Anfang 1947 immer stärker herausgebildet.

Das amerikanische Interesse bestand in der Etablierung eines weltweiten Freihandelssystems: Dieses Mal, nach den negativen Erfahrungen mit dem Versuch der politischen Enthaltsamkeit nach dem 1. Weltkrieg, unter Einschluss der politischen Involvierung Amerikas in verschiedenen Regionen der Welt. Das doppelte Modell Amerika, Wirtschaftssystem und politische Ordnung, sollte jetzt offensiv nach außen vertreten werden.

Die Sowjetunion betrachtete die Schaffung eines Sicherheitsgürtels als ihr wichtigstes Sicherheitsinteresse. Dieser Gürtel bestand in einem peripheren Vorfeld von Staaten, die mit dem politischen und gesellschaftlichen System nach dem Vorbild der Sowjetunion ausgestattet, ihr untergeordnet waren und von ihr kontrolliert werden konnten. Diese gegensätzlichen Interessen der aus dem Krieg als stärkste Mächte hervorgegangenen Staaten prallten nun

in Europa aufeinander: Europa war der wichtigste Handelspartner der USA und das Glacis sowjetischer Sicherheit. Was folgte, war die Herausbildung einer bipolaren Welt, zweier Blöcke und zweier Bündnissysteme mit jeweils einer Führungsmacht. Die Blockgrenze verlief dabei mitten durch das besiegte Deutsche Reich. Und sie durchschnitt die deutsche Hauptstadt. Die Welt teilte sich in Berlin.

Unter diesen Rahmenbedingungen der internationalen Politik setzte eine zweite Phase der westlichen Besatzungspolitik in Deutschland etwa ab 1947 ein. Die Vereinigten Staaten waren hierbei auf Grund ihrer überragenden ökonomischen und militärischen Stärke die dominante westliche Besatzungsmacht geworden. Sie wollten ihr Modell für die politischen und wirtschaftliche Ordnung in Westeuropa etablieren.

Deshalb wurde besonderes Gewicht auf den wirtschaftlichen Wiederaufbau der Westzonen und eine intensive Zusammenarbeit zwischen den Westzonen gelegt. Zum Symbol des Einstellungswandels gegenüber dem besiegten Deutschland vor dem Hintergrund der veränderten internationalen Konstellationen wurde der so genannte „Marshall-Plan“. Dieser Einstellungswandel ließ nicht zu, die Westsektoren der deutschen Hauptstadt aufzugeben.

Waren die Amerikaner und die Briten in ihrem Behauptungswillen auch fest, so war Ernst Reuter, als er am 9. September vor der Reichstagsruine die oben zitierten berühmten Worte sprach, doch auch klar, dass es unter den westdeutschen Politikern eine eventuell zu große Kompromissbereitschaft, ja sogar etliche unsichere Kantonisten gab. Die Verwaltung des Vereinigten Wirtschaftsgebiets der Bizone spielte dabei eine besonders unrühmliche Rolle. Die Berliner Wirtschaft war in der damaligen Notsituation auf Aufträge zur Aufrechterhaltung der Produktion und damit der Lebensfähigkeit der Stadt angewiesen. Umso schlimmer traf die Hauptstadt die Ver-

schleppungen bei Aufträgen für die Berliner Staatsdruckerei. Die Verwaltung des Vereinigten Wirtschaftsgebiets spendete tröstende, aber wirkungslose Worte, die Druckaufträge blieben aus. Schließlich platzte Ernst Reuter am 28. Januar 1949 in einem Schreiben an Oberdirektor Dr. Pünder der Kragen: „Es hat keinen Sinn zu versichern, dass man Berlin unterstützen will, und gleichzeitig von den großen Dienstleistungen, die Berlin ohne Neuinvestitionen jeder Zeit zur Verfügung stellen kann, keinen Gebrauch macht. Der Erfolg einer solchen Politik kann nur sein, dass man das Wirtschaftsleben Berlins systematisch aushöhlt und dass man es Berlin unmöglich macht, seine ihm nun mal gestellte Aufgabe, für die künftige Wiederherstellung Deutschland zu wirken, mit Erfolg zu Ende zu führen.“

Gelegentlich bedurfte es des energischen Auftretens der Militärgouverneure, um die westdeutschen Ministerpräsidenten und die westdeutsche Wirtschaft an ihre Verantwortung für die Versorgung Berlins zu erinnern. Im November 1948 gab es einen erheblichen Mangel an Trockenkartoffeln in der Stadt. Die Ursache lag darin, dass die entsprechenden westdeutschen Fabriken an anderen Produkten mehr verdienten. Niedersachsens Ministerpräsident Kopf drohte der britische Militärgouverneur Robertson: „Eine Anzahl Gründe, Herr Kopf, liegt in ihrem Lande. Sie werden sehr scharfe Maßnahmen ergreifen müssen. Das ist einer der Fälle, in denen die Landesregierung einschreiten muss oder evtl. auch eine Fabrik übernehmen muss. Wenn Sie es nicht tun, müssten wir es selbst tun.“ Diese Drohung Robertsons, notfalls Firmen „zu übernehmen“, bewirkte eine Änderung im Verhalten.

Es war also weniger der Heldenmut westzonaler Politiker als vielmehr die Standfestigkeit von Amerikanern und Briten, die das Überleben in Freiheit in den Westsektoren Berlins ermöglichte. Ernst Reuter wusste das, viele Berliner spürten es.



Insbesondere der amerikanische Militärgouverneur Lucius D. Clay wurde von ihnen noch jahrzehntelang verehrt.

Wie nun war die Lage in Berlin? Nachdem die Sowjetunion am 24. Juni 1948 die Blockade der Westsektoren beschlossen hatte, handelte Lucius D. Clay unverzüglich: Schon am nächsten Tag befahl er alle in den Westzonen verfügbaren Transportflugzeuge zum Einsatz für die Versorgung Berlins. Mit der Durchführung der Luftbrücke beauftragte er den Kommandeur der US Air Force Europe, Generalleutnant Curtis LeMay. Die Versorgungsflüge wurden unverzüglich aufgenommen. Schon am 26. Juni konnten auf 32 Flügen insgesamt 80 Tonnen Milch, Mehl, Medizin und andere Güter nach Berlin geflogen werden. „Berlin wird nicht hungern“, hatte der amerikanische Stadtkommandant Howley am Vortag erklärt. Bis zum 19. Juli 1948 gelang es, 9.880 Tonnen Versorgungsgüter nach Berlin zu bringen. Aber das war nicht ausreichend. Um den täglichen Mindestbedarf zu decken, musste eine Leistung von 4.500 Tonnen täglich erreicht werden. Dafür benötigte man mehr und größere Flugzeuge. Aus Alaska, Hawaii und Panama wurden entsprechende amerikanische Einheiten abgezogen. Und die US Air Force entschloss sich, eine eigenständige Luftbrücken-Einsatzgruppe (Airlift Task Force) einzurichten. Die Leitung übernahm Generalmajor William Tunner, der schon während des zweiten Weltkriegs eine Luftbrücke in Südostasien organisiert hatte. Tunner verfeinerte die Organisation des Airlifts bis in wichtige Details: Um eine schnellere Abfertigung der Maschinen zu gewährleisten, mussten die Piloten auf dem Rollfeld bei den Maschinen bleiben. Alle wichtigen Informationen der Einsatzleitung und des Wetterdienstes wurden ihnen dorthin gebracht. Ebenso die Verpflegung mit mobilen „Snack-Bars“. Um die davon wenig begeisterten Piloten bei Laune zu halten, bat Tunner das Rote Kreuz in Berlin für die Bedienung attraktive junge Frauen bereitzustellen.

Die exakte Organisation der Luftbrücke trug Früchte: die Tonnage wuchs stetig an. Die Amerikaner beförderten im August 1948 ca. 2.100 Tonnen pro Tag, im September rund 3.000 Tonnen. Zusammen mit

den Briten ergab sich im September damit eine Beförderungsleistung von über 4.100 Tonnen täglich. Probleme wurden für den Winter befürchtet. Insbesondere die ausreichende Versorgung mit Brennstoffen war schwierig. Hierzu General Clay: „Wir verpackten die Kohle anfangs in Düffelsäcke der Soldaten, als einige Millionen davon, die wir bei der Hand hatten, aufgebraucht waren, stellten wir in Deutschland Säcke aus Hanf her, schließlich aus festem, wasserdichten Papier. Stets war es der Transport von Kohle, der die Maschinen am stärksten abnutzte, und wir suchten danach unentwegt nach besseren Methoden des Verpackens und Verladens.“

Das Leben in Berlin wird anders: Die Energieblockade der Stadt durch die gekappten Stromlieferungen aus den Ost-Berliner Kraftwerken führte zu starken Einschränkungen. Im Westteil der Stadt gab es nur sieben leistungsschwache Kleinkraftwerke, die auf Kohlezulieferung angewiesen waren. Der Strom reichte nur für die lebenswichtigen Betriebe in den Westsektoren. Während langer Sperrstunden gab es kein Licht, keinen Strom zum Kochen, keine U- und keine Straßenbahn. Über längere Zeit gab es den Strom nur 2 Stunden täglich, dies konnte auch nachts sein. Dann musste eben um 3 Uhr morgens gebügelt werden. Frisöre erfanden die kalte Dauerwelle, bei Sonne wurden die Locken draußen gedreht. Die Energieblockade gibt der Stadt einen völlig anderen Lebensrhythmus. Doch auch der – zum Glück milde – Winter 1948/49 wird gut überstanden. Die Tonnagezahlen liegen jetzt im Januar und Februar 1949 knapp unter 5.000 Tonnen täglich. Anfang Dezember 1948 wurde eine neue Beton-Rollbahn in Hamburg-Fuhlsbüttel fertig gestellt. Sie ermöglicht eine stärkere Beladung der von hier startenden Flugzeuge der Royal Air Force.

Auch das Kulturleben in Berlin kam nicht zum Stillstand. Junge Schauspieler wie Klaus Kinski, Klaus Schwarzkopf und Klausjürgen Wussow spielten damals neben den Altstars wie Victor de Kowa und Käthe Haack an Berliner Bühnen. Das Erfolgsstück war nach seiner Premiere im Juni 1948 Carl Zuckmayers „Des Teufels General“. An 302 Abenden stand O.E. Hasse als General Harras auf der Bühne des Schloß-

park-Theaters. Die Kinos mussten wegen der Stromsperren ihre Spielzeiten laufend ändern. Der Hit der Saison war der Ernst-Lubitsch-Film „Ninotschka“ mit Greta Garbo, eine herrliche Persiflage auf das kommunistische System.

Als die Luftbrücke schließlich ab Mai 1949 immer mehr abebbte (nach 277.264 Hilfsflügen landete am 30. September 1949 das letzte Flugzeug der Berliner Luftbrücke auf dem Flughafen Tempelhof), hatten sich 70 schwerwiegende und 56 leichtere Flugunfälle ereignet. 31 Amerikaner verloren ihr Leben. Bei einer so hohen Flugdichte war das immer noch eine erstaunlich niedrige Zahl, sie lag unter dem Durchschnitt der gesamten U.S. Air Force.

Die Berliner in den Westsektoren ließen sich in dieser Zeit nicht beirren: eine Meinungserhebung der amerikanischen Militärregierung vom November 1948 ergab, dass die West-Berliner ihre Freiheitsrechte höher einschätzten als das wirtschaftliche Wohlergehen. Das Verhältnis betrug 54 Prozent „Freiheit“ zu 46 Prozent „wirtschaftliche Sicherheit“. Die Wahlen zur Stadtverordnetenversammlung, die im Dezember 1948 nur in den Westsektoren abgehalten werden konnte, ergaben 83,5 Prozent für die demokratischen Parteien. Die politische Teilung der Stadt war damit vollzogen, auch wenn die Mauer erst 13 Jahre später gebaut wurde.

Ein Mann aber war mit den Ereignissen dieser Zeit fest in den Herzen der Berliner: Ernst Reuter. Über 300.000 Menschen waren vor der Reichstagsruine versammelt, als er sprach:

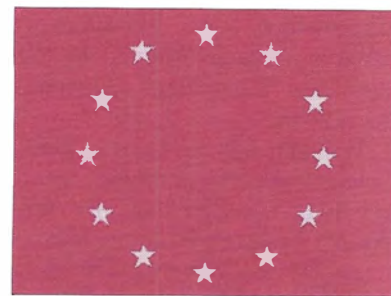
„Das Volk von Berlin hat gesprochen. Wir haben unsere Pflicht getan, und wir werden unsere Pflicht weiter tun. Völker der Welt! Tut auch ihr eure Pflicht und helft uns in der Zeit, die vor uns steht, nicht nur mit dem Dröhlen eurer Flugzeuge, nicht nur mit den Transportmöglichkeiten, die ihr herbeischafft, sondern mit dem standhaften und unzerstörbaren Entstehen für die gemeinsamen Ideale, die allein unsere Zukunft und die auch allein eure Zukunft sichern können. Völker der Welt, schaut auf Berlin! Und Volk von Berlin, sei dessen gewiss, diesen Kampf, den wollen, diesen Kampf, den werden wir gewinnen.“ □



## VOR 50 JAHREN: DIE ENTSTEHUNGSGESCHICHTE DER EUROPA-FLAGGE

# Die Botschaft der 12 Sterne

Hans August Lückner



Die Entstehungsgeschichte und die Geburtswehen der Europa-Flagge sind selbst für Zeitzeugen noch immer in der Erinnerung aufregend und historisch interessant. Der Umsturz der mittel- und osteuropäischen Staaten in moskautreue Satellitenstaaten, die sowjetische Blockade Berlins und schließlich der Korea-Krieg hatten die Europäer gelehrt das „Neue Europa“ mit „Neuem Geist“ mit Hilfe der Amerikaner zu beschleunigen.

Am 4. April 1949 wurde die NATO gegründet, am 5. Mai 1950 der Europa-Rat und am 9. Mai 1950 verkündete Robert Schuman seinen Plan für die Schaffung einer „Europäischen Föderation“, der Europa und die Welt veränderte. Am 18. August 1950 debattierte der Europa-Rat erstmals die Schaffung eines Symbols für Europa, das man aufzubauen begonnen hatte. In den nächsten Monaten erreichten mehr als hundert Vorschläge von Künstlern und Historikern, Politikern und Diplomaten, ja auch von einfachen Bürgern die Straßburger Versammlung.

Die europäische Idee hatte Hochkonjunktur. In Straßburg gab es leidenschaftliche und geistreiche debatten: Wollte man doch ein Symbol kreieren, das übernational die Zeiten überdauert, und in dem jeder Europäer sich wiedererkennen konnte. Fünf Jahre dauerte die Debatte, bis Straßburg am 25. Oktober 1955 einstimmig das noch heute gültige Symbol beschloss. Die Helden waren müde geworden, und neue Ideen konnte niemand mehr hervorbringen. Aber halt! Da waren einige Verschworene, die in der ganzen Zeit ihren Vorschlag in Reserve gehalten hatten, weil sie wahrscheinlich mit Recht fürchteten, auch er könne in diesen heißen Debatten untergehen. Sie sahen am Ende der Debatte die Gunst ihrer Stunde gekommen und schlugen als Symbol Europas vor: eine Flagge mit dem Blau des

Himmelsgewölbes und in der Mitte einen Kranz von zwölf goldenen, fünfzackigen Sternen, die sich nicht berühren – ein jahrtausende altes Symbol für „Vollkommenheit“ und „Vollendung“. War das nicht ein Symbol für den Neubau Europas mit neuem Geist, für ein friedliches Zusammenleben seiner Völker in Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität? Der Vorschlag wurde ohne weitere Diskussion angenommen; der Minister-Rat beschloss ebenso einstimmig am 8. Dezember 1955 dieses Symbol; am 13. Dezember 1955 wurde diese Flagge feierlich vor dem Palais de l'Europe in Straßburg gehisst. Wir Abgeordnete der Parlamentarischen Versammlung des Europa-Rates (PVE) machten ein Jahr später der „Kathedrale der Völkerversöhnung“ in Straßburg ein Geschenk:

Dieses Symbol in der Beschreibung der Apokalypsis (gr.) = Offenbarung des Hl. Johannes mit der Muttergottes im Sternenkranz für das Marienfenster in der Apsis der Kathedrale, das 1944 durch Bomben zerstört worden war.

Das Symbol des Zwölf-Sterne-Kranzes steht für die „Heiligkeit der Zahl Zwölf (ähnlich der Zahl Sieben aus der Schöpfungsgeschichte). In alten Kirchen, aber auch in gewissen Profanbauten, begegnen wir in Europa immer wieder diesem Symbol; so z.B. in der Basilika „Zur Göttlichen Weisheit“ (Hagia Sophia) in Konstantinopel/Istanbul, die von Kaiser Konstantin dem Großen (306-324) erbaut, zweimal durch Erdbeben und Brand zerstört und von Kaiser Justinian I. (518-563) größer und schöner wieder aufgebaut wurde und Jahrhunderte hindurch als zusätzliches 8. Weltwunder galt. Dort hängt von der 55 Meter hohen Großen Kuppel ein goldener Leuchterkranz mit 12 Sternen in überdimensionaler Größe herab. Wir begegnen diesem Symbol aber auch u.a. im Aachener Münster; in der Kuppel des Oktogons hängt der

so genannte Barbarossa-Leuchter, gestiftet vom Kaiser Friedrich Barbarossa (1152-1190) aus Anlass der Heiligsprechung Kaiser Karls des Großen (768-814).

Europa hat eine große Geschichte – bei allen Fehlern, Kriegen und Grausamkeiten. Nach dem Niedergang des kommunistischen Imperiums stehen wir an einem neuen Anfang. Robert Schuman, Konrad Adenauer, Alcide de Gasperi und andere haben aus den Lehren der Geschichte mit historischen Weitblick und Kühnheit ein „Neues Europa“ auf den Weg gebracht: Versöhnung der Völker, friedliches Zusammenleben zum gegenseitigen Nutzen und Wohl, in Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität; das sind die Werte, die das Europa der Zukunft wesentlich mitbestimmen sollen. Wir bleiben uns bewusst, dass menschliches Werk immer unvollkommen sein wird und vielleicht auch nie die wirkliche Vollendung erreicht.

Nach den Gründungsvätern haben andere die Flagge hochgehalten und weitergetragen. Dies auch in Zukunft zu tun, ist auch Heute und Morgen des Schweißes aller Edlen wert.

*Hans August Lückner, ehem. Erster Vizepräsident des Europäischen Parlaments (EP); aus: „Auf dem Weg nach Europa / Sur le Chemin de L'Europe“; Dokumentation der Gesellschaft der Freunde von Robert Schumans, hrsg. von Rudolf Winter, Hamm, 1994*

Nach einer anderen Überlieferung, die der vorstehenden Aussage von H.A. Lückner nicht widerspricht, spazierte im Jahr 1955 Paul Lévi, Leiter der Kulturabteilung des Europa-Rates, an einer Marienstatue vorbei. Die zwölf das Haupt umgebenden goldenen Sterne leuchteten vor dem blauen Himmel. Das Europa-Symbol war geboren. □



## VOR 20 JAHREN: NATO-DOPPELBESCHLUSS

# Helmut Schmidt und der NATO-Doppelbeschluss

Eckhard Stüff

**K**aum eine andere Debatte hat in den 80er-Jahren die bundesrepublikanische Gesellschaft so ergriffen und gespalten wie die Diskussion über diesen Beschluss. Diese Debatte trug wesentlich dazu bei, dass sich die Regierungsfähigkeit der SPD und damit die Regierungsmöglichkeit des von ihr gestellten Bundeskanzlers Helmut Schmidt schließlich erschöpfte. Nicht zu Unrecht empfand sich Helmut Schmidt als Vater des Doppelbeschlusses.

Am 28. Oktober 1977 forderte er vor dem International Institute for Strategic Studies in London, bestehende Disparitäten in Europa abzubauen. Damit war die Diskussion über die Modernisierung der nuklearen Mittelstreckensysteme der NATO eröffnet. Sie kulminierte schließlich in dem Beschluss vom 12. Dezember 1979, als in der Sondersitzung der Außen- und Verteidigungsminister der 14 an der NATO-Integration beteiligten Mitgliedstaaten die Modernisierung des nuklearen Mittelstreckenpotentials durch Aufstellung von 572 bodengestützten US-Mittelstreckensystemen in Europa ab 1983 beschlossen wird. Gleichzeitig wird der Sowjetunion die Aufnahme von Rüstungskontrollverhandlungen über Mittelstreckensysteme angeboten. Soweit der Doppelbeschluss.

Für diese Linie hatte sich Helmut Schmidt wenige Tage zuvor noch das Plazet seiner Partei auf dem Bundesparteitag in Berlin Anfang Dezember 1979 geholt. Immerhin handelte es sich um ein Novum in der Geschichte von Rüstungskontrollverhandlungen: über die Einführung von neuen nuklearen Waffensystemen soll vor ihrer Stationierung verhandelt werden. Das trug zunächst auch dazu bei, die SPD noch einmal, in der Fragen der Außen- und Sicherheitspolitik zum letzten Mal!, hinter Helmut Schmidt zu versammeln. Aber die Kritik aus den eigenen Reihen wuchs an.

Der Einmarsch der Sowjets in Afghanistan, nur zwei Wochen nach dem NATO-Doppelbeschluss, und die Amtsübernahme des neugewählten amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan unterbrechen die Verhandlungen. Es dauert über ein Jahr, bis zum 30.11.1981, bis die USA an den Verhandlungstisch in Genf zurückfinden. Mittlerweile eskaliert die innenpolitische Auseinandersetzung um den Doppelbeschluss, genauer gesagt, um den Modernisierungs- und Aufrüstungsteil des Doppelbeschlusses. „Frieden schaffen ohne Waffen“ lautet die Losung, die in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit immer breitere Anhängerschaft findet. Der Doppelbeschluss wird als Relikt einer überkommenen Abschreckungsstrategie abgelehnt.

Das, was Schmidt und die anderen Verfechter des Doppelbeschlusses wollten, nämlich das „Ankoppeln“ an die Vereinigten Staaten, wird jetzt zunehmend abgelehnt. Weite Teile der Friedensbewegung wollen genau das Gegenteil: abkoppeln von der Führungsmacht USA, die von ihr nicht mehr akzeptiert wird. Es herrscht der Glaube vor, Deutschland, Europa, könnte sich einer militärischen Auseinandersetzung der beiden Großmächte dann entziehen, wenn es gelänge, Europa atomwaffenfrei zu machen. Bundeskanzler Schmidt muss erleben, dass die SPD zunehmend Teil dieser Friedensbewegung mit diesen Glaubenssätzen wird.

Die Verabsolutierung von Frieden als höchstem Ziel der Politik emotionalisiert die politische Auseinandersetzung bis zu einem Grade, in dem die Ratio weitgehend ausgeschaltet bleibt. Am deutschen, dieses Mal friedensbewegten, Wesen hat die Welt wieder einmal zu genesen, bloß die Welt macht nicht so recht mit: Die Verbündeten sehen mit zunehmender Sorge auf die sicherheitspolitische Entwicklung in Deutschland, und die polnische Op-

position muss geradezu verzweifeln an der Selbstsüchtigkeit der deutschen Friedensbewegten. Lebt sie der deutschen Friedensbewegung doch gerade vor, dass Freiheit der vorrangige Wert ist, und dass nur, wer um die Freiheit zu kämpfen bereit ist, letztlich auch den Frieden halten kann.

Es gehört zur Tragik der Endzeit der Kanzlerschaft Helmut Schmidts, dass er ausgerechnet auf dem zentralen Feld der Außen- und Sicherheitspolitik schließlich von zwei Seiten im Stich gelassen wurde: Nach Afghanistan bestand die westliche Führungsmacht USA auf dem Stationierungsteil des Doppelbeschlusses und vernachlässigte den Rüstungskontrollteil der NATO-Entscheidung, während die stärkste Regierungspartei, die SPD, zunehmend die Stationierung neuer Mittelstreckenraketen ablehnte und schließlich nur noch den Rüstungskontrollteil des Doppelbeschlusses realisieren wollte. Gerade in dieser wichtigen außenpolitischen Frage hatte sich schließlich die Mehrheit der Funktionärschicht der SPD gegen den eigenen Kanzler gewandt.

Für Schmidt war immer klar, dass beide Teile des Doppelbeschlusses mit gleichem Ernst betrieben werden mussten, um einen beiderseitigen Verzicht aushandeln zu können. Es muss ihm besondere Genugtuung bereitet haben, dass ausgerechnet der französische Sozialist Francois Mitterand den in der Sicherheitspolitik gewendeten deutschen Sozialdemokraten 1983 vor dem Plenum des Deutschen Bundestages die Leviten las und ohne Wenn und Aber zum Doppelbeschluss stand. Es war schließlich diese Standfestigkeit des Westens, die, nach Jahren des zähen Ringens, zur Abschaffung aller nuklearen Mittelstreckensysteme führte. Die Standfestigkeit des Westens in der Frage des Doppelbeschlusses hatte schließlich auf die Veränderungen und den Zerfallsprozess in der Sowjetunion erheblichen Einfluss. □



# Was sucht Religion bei den Soldaten?

Zur geistlichen Traditionspflege im Militär

Hans Jürgen Brandt

*Christliche Traditionspflege im Militär heißt seit zweitausend Jahren: Soldaten dürfen nicht nur auf dem Truppenübungsplatz, im Gelände, zu Wasser oder in der Luft Kondition trainieren; Soldaten müssen im Blick auf den Ernstfall vor allem geistlich exerzieren lernen. Weil Leben und Tod vor ihnen so nahe liegen können, muss ihnen die Werteskala ethischer Güterabwägung in Fleisch und Blut übergehen. Wem hat man im ethischen Krisenfall zu gehorchen, einem Cäsar, Kaiser, Zar, Duce oder Führer – wie immer auch zweifelhafte Potentaten heißen – oder dem persönlichen, gebildeten Gewissen? Dr. theol Hans Jürgen Brandt, Universitätsprofessor für christliche Gesellschaftslehre an der Universität der Bundeswehr in München gibt darauf aus christlichem Traditionsverständnis eine Antwort. – Der vorliegende Beitrag wurde im Rahmen der Ringvorlesung „Politische und gesellschaftliche Herausforderungen der Bundesrepublik um die Jahrtausendwende“ der Fakultät für Sozialwissenschaften der Universität der Bundeswehr München am 9. März 1999 als Vortrag gehalten.*

Wenn man Militär und Soldatenseelsorge nicht grundsätzlich ablehnt, stellt sich, verschärft durch zwei Weltkriege, die Frage, welche Rolle Religion im Militär spielt. Es wird hier weniger die Rede von der politischen Instrumentalisierung von Religion in Vergangenheit oder Gegenwart sein. Wir fragen nach dem positiven Dienst, den Religion Soldaten leistet, und zwar in der christlich-abendländischen Tradition. Welche Grundsätze verdienen von Soldaten im Sinne geistlicher Traditionspflege auch heute hochgehalten zu werden?

Erlauben Sie mir die Antwort anhand von drei Thesen zu formulieren.

- Die erste These umschreibt die Legitimation von Militärseelsorge:  
Soldaten haben ein Recht auf Religion!
- Die zweite These folgert sich daraus:  
Religion gibt der Soldatenethik Norm!
- Die dritte These antwortet auf die Sinnfrage im Militär:  
Religion will nicht Sieg, sondern Frieden!

Beginnen wir unseren Diskurs mit

## 1. Soldaten haben ein Recht auf Religion!

Es ist einigermaßen überraschend zu entdecken, wie das Christentum ins Militär kam. Und es wird manchen erstaunen zu hören, dass Soldatenseelsorge die älteste Standespastoral der Kirche überhaupt ist. Gewiss, es gab nach Ausweis des Neuen Testaments einzelne Militärs wie den Hauptmann von Kapernaum, den Hauptmann unterm Kreuz und den Hauptmann Cornelius, die Christen wurden. Doch eine breite Affinität zum Soldatendienst zeigte die junge Kirche der Bergpredigt mit der Friedensbotschaft Jesu bekanntlich zunächst nicht. Wie aber sollte sich Kirche entscheiden, wenn nicht nur einzelne, sondern viele im römischen Militär Christen wurden? Die entscheidende Antwort gab der Völkerapostel Paulus: „In dem Stande, in dem einer berufen wird, darin bleibe er vor Gott“ (1 Kor 7, 20, 23f.). In der abendländischen Wirkungsgeschichte bedeutete dieser Grundsatz einmal, dass der Soldatenstand für Christen ein ethisch legitimes Berufsfeld ist. Das Pauluswort lieferte zum anderen die theologische Begründung, warum der christliche Soldat im Sin-

ne von Beruf als Berufung mit göttlichem Recht seinen Platz im Militär beansprucht: Dort und nirgendwo anders hatte ihn die Gnade getroffen, dort – im Militär – wollte Gott ihn haben. Der Kirchenvater Augustinus wird das Gleiche am Ende der christlichen Antike, Thomas von Aquin im Hochmittelalter, Martin Luther auf der Schwelle zur Neuzeit mit seiner Schrift „Ob Kriegsleute auch in seligem Stand sein können“ beredt wiederholen: Soldaten haben ein göttliches Recht auf Religion!

Dieser Primärgrundsatz christlicher Soldatentradiation erhielt sich ungeschmälert durch alle weltanschaulichen, gesellschaftlichen und politischen Umbrüche der Neuzeit bis in die Gegenwart. Auf welchem engeren Steg mitunter der Transfer dieses Postulats erfolgte, mag ein preußisches Beispiel für die deutsche Militärgeschichte verdeutlichen. Die Rede ist vom Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., dem Begründer des preußischen Militär- und Beamtenstaates. Obwohl allem Luxus abhold, leistete er sich bekanntlich eine ausgefallene Leibgarde, die „langen Kerls“, für die er in protestantischen Landen allerdings nicht ausreichend Gardemaß fand. Durch eben diese Lücke kam die Katholische Militärseelsorge in die preußische Armee. Denn die begehrten langen Kerls katholischen Bekenntnisses, unterschrieben nur unter der Bedingung, dass sie das Recht auf Katholische Militärseelsorge erhielten. Übrigens entstanden die ersten zivilen katholischen Pfarrgemeinden in Berlin, Potsdam oder Stettin aus den damals errichteten katholischen Militärseelsorge-Standorten. Die heutige Berliner Hedwigs-kathedrale Unter den Linden, Sitz des Metropoliten und Kardinal-Erzbischofs der Ostdeutschen Kirchenprovinz, wurde damals als zentrale Berliner Garnisons- und Pfarrkirche des preußischen Katholischen Feldpropstes erbaut.



Sie werden ungeduldig fragen, wie es mit dem Recht des Soldaten auf Religion im Dritten Reich, in der Wehrmacht, stand. Damit ist das Reichskonkordat mit dem Vatikan angesprochen, von dem namhafte Historiker meinen, es sei von Hitler in erster Linie wegen Sicherung der Militärseelsorge angestrebt worden. Wenn dem so gewesen sein sollte, hat die nationalsozialistische Führung bald die explosive, in ihren Augen wehrkraftzersetzende Seite der Wehrmachtseelsorge eingesehen. Denn bis auf die Inhaber von ein paar Planstellen in Friedenszeiten kamen alle übrigen ab 1939 einberufenen Divisions-, Kriegs-, Standort- und Lazarettpfarrer, was heute leicht vergessen wird, unmittelbar aus der zivilen Stadt- oder Landseelsorge. Sie waren – zumindest für die katholische Seite gesprochen – vielleicht ihren Heimatbischöfen gegenüber Befehl und Gehorsam gewohnt, aber nicht im militärischen oder politischen Bereich. Als man Überlebende später fragte, warum sie sich damals – viele freiwillig – als Kriegspfarrer gemeldet hätten, gaben sie lapidar zur Antwort: Weil die Männer und Jungmänner unserer Pfarrei an die Front gezwungen wurden, gingen wir ihnen als Seelsorger nach – also ganz in der Tradition des Postulats: Soldaten haben ein Recht auf Religion.

Die deutschen Soldaten brauchten sich ihrer Seelsorger nicht zu schämen. Allein in Stalingrad fielen 19 katholische und 15 evangelische Kriegspfarrer bei den Ihren, die in russische Gefangenschaft abgeführten nicht gezählt. Angesichts der 330.000 dort Gefallenen nehme sich die Zahl der Militärgeistlichen bescheiden aus, werden Sie einwenden. Ganz im Gegenteil. Sie deutet den Heroismus der wenigen an, denen erlaubt wurde, seelsorglich tätig zu sein. War schon zuvor ihre Anzahl auf das notdürftigste ausgelegt, so durften ab 1942 auf Befehl Hitlers überhaupt keine Kriegspfarrer mehr ernannt werden. Gegen Ende des Weltkriegs soll es mehr Divisionen ohne Militärseelsorger als solche mit Seelsorgern gegeben haben. Dabei hätten Anwärter genug bei Fuß gestanden. Allein katholischerseits waren schätzungsweise 10.000 Priester als Sanitätssoldaten zur Wehrmacht eingezogen – bis hin zu deutschstämmigen aus Nord- und Südbrasilien.

Sie wären gerne Seelsorger bei den Kameraden gewesen, wenn sie geduldet hätten.

Dass sich Militärseelsorge in der Wehrmacht am Soldaten und nicht an der Ideologie orientierte, sei mit zwei Persönlichkeiten aus dem geteilten Nachkriegsdeutschland ehrend in Erinnerung gerufen. Der langjährige Bischof von Dresden und Meissen in der DDR, Gerhard Schaffran, war Kriegspfarrer in Russland, aber am Kriegsende für Tage in die Heimat abkommandiert. Als er nach der Kapitulation vom Elend seiner Kameraden hörte, ging er freiwillig als Seelsorger in sowjetische Kriegsgefangenschaft – für fünf lange Jahre. Bei der Bischofsweihe von Heinrich Maria Reuß – das Beispiel aus der Bundesrepublik – sahen die Gläubigen einen Priester, der in der Prozession durch den Mainzer Dom nur in kleinen, schweren Schritten zum Altar gelangte. Dem neuen Bischof waren in russischer Kriegsgefangenschaft die Zehen abgefroren. Zug um Zug hatte Kriegspfarrer Reuß, ohne an sich zu denken, seine aus Sibirien entlassenen Kameraden zur Heimat verabschiedet, bis seine priesterliche Aufgabe erfüllt war.

Soldaten haben ein Recht auf Religion? Für die Bundeswehr ist dies mehrfach verbrieft. Am deutlichsten drückt es die ZDv 66/1 vom August 1956 aus, wo es heißt: „Die Militärseelsorge ist der von den Kirchen geleistete, vom Staat gewünschte und unterstützte Beitrag zur Sicherung der freien religiösen Betätigung in den Streitkräften. Sie stellt sich die Aufgabe, unter Wahrung der freiwilligen Entscheidung des Einzelnen das religiöse Leben zu wecken, zu festigen und zu vertiefen. Dadurch fördert sie zugleich die charakterlichen und sittlichen Werte in den Streitkräften und hilft die Verantwortung tragen, vor die die Soldaten als Waffenträger gestellt sind.“

Damit ist die Brücke zur nächsten These geschlagen:

## 2. Religion gibt der Soldaten-ethik Norm!

Die fast zweitausendjährige christliche Kulturpflege im Militär kann in diesem Rahmen nur an-

gedeutet werden. Der Hinweis auf „Kreuze“ als höchste militärische Auszeichnungen spricht für sich. Man denke an die kirchliche Lehre vom Bellum iustum, die durch die Jahrhunderte weiterentwickelt, Antwort zu geben sucht auf die Frage, wann Krieg ethisch gerechtfertigt ist – oder an die ethische Problematik des Tyrannenmords. Welche Zugkraft für soldatische Gesinnung hat bis heute das von der mittelalterlichen Kirche beeinflusste Ideal des Ritters als Verteidiger des Rechts und Beschützer der Schwachen behalten?

Wir kennen in unseren Tagen den Streit um die Namengebung oder Umbenennung von Kasernen, wenn es sich um ehemalige Militärs handelt. Weder das frühe noch das spätere Christentum hatte damit Probleme. Es benannte sogar Kirchen und Dome nach Soldaten. Unter dem Bonner Münster beispielsweise liegen als Kirchenpatrone die römischen Legionäre Kassius und Florentius begraben, der Dom in Magdeburg ist ihrem Hauptmann Mauritius geweiht, der an der letzten Jahrtausendwende sogar zum Reichspatron aufstieg. Sie gehörten der Thebäischen Legion an, die als Christen geschlossen dem römischen Cäsar den göttlichen Kult verweigerten und deshalb enthauptet wurden. Das Martyrologium Romanum, das Verzeichnis der Blutzeugen der frühen Kirche, ist voll von Märtyrersoldaten. Man unterschätze ja nicht die Bedeutung solcher christlichen Soldaten Vorbilder für die politische Geschichte des Abendlandes. Denn sie sprechen eine neuralgische Frage an, mit der wir uns heute nicht nur im Rückblick auf die Wehrmacht so schwer tun, nämlich das Recht des Einzelnen auf Widerstand. Und man glaube ja nicht, dass sie es damals mit ihrem Soldateneid leichter hatten als die Offiziere des 20. Juli 1944. Fahneleid hieß nämlich bei den Legionären Kassius, Florentius und Mauritius der christlichen Frühzeit lateinisch „sacramentum“, genauso wie das „Sakrament“ der Taufe, mit der sie sich auf Christus hatten ver-eidigen lassen.

Christliche Traditionspflege im Militär heißt seit zweitausend Jahren: Soldaten dürfen nicht nur auf dem Truppenübungsplatz, im Gelände, zu Wasser oder in der Luft Kon-



dition trainieren; Soldaten müssen im Blick auf den Ernstfall vor allem geistlich exerzieren lernen. Weil Leben und Tod vor ihnen so nahe liegen können, muss ihnen die Werteskala ethischer Güterabwägung – man möchte fast sagen – in Fleisch und Blut übergehen. Wem hat man im ethischen Krisenfall zu gehorchen, einem Cäsar, Kaiser, Zar, Duce oder Führer – wie immer auch zweifelhafte Potentaten heißen – oder dem persönlichen, gebildeten Gewissen? Die christliche Tradition gibt darauf eine eindeutige Antwort.

Zu den ergreifenden Zeugnissen des Widerstands im Dritten Reich gehören Abschiedsbriefe, die unter dem Titel „*du hast mich heimgesucht bei Nacht*“ veröffentlicht sind. Sie stammen aus den Todeszellen von Plötzensee, Brandenburg, Halle a.d. Saale oder wie sonst die letzten Stationen hießen. Danach zeigten im langen Zug der Kandidaten zum Galgen oder Fallbeil geistlich gebildete Soldaten eine vorbildliche Haltung. Prälat Peter Buchholz, ein ehemaliger Divisionspfarrer, bestätigt das als Augenzeuge in seinen Erinnerungen so: „*Zwanzig Jahre bin ich Gefängnispfarrer gewesen, zwölf Jahre also unter dem Hitlerregime, davon die letzten Jahre in der Hinrichtungsanstalt Plötzensee, wo Tausende als Opfer der faschistischen Justiz den Weg zum Schafott haben gehen müssen. Was ich da gesehen habe an Not und Qual und Jammer bei den Todeskandidaten, die ständig gefesselt waren [...], was ich auch erlebt habe an mannhaftem Tragen, an heldenhaften Sterben, an gläubiger Hingabe an Letztes und Ewiges, davon muss ich sprechen [...]. Diese Männer, wie Feldmarschall von Witzleben, General Stieff, Hoepfner, von Hasse, York von Wartenburg, bewahrten ungebrochen ihre männliche Haltung [...]. Es war meinem [evangelischen] Kollegen und mir möglich, mit ihnen vor der Hinrichtung noch kurz zu sprechen, bevor uns die Nachricht erreichte, dass durch ein besonderes Verbot Hitlers der seelsorgerische Zuspruch vor dem Tode zu versagen ist.*“ Der einzige Konfessionslose unter ihnen, General Stieff, erbat in diesen wenigen Minuten vor seiner Hinrichtung die Aufnahme in die Kirche. Seine Frau sei gläubige Katholikin, erläuterte Stieff dem Zuchthauspfarrer, er wis-

**Der deutsche Priester Abbé Franz Stock** wirkte von 1934 bis zu seinem Tod am 24.02.1949 im Alter von nur 44 Jahren in Frankreich. Er gilt als Wegbereiter der Versöhnung zwischen Deutschen und Franzosen. Ab 1940 begleitete er als Militärpfarrer im besetzten Paris über 2.000 zum Tode verurteilte Franzosen auf ihrem Gang zur Hinrichtungsstätte. Nach Kriegsende begab er sich freiwillig in Gefangenschaft und leitete das „Stacheldrahtseminar“ in einem Kriegsgefangenenlager für rund 38.000 deutsche Soldaten bei Chartres. Dort holten zwischen 1945 und 1947 rund 1.000 Gefangene das Abitur nach. Drei Bischöfe und mehrere hundert Priester gingen aus diesem größten Priesterseminar der Geschichte hervor. Der Platz vor dem französischen Nationalen Mahnmal für die Gefallenen bei Paris wurde nach dem Geistlichen Franz Stock benannt.



se, welchen Schritt er tue.

Selbstredend verpflichtet christliche Ethik universell, grenzenlos. Christliche Soldatenethik hat ihre Nagelprobe im Krieg dem Feind gegenüber zu bestehen. Eindringlicher als es Lehrsätze formulieren könnten, macht das, was gemeint ist, ein Vorfall anschaulich, der sich bei den im besetzten Paris des letzten Kriegs erfolgten Hinrichtungen französischer Widerstandskämpfer und Geiseln ereignete. Der Todeskandidat, Henri Louis Honoré Comte d'Estienne d'Orve, eine bekannte militärische Persönlichkeit aus dem französischen Hochadel, war nur einer von mehr als 2.000 Franzosen, die der aus Westfalen stammende Pariser Kriegspfarrer dreier französischer Gefängnisse, Abbé Franz Stock, zur Hinrichtung auf den Mont Valérien geleitete. Aber Graf d'Estienne überragte seine Mitopfer und das deutsche Exekutionskomitee durch den Adel christlicher Soldatenethik. Als letzte Gnade hatte man ihm und seinen beiden mitverurteilten Kameraden am Morgen des Hinrichtungstages zugestanden, dass der deutsche Kriegspfarrer Stock mit ihnen in der Zelle die Messe feierte. Die beiden Wache habenden deutschen Soldaten feierten mit und empfangen die Kommunion. An der Hinrichtungsstätte angekommen, dann diese Szene: „*Alle drei lehnten die Augenbinde ab. Der deutsche Kriegsrichter Keyser vermochte vor innerer Bewegung das Urteil nicht zu verlesen.*“ Der Priester

Franz Stock musste es statt seiner tun. Danach wandte sich Graf d'Estienne an den Kriegsrichter mit den Worten: „*Monsieur, Sie sind ein deutscher, ich ein französischer Offizier. Wir haben beide unsere Pflicht getan. Gestatten Sie mir, Sie zu umarmen.*“ Der Graf starb freiwillig als Letzter. – In seinem Abschiedsbrief an den deutschen Kriegspfarrer Stock stand zu lesen: „*Cher monsieur l'Abbé. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für all das, was Sie für mich getan haben. [...] Ich bitte Gott, dass er Frankreich und Deutschland einen gerechten Frieden schenken möge [...]. Ich bitte auch, dass unsere Regierungen Gott den Platz einräumen möchten, der ihm zukommt.*“ Seine fünf Kinder bat er: „*Hasst nicht die, die mich töten, auch nicht, wenn ihr groß seid.*“ Seine letzten Worte vor dem Tod lauteten: „*Ich opfere mein Leben auf für den Frieden der Welt, für die verfolgte Kirche in Deutschland, für meine Frau, meine fünf Kinder und endlich für mein Vaterland.*“ Graf d'Estienne hatte an erster Stelle den Frieden genannt.

Das Stichwort Frieden leitet zur abschließenden letzten These über:

### 3. Religion will nicht Sieg, sondern Frieden!

Man mag das aus griechisch-römischer Tradition, praktischer Philosophie und christlicher Theologie gewachsene Gedankengebäude



der Lehre vom ethisch gerechtfertigten Krieg, dem „bellum iustum“, in Einzelaspekten kritisieren. Eines kann man nicht in Frage stellen: ihre ausschließliche Blickrichtung auf Frieden. Motiv und Ziel eines ethisch erlaubten Krieges darf nach ihr – *conditio sine qua non* – nur dem Erhalt oder der Wiederherstellung des Friedens sein. Ein Staat, der nicht dem Frieden seiner Bürger und Nachbarn dient, ist nach dem abendländischen Kirchenvater Augustinus, dem bedeutendsten Theoretiker der *Bellum-iustum*-Lehre, eine Räuberbande. Ich denke, folgende Erinnerung des langjährigen Militärgeneralvikars der Deutschen Bundeswehr, Prälat Dr. Martin Gritz, der in München im Ruhestand lebt, bringt unsere in dieser Hinsicht belastete Vergangenheit auf den Punkt. Der Prälat war als Priester des Erzbistums Breslau in den letzten Kriegsjahren Pfarrer im Sudetenland. Im Sonntagsgottesdienst hatte er nach Verlesung der Namen der an der Front Gefallenen mit der Gemeinde das Gebet um baldigen Frieden gesprochen. Anderntags deswegen zur Gestapo vorgeladen und verhört, musste er sich unter Androhung ernster Konsequenzen wegen Defätismus – politischer Resignation – befehlen lassen: „*Wir wollen nicht Frieden, wir wollen Sieg!*“

Geistliche Traditionspflege in der Bundeswehr lässt fragen, welche Konsequenzen die Militärseelsorge aus ihrer Kriegserfahrung in der Wehrmacht gezogen hat. Bekanntlich unterstanden der evangelische und der katholische Feldbischof mit ihren Divisions- und sog. haupt- und nebenamtlichen Kriegspfarrern auf Kriegszeit dem Oberkommando des Heeres. Die Militärgeistlichen gehörten zur Gruppe der Wehrmachtbeamten mit allgemeinem Offiziersrang und trugen Uniform.

Ein vom Bonner Katholischen Militärbischofsamt in Auftrag gegebenes Biographisches Lexikon der Katholischen Militärseelsorge Deutschlands enthält die Biogramme von gut 3.000 katholischen Militärseelsorgern seit 1849. Schätzungsweise die Hälfte von ihnen waren Soldatenseelsorger im letzten Weltkrieg. Nach den Ermittlungen im Berliner Bundesarchiv (Berlin Document Center) gehörte von den 1.500



katholischen Divisions- oder Kriegspfarrern kein einziger der NSDAP an. Aus den Unterlagen im Bonner Archiv des Katholischen Militärbischofs lassen sich lediglich drei oder vier als Sympathisanten der nationalsozialistischen Bewegung nachweisen. Es gibt Beispiele dafür, dass sowohl das Berliner Feldbischofsamt als auch einflussreiche Wehrmachtsoffiziere die Bewerbung solcher Parteigänger vereitelten. Hier ein Beispiel für die Linie des Katholischen Feldbischofsamtes: Obgleich der Bamberger Priester Franz Häffner, das Plazet seines Erzbischofs erhalten hatte, ab November 1944 als Divisionspfarrer beim 13. SS-Korps tätig zu sein, verweigerte ihm das Feldbischofsamt die kirchliche Bestellung. Für das Scheitern solcher Bewerbungen am militärischen Widerstand steht der Fall des Münchener Priesters Joseph Roth. Als NSDAP-Mitglied brachte er es ohne Zustimmung seines Erzbischofs Kardinal Faulhaber in Berlin zwar bis zum Ministerialdirigenten im Reichskirchenministerium. Aber Wehrmachtspfarrer zu werden, gelang Joseph Roth nicht. Seine entsprechende Bewerbung hatte 1934 bereits der für München zuständige Reichswehrkommandeur wegen politischer Unzuverlässigkeit zurückgewiesen.

Sie fragen, ob es Kriegspfarrer gab, denen Verbrechen der Wehrmacht bekannt wurden, und wie sie im gegebenen Fall darauf reagierten. Obgleich bis vor nicht langer Zeit in diese Richtung kaum gefragt wurde,

**Prälat Dr. Martin Gritz, Militärgeneralvikar und Leiter des Katholischen Militärbischofsamtes von 1962–1981**

(Foto: Archiv KMBA)

haben sich zwei ehemalige Kriegspfarrer später öffentlich dazu geäußert. In dem einen Fall sagte der spätere Münchener Weihbischof Ernst Tewes in einem Nachkriegsprozess als Zeuge über einen Vorgang 1941 in Russland Folgendes aus: Von deutschen Soldaten darauf aufmerksam gemacht, hätten er und sein evangelischer Kollege in der Nähe des Lazarets in einem Keller eingesperrt und von einem ukrainischen Wachtposten gesichert, neunzig zum Teil schon verendete jüdische Kinder in grauenvollem Zustand angetroffen; ihre von der SS noch nicht erschossenen Mütter hätten von einem Nebenraum das Elend mit ansehen müssen. Unverzüglich hätten er und sein evangelischer Kollege zuerst mündlich, dann schriftlich Meldung an den Divisionskommandeur der 295. Infanterie-Division „wegen Schädigung des Ansehens der deutschen Wehrmacht“ gemacht. Den weiteren Verlauf kenne er nicht. Denn wenige Tage später sei er wegen des einsetzenden Ermittlungsverfahrens gegen ihn vom Berliner Feldbischofsamt rasch zu einer Panzer-Division an die Ostfront abkommandiert worden. Das andere Beispiel stammt von Kriegspfarrer Johann Georg Schmutz, der auf Kreta von dem mit der Exekution von Zivilpersonen beauftragten Offizier gebeten wurde, ihn zu begleiten. Auf Befehl Görings sollten zur Vergeltung eines Partisanenanschlags in einer Reihe von Orten alle Männer ab 16 Jahren erschossen und die Häuser abgebrannt werden. Kriegspfarrer Schmutz verweigerte sich dem Ansinnen.

Auf der Ehrentafel der katholischen Wehrmachtgeistlichen, die evangelischerseits sicher ihr Pendant haben, stehen Persönlichkeiten, die für die Devise „nicht Sieg, sondern Frieden“ bis aufs Blut eingestanden sind. Sie verdienen einen festen Platz in der Traditionspflege der Bundeswehr. Erlauben Sie, wenigstens die in dem einen Jahr 1944 hingerichteten katholischen Militärseelsorger mit Namen zu würdigen: den Greifswalder Standortpfarrer





Dr. Alfons Wachsmann † 21.02.1944



Herbert Simoleit † 13.11.1944



Max Josef Metzger † 17.04.1944

(Fotos aus: Benedikta M. Kemper, *Priester vor Hitlers Tribunalen*, 1996)

Dr. Alfons Wachsmann, der wegen Wehrkraftzersetzung in Brandenburg durch das Fallbeil hingerichtet wurde; den Stettiner Standortpfarrer Herbert Simoleit, der wegen Hochverrats in Berlin-Plötzensee enthauptet wurde; Pater Friedrich Lorenz, Kriegspfarrer einer pommerischen Division, der wegen Wehrkraftzersetzung unter dem Fallbeil in Halle a.d. Saale starb; den Standortpfarrer von Klosterneuburg Dr. Karl Scholz, der mit Freunden eine deutsche Freiheitsbewegung zum politischen Umsturz und zur Errichtung eines freien Österreichs ins Leben gerufen hatte; nach der Anklage wurde er durch nicht weniger als 15 Gefängnisse geschleppt, bis man ihn in Wien mit dem Beil hinrichtete. Stellvertretend für die Feldseelsorger aus dem Ersten Weltkrieg steht der Name Max Josef Metzger auf der Ehrentafel, der wegen Hochverrats und Feindbegünstigung in Brandenburg unter dem Fallbeil starb. Die Kriegserlebnisse hatten den Divisionspfarrer a.D. Metzger zum Leiter des Friedensbundes deutscher Katholiken zunächst mit Sitz in Österreich, dann in Deutschland werden lassen.

### Ausblick

Im zusammenwachsenden Europa bietet sich seit der Wende 1989 von unserer Fragestellung her ein lohnendes Forschungsprojekt an. Sein Arbeitstitel könnte lauten: „Die von den Kirchen geleistete und vom Staat gewünschte geistliche Traditionspflege im Militär nach 1945. Zu Organisation und ideellem Kon-

zept der Militärseelsorge der Bundeswehr im europäischen Ländervergleich.“

Die Arbeit hätte zunächst die organisatorische Sonderstellung der deutschen Militärseelsorge hervorzuheben. Während im übrigen Europa die Militärbischöfe und Militärseelsorger jeweils der Armee angehören und Uniform tragen, werden in Deutschland mit dem Militärbischofsamt ein amtierender Diözesanbischof und mit der Soldatenseelsorge auf Zeit Priester aus allen deutschen Bistümern, also Zivilisten, betraut. Das gilt für die evangelische Militärseelsorge vergleichbar. Die beiden Organisationszentralen der Militärbischöfe am Sitz der Bundesregierung mit einem Militärgeneralvikar bzw. einem Militärgeneraldekan als Leiter sind dem Bundesminister der Verteidigung unmittelbar nachgeordnete Bundesoberbehörden. Dabei unterstehen die beiden „geistlichen Generäle“ in Wahrnehmung ihrer kirchlichen Aufgaben dem katholischen bzw. dem evangelischen Militärbischof, in Fragen staatlicher Verwaltungsaufgaben dem Bundesminister der Verteidigung.

Man hat somit eine Korrektur zur Wehrmachtseelsorge vollzogen, bei der die beiden Feldbischöfe und ihr Militärklerus aufgrund der militärischen Einbindung unter einem Oberbefehlshaber Hitler gezwungenermaßen in Pflichtenkollisionen hatten kommen müssen.

Die Väter dieses einzigartigen deutschen Militärseelsorgekonzepts nach dem Zweiten Weltkrieg wollten damit ebenso die inhaltliche Seite der Militärseelsorge klarstellen:

Seelsorge an Soldaten kennt in ihrem grundsätzlichen Zielen und Aussagen keine anderen Inhalte als die Pastoral der Kirche allgemein; sie hebt sich lediglich formal durch ihren besonderen Dienst an Bürgern in Uniform ab, wie etwa durch die Übernahme des Lebenskundlichen Unterrichts.

- Soldaten haben ein Recht auf Seelsorge!;
- Religion gibt der Soldatenethik Norm!;
- Religion will nicht Sieg, sondern Frieden!

– so lauteten die drei Thesen.

Soldatenseelsorge in der Bundeswehr ist im Sinne geistlicher Traditionspflege ebenso wenig selbstverständlich wie es Wehrmachtseelsorge im letzten Weltkrieg war. Geistliche Traditionspflege hängt letztlich nicht vom organisatorischen Konzept ab. Geistliche Traditionspflege in christlichem Anspruch steht und fällt mit Soldaten, die ihr Recht auf Religionsausübung in Anspruch nehmen, ihr Berufsethos religiös motivieren und deshalb aus keinem anderen letzten Grund als um des Friedens Willen Soldaten sein wollen. □

### KURZ NOTIERT: „Deutsche Tagespost“ ändert Titel

Die in Würzburg erscheinende „Deutsche Tagespost - Katholische Zeitung für Deutschland“ wurde im April umbenannt in „Die Tagespost – Katholische Zeitung für Politik, Gesellschaft und Kultur“. Die Zeitung wendet sich vor allem an Multiplikatoren.



# „Kirche unter Soldaten“

Jürgen Nabbefeld

*„Kirche unter Soldaten“ ist Begleitung, nicht „Waffensegnung“ oder psychologische Kampfführung. So soll das Idealbildes eines guten Militärseelsorgers aussehen: Er ist bei „seinen“ Soldaten, er teilt ihr Leben und begleitet sie, wo immer sie der Auftrag des Staates hinführt, weil er nicht nur Freund und Kamerad seiner Soldaten sein will, sondern weil er die Güte und Menschenfreundlichkeit unseres Gottes bis in die letzten Winkel jener Welt tragen soll, in die der militärische Dienst, bis in den Waffeneinsatz hinein, führen kann.*

## Historischer Ballast

Ein Feldseelsorger des Ersten Weltkrieges, der Berliner Divisionspfarrer P. Franziskus M. Stratmann O.P., ruft in einer Predigt zur Rekrutenvereidigung 1914 die Soldaten auf, *„die Nachahmer unerhörter großer Taten zu sein; Nachfolger und Erben von Helden zu sein! Wenn ihr euch ihrer nicht würdig erweist, dann ist doch alles verloren.“* Das hörten die jungen Männer, die gerade zum Kriegsdienst einberufen waren, in der Kaserne. Und zu Hause, in der Pfarrkirche, wurde der Text eines Feldgeistlichen verteilt, wo die Mutter und Frau aufgefordert wurde: *„Du deutsche Frau im heilige Krieg, Sei du es deutschen Volkes Sieg!“* Kriegsdienst als Heldendienst für's Vaterland als „Gottes“-Dienst, als christliche Buße, als Martyrium des Glaubens. So war es allenthalben zu hören, wohl auch im katholischen Frankreich und Italien, nicht weniger – eher in noch harscherer Tonlage – von evangelischen Kanzeln. Die „Kirche unter den Soldaten“ erschien nach außen zu häufig als der große Rechtfertiger und Verherrlicher des Krieges.

Wer auf über hundert Jahre Kirchengeschichte unseres Landes zurückschaut, kann diese Realitäten nicht leugnen. Als Militärseelsorger in der Bundeswehr möchte ich aber auch an jene Priester erinnern, die – wie etwa der selige Pater Rupert Mayer – weniger im lauten und großen Wort der Predigt als im stillen Dienst, im getreuen Begleiten der Soldaten in die Abgründe der Materialschlachten des Ersten Weltkrieges

für eine andere „Kirche unter Soldaten“ Zeugnis ablegten. Es wird erzählt, dass während eines feindlichen Angriffs draußen zwischen den Granateinschlägen ein wimmernder Verwundeter auf einer Trage zu sehen war; die Sanitäter hatten sich in Sicherheit gebracht. Da hätte sich plötzlich jemand schützend über ihn gelegt mit den Worten: *„Sei still, Kamerad! Wenn's einen trifft, trifft es mich zuerst!“* Es war sein Divisionspfarrer Pater Rupert, der selbst später schwer verwundet aus dem Krieg zurückkehrte. Damit wird ein Element des Idealbildes eines guten Militärseelsorgers ansichtig, das auch heute noch Geltung hat. Er ist bei „seinen“ Soldaten, er teilt ihr Leben und begleitet sie, wo immer sie der Auftrag des Staates hinführt, weil er nicht nur Freund und Kamerad seiner Soldaten sein will, sondern weil er die Güte und Menschenfreundlichkeit unseres Gottes bis in die letzten Winkel jener Welt tragen soll, in die der militärische Dienst, bis in den Waffeneinsatz hinein, führen kann. „Kirche unter Soldaten“ ist Begleitung, nicht „Waffensegnung“ oder psychologische Kampfführung.

Die weitere Geschichte hat gezeigt, dass auch in den dunkelsten Abgründen des Zweiten Weltkrieges „Kirche unter Soldaten“ Wirklichkeit wurde. Was viele Soldaten und ihre Seelsorger niederdrückte, war nicht zuerst die Grausamkeit der Kriegsführung, die unendliche Folge von Lasten und Leiden, die der Krieg mit sich brachte, sondern die Erfahrung, dass dieser Krieg ein Unrecht auch auf das Engste mit den Untaten

eines verbrecherischen politischen Systems verbunden war. Ein junger Feldgeistlicher aus dem Bistum Münster, Josef Perau, schrieb 1942, in sein Tagebuch: *„Der Altar und sein Geheimnis wurde uns zum Ort der Zuflucht, zum festen Halt.“* Um das kühne Bild zu Hilfe zu nehmen, in dem der hl. Paulus im 1. Korintherbrief die geistliche Erfahrung des alten und neuen Gottesvolkes zusammenfasst: der Altar war für uns in jenen Jahren *„der Fels, der mit uns zog und den Geist spendete“* (1 Kor 10,4), und von den Soldaten schreibt er zu Weihnachten: *„Keine Glocken hatten sie gerufen, keine festliche Kirche voll Glanz und lieblicher Musik sie gelockt. Sie kamen in eine kalte dunkle Scheune und umstanden einen ärmlichen Altar, an dem ein Priester die Messe feierte. Das war alles. Aber sie hatten verstanden, dass das wirklich A L L E S war.“* Die Bedrückung durch den Krieg und Diktatur hat in dieser Zeit die Priester und „ihre“ Soldaten zu einer Gemeinde zusammengeführt, wie es in der Heimat – den Pfarrgemeinden – in dieser Weise nicht möglich war. Ähnliches galt übrigens auch für das Miteinander katholischer und evangelischer Feldgeistlicher und gläubiger Soldaten. Im Zweiten Weltkrieg wurden Grunderfahrungen des ökumenischen Miteinanders in der „Kirche unter Soldaten“ gewonnen, die nicht wenig zum Aufblühen der Ökumene in der Nachkriegszeit in unserem Land beigetragen haben.

„Kirche unter Soldaten“, wie man die Militärseelsorge beider Kirchen in der Bundeswehr heute häufig nennt, ist auf dem Hintergrund dieser geschichtlichen Erfahrungen entstanden, nicht am Reißbrett theologischer, pastoraler oder gar politischer Planer.

## Militärseelsorge in der Bundeswehr

Beide Kirchen haben in den 50er-Jahren, zeitlich parallel zur



sog. „Wehrdebatte“ auf Einladung des neuen Staates der Bundesrepublik Deutschland über Grundzüge, Organisation und Aufgaben einer Militärseelsorge verhandelt. Dahinter stand nicht der Gedanke, auf diese Weise in eine politische Debatte eingreifen zu wollen. Ganz im Gegenteil – zumindest für die evangelische Seite – bestand durchaus ein Vorbehalt gegenüber dem Aufbau neuer deutscher Streitkräfte. Aber es bestand Übereinstimmung darin, dass in der Armee, und das auch und gerade im Frieden, in der Ausbildung, bei den Manövern und Übungen, die Soldaten ein Recht auf geistliche Begleitung hätten. Darüber bestand ein breiter Konsens, auch in Regierung, Parlament und Öffentlichkeit. Die Kirchen und die staatliche Seite wollten jedoch von ungunstigen Traditionen der Militärseelsorge Abschied nehmen, die dazu geführt hatten, dass einerseits die Gefahr einer staatlichen Vereinnahmung oder einer „Instrumentalisierung“ durch die militärische Führung nicht wirksam ausgeschlossen war, andererseits sich eine Kirche „neben der Kirche“ entwickelt hatte. Vor 1945 gab es „Militärkirchengemeinden“, die rechtlich und tatsächlich von den Pfarreien in den Bistümern und Landeskirchen getrennt waren. Dort hatte sich ein Eigenleben entfaltet, das – ohne überhaupt über hinreichende Kräfte zu verfügen – auf Autarkie aus war, in Wirklichkeit aber weithin nach dem „Fahrplan“ militärischer Organisationsstrukturen ablief. Dies sollte beseitigt und die Klarheit und Eindeutigkeit kirchlicher Leitung und Praxis in vollem Umfang hergestellt werden.

Für die Katholische Militärseelsorge bedeutete dies, dass zwar die Rechtsgrundlage im Reichskonkordat von 1933 beibehalten wurde, die inhaltliche Ausgestaltung jedoch völlig neu ausgeführt wurde. Dabei erwies sich als tragende rechtliche Säule das neue Soldatengesetz als hilfreich, in dem jedem Soldaten ein Anspruch auf Seelsorge und ungestörte Religionsausübung zugesprochen wurde. Dahinter stand die grundlegende Auffassung, wie sie sich in Art. 4 Abs. 1 und 2 des Grundgesetzes findet, dass jeder Mensch als Grundrecht jenes auf Religionsfreiheit und freie Religionsausübung

hat. Diese rechtliche Grundlegung stellt eine völlige Abkehr der vorangehenden Tradition und Praxis dar, wo das Wirken der Militäregeistlichen zuerst unter dem Gesichtspunkt staatlicher und militärischer Nützlichkeit betrachtet worden war. Jetzt trägt die Militärseelsorge als „*der von den Kirchen geleistete, vom Staat gewünschte und unterstützte Beitrag zur Sicherung der freien religiösen Betätigung in den Streitkräften*“ – wie es in der Zentralen Dienstvorschrift 66/1 aus dem Jahre 1956 heißt – zur Ermöglichung der Wahrnehmung von Grundrechten bei.

Damit wird auch klar, dass die Freiwilligkeit das Grundprinzip ist, auf dem Soldaten und Soldatinnen dem Militärseelsorger begegnen. Zum Gottesdienst wird nicht mehr befohlen. Stattdessen haben Soldaten die Möglichkeit, etwa an Standortgottesdiensten oder an Gottesdiensten während der Manöver auf dem Übungsplatz, an Exerzitien und Werkwochen, an der Internationalen Soldatenwallfahrt nach Lourdes und einer Reihe anderer Angebote der Militärseelsorge teilzunehmen. Dazu werden sie vom Dienst freigestellt.

Eine Besonderheit ist hier anzusprechen, die in dieser Form nur in der Deutschen Bundeswehr existiert. Gemeint ist der „Lebenskundliche Unterricht“, der für Soldaten aller Dienstgrade – dies allerdings getrennt – durch die Militärseelsorger erteilt wird. Hier ist die Teilnahme Dienst, wenn auch unter Einhaltung bestimmter Regeln kein Zwang zur Teilnahme ausgeübt wird. Die Militärseelsorge und die Militärseelsorger sind frei auch in der Erteilung dieses Unterrichtes, obgleich seine Thematiken zwischen dem Katholischen Militärbischofsamt (und dem Evangelischen Kirchenamt für die Bundeswehr) und dem Verteidigungsministerium abgestimmt werden. Dieser „Unterricht“ – die Formen seiner Durchführung haben sich im Laufe der Jahrzehnte verändert – stellt ein Forum dar, in dem Soldaten mit ihrem Seelsorger über Fragen der Lebensführung, der ethischen Grundlegung des Soldatenberufes und des Auftrages der Bundeswehr und über das Miteinander auch in der Armee offen und „ohne Zensur“ sprechen können. Die staatliche Seite hatte dringlich um die Erteilung eines sol-

chen Unterrichtes gebeten, der „einen Beitrag zur Förderung der sittlichen, geistigen und seelischen Kräfte ... leisten (soll), die mehr noch als fachliches Können den Wert des Soldaten bestimmen“, wie es in der Sprache der 50er-Jahre in der entsprechenden Dienstvorschrift der Bundeswehr heißt. Dies ist ein Novum, dass Soldatenseelsorger einen maßgeblichen und in die kirchliche Verantwortung gegebenen Beitrag zur Gesamterziehung des Soldaten leisten sollen. Die Erfahrungen des Dritten Reiches haben die Erkenntnis zu einer solchen Notwendigkeit reifen lassen. Insgesamt zeigt sich am Beispiel des „Lebenskundlichen Unterrichtes“, in welcher Weise die tatsächliche Praxis, die Möglichkeiten und Grenzen einer Militärseelsorge von Struktur, „Geist“ und Einbettung der Streitkräfte eines Landes in Staat und Gesellschaft abhängen. Das Konzept der „Inneren Führung“, das zum politischen Urgestein der deutschen Streitkräfte in der Demokratie der Bundesrepublik gehört, will die geistige Auseinandersetzung, den lebendigen Kontakt mit der Gesellschaft und die sittliche Bindung des soldatischen Dienstes – dies alles unter der strikten Kontrolle des Parlaments, das sich ein eigenes Aufsichtsorgan, den „Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages“ dazu geschaffen hat. Beide Zweige der Militärseelsorge in der Bundeswehr haben in den Jahrzehnten ihrer Arbeit die Erfahrung machen können, dass dieses Grundkonzept von Rechtsordnung und Menschenführung sowie der politischen und gesellschaftlichen Integration der Streitkräfte der Freiheit und der Lebendigkeit kirchlichen Lebens der Soldaten und ihrer Familien sehr zugute kommt.

Die deutschen Bischöfe legten in der damaligen Situation großen Wert darauf, dass der Militärbischof aus ihrer Mitte kommen sollte. So wurde bestimmt, das Amt des Militärbischofs als zusätzliches Amt einem der Diözesanbischöfe zu übertragen – dies geschieht durch den Papst im Einvernehmen mit der Bundesregierung. So waren seit 1956 die (Erz-) Bischöfe Kardinal Josef Wendel (1956–60), Franz Hengsbach (1960–78), Elmar Maria Kredel (1978–90) und seitdem der Fuldaer Bischof, Erzbischof Johannes Dyba, katholi-



scher Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr. *„Die Wahrnehmung des Amtes des Militärbischofs durch einen der residierenden Diözesanbischöfe fördert ein hohes Maß an Integration der Militärseelsorge in die gemeinsame Verantwortung des deutschen Episkopates. Die Praxis anderer Länder, in denen sich der Militärbischof hauptamtlich der Seelsorge an den Soldaten widmen kann, hat andererseits den Vorteil größerer Nähe zur Arbeits- und Lebenswelt innerhalb der Streitkräfte und intensiverer Kontakte zu den Militärseelsorgern“* (Erzbischof Dyba).

Als sehr wichtig für die Praxis der Militärseelsorge erwies sich eine weitere Entscheidung, wonach die Militärseelsorge nur auf Zeit in diesem Seelsorgedienst tätig werden. Man wollte kein „Chaplains-Corps“, sondern auch hier den lebendigen Austausch mit der „Gesamtseelsorge“. So kommt es, dass seit 1956 eine große Anzahl von Kaplänen, Vikaren und Pfarrern aus allen deutschen Diözesen – seit 1991 auch aus denen der Neuen Bundesländer – für die Zeit von bis zu zwölf Jahren „Kirche unter Soldaten“ aufbauen. Ich selbst war von Januar 1981 bis September 1987 Katholischer Standortpfarrer in Gießen, Wetzlar und anderen kleineren Standorten; besonders wichtig war auch mein Dienst im Bundeswehrkrankenhaus Gießen – einer der vielen Spezialdienste, der auch von Militärseelsorgern geleistet wird.

Auf diese Weise haben viele hundert Priester, die in unseren Pfarreien ihren pastoralen Dienst leisten, eine Zeit in der „Kirche unter Soldaten“ verbracht, die Welt der Soldaten kennen gelernt und Seelsorge in der „Arbeitswelt“ praktiziert.

Ein wichtiger Bestandteil der „Kirche unter Soldaten“ ist die Beteiligung und das Engagement der gläubigen Laienchristen. Die Soldaten und ihre Familien sind eben nicht nur „Adressaten“ des Handelns hauptamtlicher Seelsorger, sie bilden mit ihrem Militärbischof, seinen Geistlichen und pastoralen Mitarbeitern überhaupt erst die „Kirche unter Soldaten“. Unter den konkreten Bedingungen dieser Lebenswelt werden sie durch das Sich-Sammeln und Sich-Versammeln-Lassen (vor allem um den Altar) zur Communio,

einem wirklichen Teil des Gottesvolkes. Das ist auch der Grund, warum im neueren Kirchenrecht das „Militärordinariat“ – so heißt der Jurisdiktionsbereich des Militärbischof im Originaltext der Päpstlichen Statuten – als Teilkirche den Diözesen rechtlich angeglichen ist. Die rechtliche Gestalt der Militärseelsorge ist insofern Ausdruck der Lebenswirklichkeit dieser Kirche. Sie unterscheidet sich darum von Formen der sog. „kategorialen Seelsorge“, indem sie von einem eigenen Bischof geleitet wird, der dabei von einem Generalvikar unterstützt wird – meine jetzige Aufgabe – und über eine eigene „Zentrale“ verfügt, seine Kurie, die in Deutschland vor allem als zugleich staatliche Behörde „Katholisches Militärbischofsamt“ organisiert ist, das im Wesentlichen die Aufgaben eines Generalvikariates wahrnimmt.

Bischof, Priester und Laien bilden also im Militärordinariat, der „Kirche unter Soldaten“ eine organische Einheit. Damit dies nicht zu einem leeren Prinzip wird, hat auch die Militärseelsorge jene Strukturen, Gremien und Dienste aufgebaut, die nach der Würzburger Synode zum „Markenzeichen“ der katholischen Kirche in Deutschland geworden sind. Dies sind in erster Linie die Pfarrgemeinderäte bei den einzelnen Standortpfarrern, der „Diözesanrat“, der im Militärordinariat „Zentrale Versammlung der katholischen Soldaten“ heißt, sowie der Dienst von Pastoralreferenten, der zu dem der Pfarrhelfer trat, die seit Beginn der Militärseelsorge in der Bundeswehr zur Unterstützung jedes Militärpfarrers Dienst tun. Dazu tritt – als katholischer Verband – die Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS), der vor allem den länger an einem Standort verweilenden Soldaten mit ihren Familien eine kirchliche „Heimat“ anbietet und darüber hinaus den engagierten Katholiken in der Bundeswehr ein Forum bietet, sich einerseits innerhalb der Bundeswehr zu ihrem Glauben zu bekennen, andererseits in Kirche und Öffentlichkeit ethische und politische Überzeugungen auf der Grundlage des Glaubens zu Gehör zu bringen.

Die „Kirche unter Soldaten“ ist somit auf allen Ebenen Kirche mit

der in den Diözesen und Pfarreien, kein Sonderverband, der sich abschottet; sie will vielmehr das Evangelium dort bezeugen, mit Leben erfüllen und gegenwärtig machen, wo die Pastoral der Gesamtkirche ansonsten nicht präsent sein könnte. Dies alles ist nach der Wiedergewinnung der deutschen Einheit, fast wider Erwarten, auch in den Standorten der Neuen Bundesländer gelungen. Obwohl die Anzahl der Katholiken hier nur einen sehr geringen Anteil der Bevölkerung ausmacht, die große Mehrheit keiner Konfession angehört und durch das Erziehungssystem der kommunistischen DDR mit Vorurteilen gegen die Religion geprägt wurde, haben gerade katholische Soldaten durch ihr Verhalten innerhalb und außerhalb des Dienstes Neugier und Interesse für das Christentum geweckt und sich und unserer Kirche Achtung und Respekt erworben. Zugleich wurden in neuer Form Brücken geschlagen zwischen den örtlichen katholischen Gemeinden und den Katholiken in der Bundeswehr.

### „Kirche unter Soldaten“ und das Leben in den Pfarrgemeinden

Schon immer gab es „Standortpfarrer im Nebenamt“, in der Regel Ortsgeistliche – Pfarrer oder Kapläne – die zusätzlich Aufgaben der Seelsorge an Soldaten wahrnehmen. Dies geschah und geschieht vor allen in kleineren, oft abgelegenen Standorten, die vom Seelsorgebezirk eines hauptamtlichen Militärpfarrers zu weit entfernt liegen. In Ostdeutschland war und ist das aber fast der Regelfall. So erklärten sich Ortspfarrer – manchmal erst nach einigem Zögern – bereit, jene „Objekte“ (= Kasernen) zu betreten, die bisher für die Kirche und den Glauben tabu waren.

Sie machten die für sie überraschende Entdeckung, dass sie dort willkommen waren – sogar bei „Kadern“ der alten NVA. Soldaten wenden sich mit zahlreichen persönlichen Anliegen an den Militärpfarrer, nicht nur mit religiösen Fragen. (Ein Tatbestand, der ja auch für die Wirklichkeit unserer Kerngemeinden gilt.) Aber es gibt vielfache Offenheit, Interesse an Fragen der beruflichen und persönlichen Verantwort-



tung und auch an „echt“ religiösen Fragen. Man kann mit sehr viel mehr Menschen – mehr als regelmäßig an Gottesdiensten teilnehmen – über Gott sprechen. Diese Erfahrung machen alle Militärseelsorger.

Diese Wirklichkeit nehmen die Militärseelsorger mit in ihren Dienst in den Gemeinden. Auch die allermeisten Hauptamtlichen helfen nämlich, soweit es ihr Dienst in der Bundeswehr zulässt, in den Ortsgemeinden mit. Sie berichten dann von den jungen Männern, zumal den Wehrpflichtigen, die aus diesen Gemeinden kommen, aber entweder den Kontakt zur Kirche ganz verloren haben oder sich dort nicht wahr- und angenommen fühlen. Die „Zeit beim Bund“ ist für viele von ihnen keine leichte Zeit. Kommen ihre Lebenserfahrungen auch in der Pfarrei an, wo sie sich vielleicht in der Jugendarbeit oder auf andere Weise engagieren?

Eine große Sorge für uns Militärgeistliche besteht darin, dass es offensichtlich immer weniger gelingt die Familien von Berufs- und Zeitsoldaten in den Pfarrgemeinden ihrer Wohnorte Heimat und geistliche Beheimatung finden. Ihre Umwelt weiß in der Regel wenig über die besonderen Belastungen, mit denen die Familien junger Soldaten fertig werden müssen. Eine folgenreiche Last besteht in der häufigen Abwesenheit des Mannes und Vaters. Dabei ist zu bedenken, wie viel Soldaten infolge der Neustationierung der Bundeswehr die Woche über fernab der Familie ihren Dienst tun und auch leben. Wochenendbegegnungen über Jahre hin sind ohne Hilfe Dritter schwer zu verkraften.

Das spitzt sich noch zu, wenn Soldaten an den friedenssichernden Auslandseinsätzen der Bundeswehr teilnehmen. Das bedeutet in der Regel eine durchgängige Abwesenheit von fast einem halben Jahr, in der die Frau oft ganz allein ihren „Mann“ stehen muss. Und Trennungen dieser Dauer stellen auch ansonsten Herausforderung dar, Angst und Unsicherheit – der Mann befindet sich schließlich in einem Kriegsgebiet – eingeschlossen. Es wäre gut, wenn die Pfarrgemeinden hier eine Aufgabe sähen – nicht nur der Pfarrer, der etwa um Vertretungsaufgaben für den ebenfalls im Einsatzgebiet be-

findlichen Mitbruder aus der Militärseelsorge gebeten wird. „Kirche unter Soldaten“ findet auch in den Pfarrgemeinden statt, wo diese Männer und Frauen mit ihren Familien leben, am kirchlichen Leben teilnehmen (oder auch nicht), wo die Kinder den Kindergarten und die Schule besuchen, zu den Sakramenten geführt werden und ihre Freunde finden.

Immer wieder erfahre ich auch, dass die Soldaten Wert darauf legen, dass ihr vom demokratischen Staat auferlegter und zu verantwortender Auftrag gerade von gläubigen Christen verstanden, akzeptiert und gewürdigt wird. Zwar scheinen die Zeiten vorbei zu sein, in denen Soldatenkinder hören mussten, wie ihre Väter in Schule oder Gemeinde als „Mörder“ bezeichnet wurden. Aber der Soldat übt einen Beruf aus, der nicht wie alle anderen ist. Das begründet unser aller Erwartung, dass Soldaten sich ethisch besonders qualifiziert mit ihren Aufgaben und Aufträgen auseinander setzen. Wir alle erwarten, dass unsere jungen Männer während ihres Wehrdienstes ständig behandelt und an Leib und Seele nicht beschädigt werden.

In der „Kirche unter Soldaten“ werden sich immer Seelsorger und

katholische Laien finden, die in der konkreten Situation Hilfe leisten können. Mancher junger Soldat hat im Militärfarrer einen wirksamen Helfer gefunden, um auch jetzt noch – seinem Gewissen folgend – als Kriegsdienstverweigerer anerkannt zu werden. In den vergangenen Jahren hat es mehr als einmal brüderliches Miteinander etwa in Somalia und im ehemaligen Jugoslawien gegen, wenn Vertreter der Caritas oder Projektgruppen von Pax Christi die unmittelbare Hilfe der Soldaten benötigen. Im Glauben und im Willen, den Frieden zu gestalten, gibt es in unserer Kirche keine fundamentalen Differenzen. Bewusst habe ich darum den jungen, die Kriegswirklichkeit nicht kennenden Militärseelsorger Franziskus Stratmann zitiert, der später zum Begründer des „Friedensbundes Deutscher Katholiken“ und Mitbegründer der deutschen Sektion von „Pax Christi“ geworden ist. Alle Christen haben die Aufgabe, aus den Erfahrungen der letzten hundert Jahre zu lernen. Ich bin überzeugt, dass bei allen Unterschieden im Einzelnen wir uns gemeinsam als die eine Kirche erfahren, in der auch die „Kirche unter Soldaten“ ihren legitimen und wichtigen Platz hat. □

## Firmung im US-Kriegs-(Jugend-) Gefangenenlager im Juni 1945

Anton Brandmüller

Bald nach Kriegsende kam maßgebenden „Amis“ der Gedanke, man sollte die vielen jugendlichen (13- bis 18-jährigen) Kriegsgefangenen aus den einzelnen Lagern in Frankreich in einem speziellen Jugendlager zusammenfassen. Diese Jugendlichen – oft kamen sie aus der HJ (Hitlerjugend), der damals obligaten „Staatsjugend“ – waren in den letzten Kriegswochen neben älteren Männern Hitlers letztes Aufgebot. Beim Rückzug aus der Eifel sah ich selbst solche Jugendliche mit Panzerfäusten und ängstlichen Gesichtern nach „vorne“ gehen.

Zunächst war, wie man hörte, geplant, die letzten Gefangenenmassen

zu entwaffnen und heimzuschicken. Aber als der „Werwolf“ durch die Nazis ausgerufen wurde (der auch tatsächlich Schlimmes angerichtet hat, z.B. Sprengung der Mangfall-Autobahnbrücke zwischen München und Rosenheim nachdem bereits US-Truppen diese passiert hatten, so dass nachfolgende Jeeps etc. in den Abgrund stürzten), behielt man (fast) alle in Gefangenschaft. Das führte zu furchtbaren Zuständen etwa in den „Rheinwiesen-Lagern“, die ich selbst bei Andernach kurz erlebte.

Die jugendlichen PW's (Prisoners of war) wurden gesammelt. Für sie wurde im mit rund 130.000 Gefangenen belegten Lager Attichy bei



Soisson/Frankreich ein eigener Bereich eingezäunt. Bald waren dort etwa 8.000 Jugendliche untergebracht und flugs wurde es „Baby-Cage – Baby-Käfig“ genannt. (In der US-Literatur über die damalige Zeit war bei der Suche in einschlägigen Archiven nur ein Artikel in „Life“ vom 08.10.1945 zu finden, worin aber nichts über die Firmung steht.)

Ich war kurz vor Errichtung dieses Baby-Cage nach Attichy gebracht worden, nachdem die Amerikaner bei Olpe (Sauerland) unsere Artillerie-Einheit überrollt hatten – ich überstand dies sicher eingesperrt im nicht mehr gebrauchten Schweinestall eines Dorfpfarrers. In Attichy wurden alle katholischen und evangelischen Geistlichen in großen Zelten im Offizierslager untergebracht. Sehr bald nach meiner Ankunft kam einer der drei katholischen Lagerpfarrer in unser Zelt. Es war der damalige Kaplan (Sani) und jetzige Hildesheimer Weihbischof i.R. Heinrich Pachowiak und teilte die Einrichtung jenes Baby-Camps mit, in dem auch zwei katholische Priester zur Betreuung eingesetzt werden sollten. Auf Anhieb meldeten sich Kaplan August Bruders aus der Kölner Erzdiözese und ich mich für diese Aufgabe, weil wir das Konglomerat von lauter Confratres verschiedenster Provenienz im Zelt schon leid waren. Die anderen bemitleideten uns, weil sie der irrigen Meinung waren, sie würden doch sehr bald entlassen und wir kämen vielleicht mit dem Baby-Cage in die USA.

Wir zwei bekamen mit den beiden evangelischen Geistlichen ein großes Zelt mit je 1 „boy“ als Hilfe fürs Anstehen beim Essenholen etc. Vom CIC wurden wir intensiv auf unsere politische Vergangenheit überprüft, wobei einer der beiden evangelischen Kameraden versehentlich nicht nach seiner (tatsächlichen, wegen Studienstipendium leider notwendigen) NS-Parteimitgliedschaft gefragt wurde. Wir verstanden uns all die Monate glänzend. Gelegentlich besuchte uns der evangelische US-Lager-Chaplain oder sein Assistent, ein Jesuitennovize. Bald kamen unsere evangelischen Confratres auf die Idee, dass doch wohl viele der evangelischen Jugendlichen aus verschiedensten, teils kriegsbe-

dingten Gründen noch nicht konfirmiert waren. Sie bereiteten also für diese eine Konfirmation vor und führten diese fast friedensmäßig durch.

Kurz darauf ließ mich ein Offizier der US-Lagerkommandantur kommen, meinte, er sei eigentlich auch katholisch und fragte, ob wir nicht ebenfalls eine „confirmation“ machen könnten, wie ja im Englischen die Firmung heißt. Zunächst dachte ich, dass die 13- bis 18-jährigen wohl ziemlich alle gefirmt sein müssten. Dann kam mir schnell der Gedanke, dass wir in diesem Fall einen Bischof brauchten, dem wir dann vortragen könnten, dass er sich für die baldige Entlassung dieser Jugendlichen in die Heimat einsetzen sollte. Der US-Offizier meinte, einen Bischof könnte er besorgen; wir sollten inzwischen die Zahl der Firmlinge feststellen – es waren ca. 40 –, und wir würden rechtzeitig Bescheid erhalten. Ob dieser Offizier aus eigenem religiösem Interesse oder aus Gründen der Public-Relation, also „Öffentlichkeitsgeltung“ in US-Kreisen, die Sache ins Rollen brachte, ist mir nicht klar geworden. Einige Tage später ließ mich der US-Chief-Chaplain in sein Büro rufen. Die anderen im Zelt meinten, ich müsste mich doch dringend vorher rasieren, worauf ich aber antwortete, der soll ruhig wissen, wie knapp wir mit Rasierklingen wären! Wir kamen überein, dass wir mit der unmittelbaren Vorbereitung der Firmung durch „Firmunterricht“ auf seinen Bescheid warten sollten. Aber es kam anders. Bald darauf wurde ich wieder zu ihm gerufen und er eröffnete mir (nebenbei schob er mir einige Packungen Rasierklingen zu), dass der Bischof am nächsten Vormittag zur Firmung käme. Ich war sehr bestürzt und sagte, das sei doch so kurzfristig nicht möglich und gegen die Vereinbarung einer rechtzeitigen Ankündigung. Er aber entgegnete, dass bezüglich der Mitteilung eine Panne passiert sei, er könne aber die Sache nicht rückgängig machen; er habe einen Deutschsprechenden Bischof (Dr. Raeder aus Beauvais) engagiert, der jetzt nicht mehr abbestellt werden könne. Weil ich immer noch von diesem „Überfall“ total überrascht war, deutete er das theologische Axiom des *opus operatum* an (für Nicht-Theolo-

gen: das Sakrament wirkt bei richtiger Einstellung von sich aus im Augenblick des Empfangs und nicht nur mit vorbereitendem Unterricht etc.). Wir könnten ja eine „Nachbereitung“ machen. Ich konnte also nichts anderes tun, als die auf unserer Liste Stehenden in ihren Zelten noch am selben Abend zu verständigen.

In aller Frühe bauten wir dann wie für die sonstigen Gottesdienste auf einem kleinen Erdhügel unseren Wirtshaus-Klapptisch als Altar auf, sogar mit Tischtuch, und bereiteten einige Lieder vor. Bald kam eine alte, stattliche Limousine: das erste Auto, das wir nach langer Zeit sahen. Ihr entstiegen ein Bischof in vollem Ornat, begleitet von einem älteren Herrn mit ausgeprägtem Schnurrbart, der ihm assistierte. Wir tippten darauf, dass es ein französischer General a.D. war, der auf diese Weise Einblick in ein US-Camp bekam. Wir hatten seitlich vom Altar auch die anderen Geistlichen und Theologiestudenten aufgestellt, die mittlerweile teils als Betreuer und „teacher“ in unser Baby-Cage verlegt worden waren. Bei der Begrüßung des Bischofs ließen wir natürlich den dringenden Wunsch einfließen, dass die Jugendlichen bald heimgeschickt werden sollten, sie seien ja doch Opfer des Krieges und litten sehr unter Heimweh.

Die Firmmesse mit einer deutschen Ansprache des Bischofs und die Firmung verliefen sehr würdig. Als sich der Bischof sehr freundlich verabschiedete, führten wir ihn noch an den aufgestellten Geistlichen und Theologiestudenten vorbei. Dabei machten wir ihn darauf aufmerksam, dass es doch sehr wünschenswert wäre, wenn auch diese bald zur Seelsorge und zum Weiterstudium heim kämen. Darauf sagte er nichts – er durfte sich offensichtlich nicht in Interna der US-Lagerverwaltung einschalten. Er grüßte aber die Aufgestellten sehr freundlich und wünschte ihnen alles Gute und sagte: „Ich war im 1. Weltkrieg auch Gefangener in Deutschland“.

Für die Firmlinge gab es wie bei der evangelischen Konfirmation Kaffee und Kuchen. Hinterher versuchten wir natürlich eine gewisse „Nachbereitung“ und stellten Urkunden über die erfolgte Firmung aus.



Das Baby-Camp war eine hervorragende Einrichtung der Amerikaner als ein Programm der „de-nacification“ und „re-education“. Es wurde viel Sport getrieben, Kurse gab es in Englisch, Geschichte, Religion, Musik etc., gehalten von ausgewählten Kriegsgefangenen. Es stellte sich heraus, dass viele davon aus der in der NS-Zeit verbotenen katholischen Jugend stammten.

An Veröffentlichungen über das Baby-Cage gab es auf deutscher Sei-

te meines Wissens nur eine kleine Broschüre eines ND-lers, die dieser über die Druckerei des damaligen deutschen Leiters der Baby-Cages herausgab. Auch in dem sehr aufschlussreichen Buch „Priester in Uniform“ (herausgegeben vom Kath. Militärbischofsamt) ist das Baby-Cage nicht erwähnt. Man interviewte zwar Weihbischof Pachowiak/Hildesheim; aber auf die Nachfrage, warum er nichts vom Baby-Cage erwähnt habe, sagte er, das Interview

sei von der Befragerin beendet worden, weil nach ihrer Ansicht genug Material vorlag. So ist diese Sache fast gänzlich in Vergessenheit geraten, bzw. überhaupt nicht bekannt geworden.

*Anmerkung der Redaktion: Anton Brandmüller, Religionslehrer i.R., war damals Kaplan und geriet 1945 als Sanitäts-Unteroffizier der Wehrmacht in US-Kriegsgefangenschaft. □*

## Päpstliche Schweizergarde

### Schweizergarde wirbt im Internet

Die Päpstliche Schweizergarde wirbt neuerdings im Internet. Wer bei der knapp 500 Jahre alten vatikanischen Schutztruppe Dienst tun will, kann sich auf der vatikaneigenen Website über die Aufnahmebedingungen informieren. Unter der Adresse [www.vatican.va/romische\\_kurie/schweizergarde](http://www.vatican.va/romische_kurie/schweizergarde) ist zu erfahren, dass der Kandidat zwischen 19 und 30 Jahren alt, ledig, katholisch und Bürger der Schweiz sein muss. Weitere zwingende Voraussetzungen sind ein „guter Leumund“ und eine abgeschlossene Militär- und Berufsausbildung. Die Gardisten brauchen ein Gardemaß von mindestens 1,74 Meter.

Auf der Internetseite ist auch der Auftrag des Schutzkorps klar definiert (s. Kasten). Ferner können im Internet Fotos vom Dienst der Soldaten in Gardeuniform sowie eine kurze Geschichte der Schutztruppe eingesehen werden. – Am 6. Mai hatten 35 neue Mitglieder der Schweizergarde ihren Diensteid auf den Papst abgelegt. Neben 32 Rekruten wurden auch drei neue Offiziere, der neue Kommandant, Pius Segmüller, sein Stellvertreter, Elmar Mäder, und erstmals auch ein französischsprachiger Offizier, Jean Daniel Pitte-loud, vereidigt. Die Zeremonie erfolgt jährlich am Jahrestag des „Sacco di Roma“ von 1527. Damals hatte die päpstliche Leibwache bei der Stürmung Roms durch kaiserliche Söldner dem Papst unter hohen Opfern den Fluchtweg in die Engelsburg freigekämpft.

#### Auftrag

Auftrag der Päpstlichen Schweizergarde ist, ununterbrochen die Zugänge zur Vatikanstadt zu bewachen, Tag und Nacht die päpstliche Residenz zu schützen und Sicherheits-, Ordnungs- und Ehrendienst bei kirchlichen Funktionen, feierlichen Empfängen und besonderen Veranstaltungen zu leisten.

#### Bestand

Die Päpstliche Schweizergarde besteht aus 110 Männern mit schweizerischem Bürgerrecht: dem Kommandanten, dem Gardekaplan, 3 Offizieren, 25 Unteroffizieren und 80 Hellebardieren.

#### Dienstzeit

Mit dem Eintritt in die Päpstliche Schweizergarde verpflichtet sich der Kandidat, mindestens zwei Jahre im Korps treu zu dienen. Nach dem zweiten Dienstjahr steht es dem Hellebardier frei seinen Arbeitsvertrag stillschweigend zu verlängern oder, aufgrund eines zwei Monate im voraus beim Kommandanten eingereichten Kündigungsschreibens, das Korps zu verlassen.

### Schweizergarde gedachte der Bluttat im Vatikan

Zwei Tage vor der Vereidigung hatte die Schweizergarde mit einer Totenmesse der Bluttat vor einem Jahr gedacht, bei der der damalige Gardekommandant, seine Frau und ein Gardist ums Leben gekommen



Foto von der Web-Site der Schweizergarde

waren. Die Feier fand im engsten Kreis der Gardisten und der Angehörigen der Opfer statt. Dabei habe man bewusst auf eine schlichte Gestaltung des Gottesdienstes geachtet und auf eine Predigt verzichtet, erklärte Gardekaplan Alois Jehle. „Jedes Wort wäre ein Wort zu viel gewesen“, so der Kaplan. – Der junge Schweizergardist Cedric Tornay hatte am 4. Mai 1998 den damals gerade neu ernannten Gardekommandanten Alois Estermann, dessen Ehefrau Gladys und dann sich selbst erschossen.

Am 6. Mai traten bei der Schweizergarde nach den Morden erarbeitete neue Richtlinien in Kraft. So müssen sich Bewerber auch einem psychologischen Eignungstest unterziehen. Die Garde wird außerdem eine neue Dienstordnung und Strafordnung erhalten. Außerdem werde eine neue Informations- und Rekrutierungsstelle in der Schweiz eingerichtet. (KNA)



## KIRCHE UNTER SOLDATEN

# Verbindungsaufnahme zur ungarischen Militärseelsorge

Klaus Achmann

Der Beitritt Polens, Tschechiens und Ungarns zur NATO wirft die Frage auf, wie sowohl das Katholische Militärbischofsamt (KMBA) als auch die Laienorganisationen wie die GKS Kontakte zur Militärseelsorge und zu den Organisationen katholischer Soldaten in diesen Ländern – sofern überhaupt vorhanden – knüpfen und gestalten sollen.

Das Militärbischofsamt entwickelte daher ein Konzept, wonach einzelne Wehrbereiche die Beziehungen zu den diesen Ländern, aber auch zu anderen Partnerstaaten aufbauen und pflegen sollen. Zeitgleich wurde in der GKS darüber nachgedacht, wie die Informationsreisen des Bundesvorstand und der Sachausschüsse in die neuen deutschen Länder sinnvoll fortgeführt werden können. Auch hier traten schnell die neuen NATO-Mitgliedstaaten in das Blickfeld.

Da es bereits erste Kontakte des KMBA zur ungarischen Militärseelsorge gab, war die Auswahl des ersten Reiseziels schnell getroffen. Nach einer ersten vorsichtigen Anfrage folgte bald eine herzliche und erfreute Einladung durch den ungarischen Militärbischof Dr. Gaspar Ladocsi.

Vom 12. bis 16. Mai reiste daraufhin unter Leitung von Militärdekan Prälat Walter Theis und des GKS-Bundesvorsitzenden Oberst Karl-Jürgen Klein eine Delegation nach Budapest. In ihr war auch der Wehrbereichsdekan III, das Institut für Theologie und Frieden (dessen Vertreter allerdings kurzfristig verhindert war) und der Sachausschuss „Sicherheit und Frieden“ der GKS vertreten.

Die deutschen Besucher wurden von den ungarischen Geistlichen Militärgeneralvikar Mihály Szekeres und Militärdekan Imre Urban begrüßt und während des gesamten Aufenthaltes begleitet. Die Gastgeber hatten ein umfangreiches Arbeits- und Betreuungsprogramm vor-



Empfang der deutschen Delegation durch den Katholischen Militärbischof für die ungarischen Streitkräfte, Dr. Gaspar Ladocsi (5. v.l.). Betreut wurde der Besuch vom GKS-Mitglied Stabsfeldwebel Alois Schmitt (l.), deutscher Militärattachéstab Budapest. Achter v.l. Militärdekan Prälat Walter Theis, Leiter der Delegation, r. neben dem Militärbischof Dipl.-Theol. Manfred Heinz, wissenschaftl. Referent im KMBA, zweiter v.r. Militärdekan Prälat Rainer Schadt, Wehrbereichsdekan III Düsseldorf, l. daneben Oberst Karl-Jürgen Klein, Bundesvorsitzender der GKS (Fotos: K. Achmann)

bereitet, das die wenigen Tage restlos ausfüllte.

Schon am ersten Besuchstag empfing der ungarische Militärbischof die deutsche Delegation. Mit großer Herzlichkeit brachte er seine Freude über diesen Besuch zum Ausdruck. Er berichtete von den Anfängen der Militärseelsorge in Ungarn. Zwar sei der organisatorische Aufbau mit einem hauptamtlichen Militärbischof, drei Wehrbereichsdekanen für West- und Ostungarn sowie für Budapest, einem Militärgeneralvikar, drei Militärgeistlichen an den wichtigsten Ausbildungsstätten der ungarischen Streitkräfte, fünf hauptamtlichen und 15 nebenamtlichen Militärseelsorgern abgeschlossen. Jedoch sei es bisher nicht gelungen, einen gesicherten und regelmäßigen Zugang zu den Einheiten und Verbänden zu bekommen.

Die deutsche Delegation konnte dem Militärbischof Glückwünsche zum fünfjährigen Weihejubiläum überbringen. Der Wehrbereichsdekan III, Militärdekan Rainer Schadt, erläuterte das Konzept des

KMBA zur Zusammenarbeit mit den Partnerstaaten. Danach sei der Wehrbereich III für die Kontakte zu Ungarn zuständig. Er suche daher nach Möglichkeiten der Kontaktaufnahme und der Zusammenarbeit. Als erster Schritt stelle er sich einen Gegenbesuch in Deutschland vor.

Da die ungarische Militärseelsorge für die Arbeit mit den Soldaten auf deren Freizeit angewiesen ist, konnten die Gastgeber nicht zu einer dienstlichen Veranstaltung der Militärseelsorge mit Soldaten einladen. Sie bemühten sich aber, dort einen Einblick in die ungarischen Streitkräfte zu geben, wo ein katholischer Vorgesetzter sich dazu bereit erklärt hatte. So bot ein Besuch in der Nationalen Verteidigungsakademie in Budapest Gelegenheit zu einem Einblick in die Offiziersausbildung. Dort konnte auch ein Gespräch mit Oberst i.G. Dr. József Huth geführt werden, der sich als katholischer Offizier zur Fortführung der Kontakte bereit zeigte. In einem Militärgymnasium in dem westlich von Budapest gelegenen Győr konnte die deutsche De-





legation an einer Abschlussfeier teilnehmen und mit den Vorgesetzten sprechen. Bei Besuchen in einem Flugabwehrraketenregiment der ungarischen Luftwaffe und in einem gemischten Aufklärungsbataillon des Heeres war Stolz auf die NATO-Mitgliedschaft zu spüren. Für den aufmerksamen Besucher wurde aber auch deutlich, wie weit der Weg zur vollen Leistungsfähigkeit eines NATO-Kampfverbandes noch ist. Nicht nur bei Waffen und Gerät, bei Sprachkenntnissen und Einsatzverfahren, sondern vor allem auch auf dem Gebiet der Menschenführung sind die ungarischen Streitkräfte noch weit von westlichen Standards entfernt.

Diese Problematik war schon vorher durch den für die Militärseelsorge zuständigen Staatssekretär im ungarischen Verteidigungsministerium angesprochen worden. Bei einem Höflichkeitsbesuch der deutschen Delegation wies er auf die schwierigen und langfristigen Veränderungsprozesse hin, die Ungarn zu bewältigen habe, ohne dass wie bei der Umgestaltung Ostdeutschlands ein „großer Bruder“ hilfreich zu Seite stehe. Dekan Theis dankte für die freundliche Aufnahme. Er hob hervor, dass die wichtige Rolle Ungarns bei der Überwindung der Ost-West-Konfrontation durch die Öffnung seiner Grenzen in Deutschland unvergessen sei. Ferner erläuterte er, dass beim Aufbau der Militärseelsorge in Deutschland aufgrund der Aussagen des 2. Vatikanischen Konzils zur Mitverantwortung der Laien in der Kirche von Anfang an die Mitarbeit katholischer Soldaten in das Konzept der Militärseelsorge eingebaut worden sei.

Das Programm wurde abgerundet durch kulturelle und touristische Höhepunkt. Den Anfang machte in Budapest eine Führung in der auf dem Burgberg hoch über der Donau errichteten gotischen Matthiaskirche.

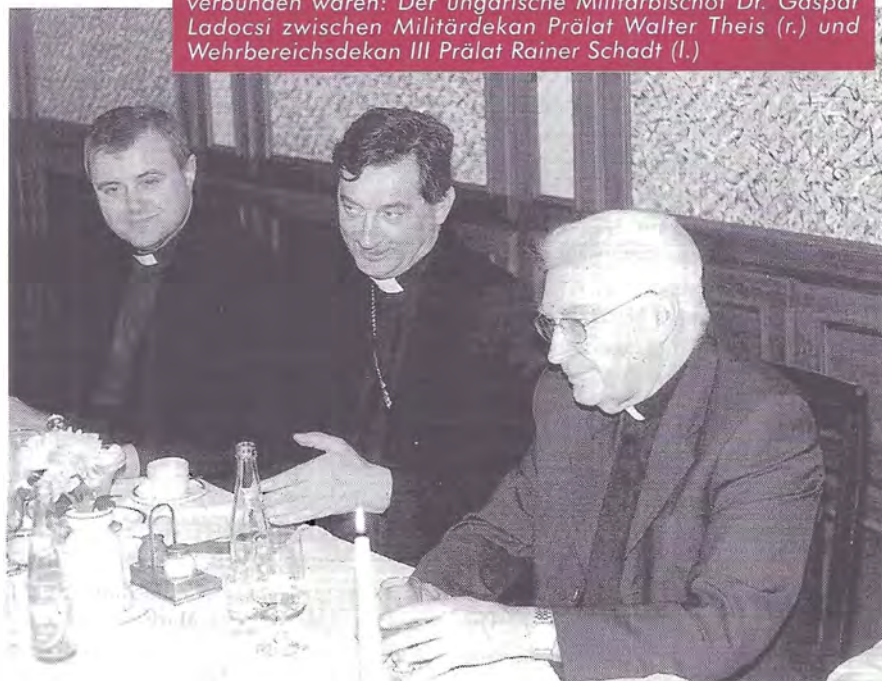
Diese alte ungarische Krönungskirche dient zurzeit bis zur Wiedererrichtung der zerstörten Garnisonskirche als Bischofskathedrale des katholischen Militärbischofs. Ein weiterer Besuch führte zur Erzabtei Pannonhalma. Sie stellt als Geburtsort des heiligen Martin seit dem 10. Jahrhundert ein geistiges und kulturelles Zentrum Westungarns dar, das im Jahr 1996 sein 1000-jähriges Bestehen feiern konnte. Zentrum der Erzabtei ist eine spätromanische Kirche aus dem 13. Jh., deren Inneneinrichtung allerdings in den Türkenkriegen zerstört wurde. 60 Benediktinermönche leben heute in dem Kloster nach dem Grundsatz „Ora et labora“. Sie unterhalten auch ein Gymnasium mit 350 Schülern. Ein Messe mit dem Erzabt Varszegi Asztrik bildete den Höhepunkt und Abschluss des Besuches in der Erzabtei. Zu den touristischen Besonderheiten zählte neben den Sehenswürdigkeiten in Budapest

auch ein Ausflug in die ungarische Puszta mit einem romantischen Sonnenuntergang und einem Abendessen, das von den Klängen einer Zigeunerkapelle begleitet wurde.

Den Abschluss der Reise bildete am Sonntag in Budapest ein Gottesdienst mit dem katholischen Militärbischof in einer Felsenkapelle hoch über dem Donauufer. Der Bischof hob noch einmal die große Bedeutung der Zusammenarbeit mit der deutschen katholischen Militärseelsorge hervor. Es gelte, den richtigen Zeitpunkt, den Kairos, für diese Aufgabe zu erkennen, der jetzt gekommen sei. Militärdekan Theis dankte für die herzliche und teilweise überwältigende Gastfreundschaft.

Die Reise war ein mutiges und erfolgreiches Experiment. Die befürchteten Übersetzungsprobleme konnten durch die Sprachkenntnisse der Gastgeber überwunden werden. Auch die Unterstützung durch den Militärattachéstab von Budapest war sehr hilfreich. Die Offenheit der ungarischen Gastgeber ermöglichte es, sich so gut kennen zu lernen, dass beide Seiten weiteren Begegnungen mit Freude entgegensehen. Auf dieser Grundlage müsste es zukünftig auch möglich sein, eine auf Dauer angelegte und selbst schwierige Fragen nicht ausklammernde Kooperation aufzubauen. Dabei werden klare Zielvorstellungen, Geduld und Beharrlichkeit erforderlich sein.

Bei einer der zahlreichen Besprechungen, die mit dem Besuch verbunden waren: Der ungarische Militärbischof Dr. Gaspar Ladocsi zwischen Militärdekan Prälat Walter Theis (r.) und Wehrbereichsdekan III Prälat Rainer Schadt (l.)





# Zweiter Hilfstransport der GKS nach Nowospasskoje in Russland

Walter Schrader

**Samstag, 10. Oktober 1998,  
es ist soweit**

Nach dem Besuch des örtlichen Reporters starten wir gen Osten. Wir, das sind Christine Schrader, meine Frau, Sebastian, unser Sohn, Mario Nissen, unser Dolmetscher Bernhard und Sascha Mroß und ich, Walter Schrader, Vorsitzender der GKS im Wehrbereich I.

Wir fahren mit einem Wohnmobil, einem VW Transporter sowie einem Anhänger, auf dem zehn Fahrräder transportiert werden.

Insgesamt befördern wir ca. zwei Tonnen Material: Kleidung, Hygieneartikel, Lebensmittel, Schulausrüstung, Toilettenstühle, Gehhilfen, Matratzen, Werkzeuge und Ersatzteile für die Fahrräder. Die Sachspenden sowie die mitgeführte Bargeldspende umfassen einen Gesamtwert von rund 10.000 Mark.

Desweiteren haben wir zwei Kränze mit Schleifen in den deutschen Nationalfarben im Gepäck. Ein Kranz ist für die ermordeten polnischen Offiziere in Katyn bei Smolensk und der andere für ein Grab von 24 deutschen Flaksoldaten, die in einer ehemaligen Stellung an der Rollbahn nach Moskau gefallen sind.

**Ziel ist das kleine Dorf  
Nowospasskoje**

Dieses Dorf liegt im Gebiet von Smolensk, etwa 400 km südwestlich von Moskau und gehört zum Bezirk Jelnja.

In Nowospasskoje selbst leben nur ca. 120 Menschen. Es gibt dort ein „Krankenhaus“ mit 18 Betten – wir würden es eher als ein Altersheim bezeichnen, eine Grundschule, die zurzeit nur vier Schüler in unterschiedlichen Jahrgangsstufen betreut, einen „Tante Emma-Laden“ und einen Popen, Vater Nikolai Privalov, der nicht nur für Nowospasskoje, sondern für zehn weitere Dörfer der näheren Umgebung zuständig ist. Zu seiner russisch-orthodoxen Gemeinde gehören etwa 110 Seelen. Neben der Seelsorge, den Gottesdiensten an Sonn- und Feiertagen, wird er von den Menschen auch als Sozialarbeiter gebraucht.

Die orthodoxen Priester sind alle verheiratet. Sie erhalten kein Monatseinkommen und müssen ihren Lebensunterhalt für sich und ihre Familien durch einen anderen Beruf sicherstellen. Von ihren Einnahmen müssen sie monatlich eine festgelegte Summe an die jeweilige Eparchie abführen. „Unser“ Vater Nikolai bezieht seine Einkünfte zum einen

aus selbständiger landwirtschaftlicher Tätigkeit, zum anderen müssen die Gläubigen, wenn sie kirchliche Dienste in Anspruch nehmen, bei Hochzeiten, Beerdigungen etc. Gebühren bezahlen, wovon er dann einen Anteil an die Eparchie in Smolensk abführt.

In Nowospasskoje steht das Geburtshaus des bekannten russischen Komponisten Michail Glinka, des Schöpfers der neuen russischen Nationalhymne. Das Gutshaus von Nowospasskoje, das der Familie Glinka gehörte, ist heute ein Museum.

**Vor uns liegen ca. 2.100 km**

Wir planen eine Fahrzeit von ca. 38 Stunden. Das heißt für uns: Tag und Nacht non stopp durchfahren und pro Stunde mindestens 60 km zurücklegen. Darin ist noch nicht berücksichtigt, dass wir die Uhr zweimal um eine Stunde vorstellen müssen, da wir zwei Zeitzonen durchqueren werden. Aber die Erfahrung aus dem ersten Transport von 1996 (s. AUFTRAG 226/1996, S. 62 ff.) hat gezeigt, dass es möglich ist.

Der Kreisvorsitzende des GKS-Kreises Süderbrarup sowie einige GKS-Mitglieder verabschieden uns mit guten Wünschen und einem Segen für die Reise. Um 10.30 Uhr sind wir auf der Piste.

Alle Schwierigkeiten, die sich im Vorfeld ergeben hatten, sind vergessen. Die Probleme mit der Visa-Beschaffung und, und, und ... Das alles ist Vergangenheit.

Kurz vor Berlin melde ich unseren Transport telefonisch beim Bundesvorsitzenden der GKS, Oberst Klein ab.

Wir durchqueren Deutschland Richtung Osten und erreichen Frankfurt/Oder gegen 17.30 Uhr ohne Probleme. An dieser Grenze geht, dank der in die polnische Sprache übersetzten Liste der mitgeführten Hilfsgüter, alles reibungslos. Die deutschen und polnischen Grenz- und Zollbeamten sind freundlich. Die erste richtige Rast machen wir auf polnischen Boden in Rzepin/Repin.

Gegen 19.30 Uhr setzen wir unsere Fahrt fort. Es geht weiter über Posen nach Warschau. Unterwegs in Kutno wird Sascha, der am Steuer des VW-Transporters sitzt, wegen überhöhter Geschwindigkeit (60 km/h sind erlaubt, er fuhr 77 km/h) von der polnischen Polizei angehalten. Man will 50 Zloty Strafe, umgerechnet ca. 25 Mark von ihm haben. Durch intensive Verhandlung mit dem Polizeibeamten und dem Hinweis

auf unsere humanitäre Mission lässt er uns ohne Zahlung fahren. Weiter geht die Fahrt durch die Nacht gen Osten.

**Sonntag nachts um 3.00 Uhr  
passieren wir Warschau**

Jetzt sind wir 1.000 km von zu Hause entfernt. Dreieinhalb Stunden später stehen wir an der polnisch-weißrussischen Grenze in Terespol. Kaum Wartezeit beim Passieren der Kontrollen und in dem Abfertigungsbereich. Doch nachdem wir fünf von sieben Kontrollen passiert haben, erfolgt die Ernüchterung: Keine Einreiseerlaubnis! Warum?

Kurzfristig haben die weißrussischen Behörden neue Regelungen erlassen. Hilfstransporte müssen ab sofort den Grenzübergang Kukuryki benutzen, der ausschließlich für LKW's eingerichtet wurde. Das bedeutet für uns: umdrehen, mehrere Kilometer zurückfahren, um dann, weiter nördlich, nach einem Umweg von ca. 20 km, erneut sieben Zollkontrollstellen zu durchlaufen. Diese sieben Kontrollen setzen sich aus Mitgliedern der Polizei, des Zolls, Beamten des Innenministeriums, Mitarbeitern der Geheimpolizei und der Grenztruppen zusammen. Mit Bangen denken wir an den Transport von 1996. Da gab es an diesem Grenzübergang einen 13 km langen LKW-Stau und lange Wartezeiten.

Aber als wir den Grenzübergang erreichen, stehen dort nur vier LKW vor uns. Die Erklärung ist ganz einfach: Es gibt zurzeit keinen regulierten Warenverkehr mit Weißrussland oder Russland. Nach einem kurzen Gespräch mit dem ersten Kontrollposten dürfen wir an den wartenden LKW vorbeifahren und sind am Hauptkontrollpunkt.

Inzwischen ist es Sonntagmorgen neun Uhr nach unserer Zeit. Einer der Grenzbeamten ist ganz scharf auf eines unserer Fahrräder. Trotz aller Bitten und versteckten Drohungen bleiben wir hart. Als wir die Freigabe zur Weiterfahrt erhalten, schenken wir ihm, als kleines Trostpflaster, einen Teddybären für seine Kinder.

Wir dürfen die Kontrollstelle jetzt verlassen, müssen aber auf dem dazugehörigen Parkplatz auf die Zusammenstellung eines Konvois warten, der unter Polizeischutz zu einem Zollhof geführt wird. Uns wird erklärt, dass diese Maßnahme nur zu unserer „Sicherheit“ geschieht, denn, in der Vergangenheit hätte es immer wieder Überfälle der Mafia, auf dem 8 km langen Weg zum Zollhof,





Das Hilfsteam auf einen Parkplatz an der Peripherie von Minsk vor dem Wohnmobil, welches das schwierige Unternehmen erleichterte; v.l.: Sebastian Schrader, Mario Nissen, Christine Schrader, Bernhard Mroß (KptLt a.D.), Sascha Mroß (2.v.r.), dabei das befreundete russische Ehepaar Schanna (3.v.r.) und Jewgenij Schilin (r)

gegeben. Da bei solchen Überfällen auch Fahrzeuge gestohlen wurden, nimmt man uns „fürsorglicherweise“ die KFZ-Papiere ab. Das klingt alles sehr plausibel, und ein Außenstehender muss zugeben, man ist augenscheinlich um unsere Sicherheit besorgt.

In Wirklichkeit geht es nur darum, zu verhindern, dass wir uns nach dem Passieren der Grenze „seitwärts in die Büsche schlagen“, also auf dem 8 km langen Weg zum Zollhof einfach in eine Seitenstraße abbiegen und ohne über den Zollhof zu fahren, unseren Weg auf einer anderen Straße fortsetzen, was nach der korrekten Abfertigung an der Grenze durchaus möglich wäre.

Ohne Papiere bleibt uns allerdings nichts anderes übrig, als uns dem Konvoi anzuschließen und unter Polizeiaufsicht auf den Zollhof zu fahren. Dieser zeigt sich uns als ein riesiges Areal mit vielen neuen Gebäuden, das von Mauern und Stacheldraht umgeben ist. Wir werden zu einem speziellen Parkplatz geführt. Nach Aushändigung eines Laufzettels, begehen wir uns noch frohen Mutes zum Verwaltungsgebäude. Wir schaffen es eine Vielzahl von Kontrollen zu passieren, jedoch die entscheidende Freigabe erhalten wir nicht. Nach Meinung eines der Dienst habenden Zöllners würde eine „Finanzgarantie“ der Eparchie Smolensk fehlen.

Was nun? Gespräche über Gespräche, Telefonate nach Smolensk und Nowospasskoje, Diskussionen ohne Ende. Die Eparchie, der Sekretär des Metropoliten Kiril von Smolensk und Kaliningrad, Vater Viktor Krjukow, Freunde in Minsk, Olga und Wassili Iwanow aus Smolensk werden informiert und um Hilfe gebeten, diese Bescheinigung zu beschaffen, und sie unverzüglich per Fax hierher nach Kukuriky zu schicken. Alle arbeiten daran, um das notwendige Papier mit einem

Stempel des Zolls von Smolensk zu bekommen. Aber alle Bemühungen der Hilfswilligen bleiben ohne Erfolg: Da heute Sonntag ist, ist der „höchste“ Zöllner nicht zu erreichen.

So erfahren wir um 15 Uhr endlich, dass wir frühestens Montag, den 12. Oktober, gegen 9 Uhr den Zollhof verlassen können, weil uns die Verantwortlichen in Smolensk zugesichert haben, dass gleich morgens, nach offiziellm Dienstbeginn um 8 Uhr, das Papier mit dem richtigen – „dem runden“ – Stempel abgeschickt werde.

Aus einem Besuch der Stadt wird nichts, da uns unsere Papiere nicht ausgehändigt werden. Wir dürfen das Gelände nicht verlassen. Die einzige Verbindung zur Außenwelt sind die nicht immer funktionierenden, aber permanent umlagerten Telefone im Zollgebäude und mein Handy, das in einer Ecke des riesigen Parkplatzes das polnische Funknetz empfängt. In Weißrussland gibt es noch kein Netz für Handys, nicht einmal in der Weltstadt Minsk.

Am Abend trifft noch ein weiterer Hilfstransport auf „unserem“ Zollhof ein. Dieser Transport kommt aus Bernburg in Thüringen. Genau wie wir erhält auch dieser Transport keine Genehmigung zur Weiterfahrt, weil auch bei ihnen ein Papier mit einem runden Stempel fehlen würde. Dieser Transport ist auf dem Weg in das Gebiet von Gomel, wo ein Kindergarten unterstützt wird. Während wir uns in der wohligen Wärme des Wohnmobils in richtigen Betten ausstrecken können, verbringen die fünf Personen, eine Frau und vier Männer, die Nacht sitzend in ihren kalten Fahrzeugen.

### Grenz- und andere Schikanen

Montag morgens um 8 Uhr laden wir die durchgefrorenen Leidensgenossen

vom Berneburger Transport zu uns zum Aufwärmen ein. Dankbar wird der frisch gekochte, heiße Kaffee und das vorbereitete Frühstück angenommen, während Bernhard, der erfahrene Dolmetscher sich pünktlich um 8 Uhr, in Erwartung des Faxes, in das Zollgebäude begibt. Wir anderen bleiben im Wohnmobil und erwarten mit großer Anspannung, wie sich die Dinge entwickeln.

Bis zum Mittag gibt es wiederum ein endloses Hin und Her. Das erwartete Fax ist auch um 12 Uhr noch nicht eingetroffen. Keiner kann uns einen Grund dafür nennen. Bernhard Mroß, der aus dienstlichen Gründen bereits am Donnerstagabend wieder in Flensburg erwartet wird, ruft jetzt seine Frau an und bittet sie, seine Termine abzusagen. Zu diesem Zeitpunkt ist uns klar, dass eine rechtzeitige Rückkehr ausgeschlossen ist. Der gewaltige Zeitdruck, der auf uns allen gelastet hat, ist von uns genommen. Da wir den Stress mit der schnellen Rückkehr los sind, ist es uns eigentlich egal, wann wir weiterfahren dürfen, denn wir haben schließlich 14 Tage Herbstferien!

Als Bernhard und ich mittags um 12 Uhr noch nichts in den Händen halten, beschließt Christine im „Marketenderwagen“ Nudeln und Gulasch zu kochen.

Einen älteren, russischen Kraftfahrer verpflegen wir auch noch mit. Er sitzt schon seit drei Tagen hier auf dem Zollgelände fest. Er transportiert ebenfalls humanitäre Güter von Schwerin nach Brijansk/Russland. Auch ihm fehlt „nach offizieller Aussage“ die „Finanzgarantie“. Er hat kein Geld bei sich, was für ihn bedeutete: Er hatte drei Tage nichts zu essen und trinken. Wir bringen ihm einen Teller voll Nudeln und Gulasch, geben ihm Selterswasser, Cola und Fanta, ein Paket Brot und Wurst, so dass er die nächsten Tage auch überstehen kann. Außerdem erhält er von uns weißrussische Rubel im Wert von 15 Mark.

Es ist inzwischen 13.30 Uhr. Bernhard erhält die Information, dass er unsere Papiere abholen darf. Um 14.30 Uhr haben die Genehmigung zur Weiterfahrt. Das Papier bzw. Fax aus Smolensk ist jedoch immer noch nicht angekommen. Jetzt auf einmal dürfen wir „in Erwartung der Finanzgarantie“ das Zollgelände verlassen. Das hätte man auch am Sonntagmorgen schon auf diese Weise genehmigen können. Der Aufenthalt war reine Schikane.

Als wir endlich um 15 Uhr auf freier Straße sind und uns auf der Rollbahn weiter nach Osten bewegen dürfen, verfliegt der Ärger schnell und macht Freude und Abenteuerlust Platz. – Doch schon nach 4 km werden wir von der Polizei wegen „zu schnellen Fahrens“ gestoppt und müssen 75.000 Rubel Strafe zahlen.



Unsere Wegstrecke zeigt sich uns meilenweit immer mit dem selben Anblick: Die Landschaft ist flach, rechts und links erstreckt sich das Gelbgrün der Birkenwälder, die in weitflächigen Moorebenen wachsen. Wir sehen viele Kartoffeläcker, die teilweise abgeerntet sind und Kilometer um Kilometer brachliegende Ackerflächen.

Am Abend um 19 Uhr erreichen wir einen Parkplatz an der Peripherie von Minsk. Dort erwarten uns Schanna und Jewgenij Schilin, die nicht wissen wie ein deutsches Wohnmobil ausgerüstet ist, mit einer üppigen warmen Mahlzeit. Zuvor hatten sie beim Telefonieren Bernhard darum gebeten, ihnen rechtzeitig mitzuteilen, wann wir ungefähr diesen „Versorgungspunkt“ passieren werden, damit sie uns versorgen können. Bei dieser kurzen Begegnung spüren wir auf Anhieb die Herzlichkeit der russischen Gastfreundschaft. Die Freude ist groß und die Freundschaft schnell hergestellt, die Stimmung riesig und wir rasten bis 21.30 Uhr.

Schon bei dieser Begegnung spüren wir sehr deutlich, was wir bei späteren Gelegenheiten immer wieder bemerken: Den russischen Menschen, den normalen Bürgern, ist daran gelegen, dass wir uns wohl fühlen, dass wir gute Erinnerungen an sie haben, damit wir gern wieder kommen. Ihnen ist der desolate Zustand ihres eigenen Landes sehr wohl bewusst. Es ist ihnen peinlich, dass westliche Menschen ihr stolzes, großes, russisches Reich, in so einem erbärmlichen Zustand vorfinden.

Wichtig ist für sie zwar, dass wir Waren mitbringen, weil ihnen das ein Stück weiterhilft, aber noch wichtiger ist unsere persönliche Anwesenheit und der Gedankenaustausch mit uns. Kommt wieder, auch wenn ihr uns nichts mitbringen könnt, aber kommt! Vergesst uns nicht!

Als wir in der Nacht von Montag auf Dienstag in Minsk durch die Stadt fahren, werden wir wiederum von der Miliz zur Kontrolle der Fahrzeugpapiere und der Führerscheine gestoppt. Nachdem sie keine Möglichkeit finden, uns etwas anzuhängen, meinen sie feststellen zu müssen, dass Christine als Beifahrerin im Wohnmobil nicht angeschnallt gewesen sei (sie hatte den Gurt nach dem Anhalten abgelegt). Alles Diskutieren und Argumentieren hilft nichts, wir zahlen wiederum 75.000 Rubel. Langsam steigt Wut in uns hoch, weil wir dieser Willkür ohnmächtig gegenüberstehen und sie uns jederzeit wieder treffen kann. Die weitere Strecke bis zum Grenzübergang Weißrussland–Russische Föderation, Krasnaja Gorka ca. 70 km von Smolensk, verläuft, bis auf die Stops an den Polizeiposten an die wir uns gewöhnen müssen, ohne weitere Probleme.

Gegen 3 Uhr erreichen wir den Grenzübergang und werden von Wassija Iwanov, einem Freund des Popen, in Empfang genommen. Wassija hat hier seit 22 Uhr auf uns gewartet. Wieder müssen wir die Uhren um eine Stunde vorstellen, da wir nochmals eine Zeitzone durchquert haben. Die Anstrengungen der Fahrt lasten schwer auf uns, da die Zeit zum Ausspannen auf ein Minimum reduziert ist. Dienstagmorgen, am 13. Oktober 1998, um 5.30 Uhr erreichen wir Smolensk.

In seiner Wohnung nehmen wir einen kleinen Imbiss ein und fallen eine Stunde später totmüde ins Bett. Aber bereits um 8 Uhr müssen wir den Schlaf abbrechen. Um 9 Uhr haben wir einen Termin beim Zoll in Smolensk, was unserer Meinung nach bedeutet, dass in Kürze alle Unklarheiten beseitigt sein werden. Pünktlich stehen wir auf dem Zollhof. Vater Nikolai, der die dreistündige Autofahrt von Nowospasskoje nach Smolensk an diesem Morgen schon hinter sich hat, ist angereist, damit alles zügig und problemlos ablaufen kann. Bernhard und Vater Nikolai begeben sich ins Zollgebäude, um die Formalitäten schnell zu erledigen. Nach einer halben Stunde kommen sie zurück. Sie berichten, dass unser „Fall“ nun bearbeitet wurde. Wir müssen abwarten und dürfen in einer weiteren halben Stunde wieder vorsprechen, um die gestempelten Papiere abzuholen.

Als wir um 10 Uhr dem Zollbeamten erneut gegenüberstehen, erfahren wir, dass sie uns die Stempel nicht geben können, ohne die Sachen gesehen zu haben. Also fahren Bernhard und Wassija mit dem Transporter in ein abgezauntes Zollareal. Dort müssen sie den Wagen komplett ausladen. Es wird ein riesiger Bericht angefertigt. Unterwäsche, Oberbekleidung, Fahrradschläuche, Speichen, alles, aber auch wirklich alles, wird einzeln ausgepackt und gezählt. Um 14 Uhr ist alles erledigt. Wir dürfen endlich das Gelände verlassen. Wieder haben wir fünf Stunden gewartet und selbst die Anwesenheit des Popen hat den Vorgang nicht beschleunigt.

In der Zwischenzeit klopft ein elfjähriger Junge an die Tür unseres Wohnmobils. Er hat Hunger und bittet um etwas Essen. Christine versorgt den kleinen Mann. Als der erste große Hunger gestillt ist, beginnt eine angeregte Unterhaltung mit dem aufgeweckten und sehr zutraulichen Kind. Da der junge Dolmetscher Sascha im Bus geblieben ist, gelingt die Verständigung reibungslos. Der Junge heißt Roma Avacomov.

*Der elfjährige Roma Avacomov, unser kleiner ausgehungertes, aber zutraulicher Smolensker Freund*

## Roma

Roma lebt mit seiner Mutter und seinem dreijährigen Bruder auf der Straße. Sie schlafen an der Mauer des Zollhofes. Später, als unsere Zollformalitäten erledigt sind, schaue ich mir die Stelle an. Unter einem kleinen Schleppdach liegt eine alte Matratze. Ich kann mir kaum vorstellen, dass drei Menschen dort liegen können. Ihre Wohnung haben sie verloren, weil das Geld für die Miete, umgerechnet 20 Mark im Monat, nicht mehr aufzubringen war. Der Vater wurde vor vier Jahren von der Mafia ermordet. Seither versucht die Mutter, sich und die Kinder dadurch über Wasser zu halten, dass sie tagsüber in der Stadt Smolensk leere Flaschen auf den Straßen und Plätzen sammelt. Roma muss ebenfalls zum Lebensunterhalt beitragen. Darum geht er „zurzeit“ nicht in die Schule, sondern bettelt und zwar bevorzugt auf dem Gelände oder in der Nähe des Zollhofes, weil hier schließlich viele Fremde hinkommen. Im Sommer, wenn mehr Menschen auf den Straßen sind, ist es einfacher als jetzt im Winter. Drei Jahre Schulzeit hat er schon hinter sich, in denen er lesen, schreiben und rechnen gelernt hat! Das ist doch schon etwas! Und wenn die familiäre Situation im nächsten Jahr besser ist, dann geht er selbstverständlich zum 1. September wieder in die Schule. Er möchte später einmal Maschinist werden, wie es sein Vater war.

Wir sind erschüttert. Wie kann man ihm helfen? Seine Kleidung ist ordentlich, aber nass. Er ist an den Händen und im Gesicht ziemlich verdreckt. Wir bieten ihm an, sich bei uns im Wohnmobil zu waschen oder, wenn er möchte, zu duschen. Den Gesichtsausdruck und den Glanz in den Augen kann man nicht beschreiben. Duschen, und dann noch in einem Wohnmobil, und mit warmen Wasser, welch eine Freude. Die Worte





sprudeln nur so aus ihm heraus. Es ist für ihn wie Weihnachten und uns laufen die Tränen.

Nach dem Duschen versorgt Christine seinen Ausschlag im Gesicht, gibt ihm die Heilpaste mit, kleidet ihn neu ein und stellt ein Lebensmittelpaket zusammen. Leider haben wir keine Schuhe für ihn. Die könnte er in Anbetracht des nahenden Winters noch gut brauchen. Vier Plastiktüten voll Lebensmittel muss er nun mitnehmen und darauf aufpassen bis seine Mutter wieder bei ihm ist. Wie wir von ihm erfahren, halten sie sich am Tage in einem Hauseingang auf, wo sie die Möglichkeit haben, etwas zu kochen, wenn sie Lebensmittel haben. Später hören wir von Vater Nikolai, dass die Mutter Alkoholikerin ist. Wir können das angesichts der Trostlosigkeit und der Ausweglosigkeit nur allzu gut verstehen.

Als Vater Nikolai, Bernhard und ich um 14 Uhr endlich aus dem Zollgebäude herauskommen, erfahren wir die Lebensgeschichte von Roma, während Roma über einem Teller mit frisch gekochter Gemüse-Reissuppe sitzt und eine Cola trinkt. Er fühlt sich ausgesprochen wohl bei uns im Warmen.

Vater Nikolai kennt die Familie und bestätigt, dass alles, was Roma gesagt hat, der Wahrheit entspricht. Welch ein Schicksal und was für eine Zukunftsperspektive für diesen „kleinen Kerl“. Als wir Smolensk verlassen, nehmen wir ihn ein kurzes Stück mit, denn nur einige Straßen vom Zollhof entfernt ist der Hauseingang, wo er seine Mutter findet, wenn sie nicht gerade auf „Flaschentour“ ist.

### Besuch in Katyn

Als wir um 14.30 Uhr auf dem Weg von Smolensk nach Nowospasskoje an Katyn vorbeikommen, unterbrechen wir unsere Fahrt erneut.

Hier im Wald von Katyn, wurden im April und Mai des Jahres 1940, die Inassen des Lagers Kozieslk, rund 5.000

polnische Soldaten, darunter eine große Anzahl von Offizieren, in einem Sperrgebiet des NKWD, von den Russen ermordet. Der NKWD führte die Liquidation mit deutschen Walther-Pistolen durch. Auf diese Weise schob er diese Tat der deutschen Wehrmacht in die Schuhe. Erst während der Perestroika kam die Wahrheit ans Tageslicht und wurde bekannt gemacht.

Wir wollen an dieser Gedenkstätte, als Referenz von Soldat zu Soldat, einen der Kränze niederlegen. Als wir an der Gedenkstätte ankommen, ist gerade eine polnische Reisegruppe anwesend, die unser Handeln aufmerksam beobachtet.

Die Schleife des Kranzes, den wir niederlegen, trägt die Aufschrift „Den Toten zum Gedenken – Gemeinschaft Katholischer Soldaten“. Ich halte eine kurze Ansprache. Gemeinsam beten wir das „Vaterunser“. Der Pope betet das russische Totengebet. Die Stille des Waldes lässt auch uns still werden. Uns allen ist das Schicksale der Opfer gegenwärtig. Schweigend begeben wir uns auf dem Rückweg zum Parkplatz. Unterwegs, ganz in der Nähe der Gedenkstätte, verharren wir noch kurz vor dem Gedenkstein für die 500 ermordeten Mörder der Mörder. Nach dem Massaker von Katyn wurde nämlich das erste Erschießungskommando durch ein anderes umgebracht. Dieses Zweite, wiederum durch ein Drittes usw. Der Überlieferung nach ist der letzte „Mörder“ – alle haben ja auf Befehl gehandelt – von einem hohen Dienstgrad erschossen worden. Die Beweiskette wurde auf diese Weise unterbrochen und die Schreckenstat blieb bis zur Perestroika geheim.

Um 17.30 Uhr brechen wir nun endgültig von Smolensk auf, um die restlichen 130 km nach Nowospasskoje zurückzulegen. Nochmals liegen drei Stunden Fahrt vor uns. Auf den Feldern gameln Korngarben vor sich hin. Die Kolchossarbeiter haben, ebenso wie viele andere Staatsbedienstete, seit Monaten keinen Lohn mehr erhalten. Das ganze Land mit seinen Straßen und Häusern gleicht einer Ruinenlandschaft. Der Anblick verfallender Häuser, für die kein Instandsetzungsmaterial vorhanden ist, der desolate Zustand der Straßen, der Eindruck der Land-

schaft, die auf uns grau, farblos, trostlos wirkt, ist erschreckend.

### Leben in Nowospasskoje

Gegen 20 Uhr treffen wir in Nowospasskoje ein. Kurze Zeit später erreichen wir das außerhalb des Dorfes gelegene Haus des Popen. Freudig begrüßen uns die Frau des Popen, seine beiden Kinder und Slawa ein Freund des Hauses, die uns alle schon sehnsüchtig seit zwei Tagen erwartet haben. Bei einem köstlichen, warmen Abendessen, bei dem üblicherweise reihum jeder einen Trinkspruch mit einem guten Wunsch äußern muss, der mit jeweils einem „Stopka“ Wodka bekräftigt wird, entspannen wir uns langsam und genießen das Gefühl, endlich angekommen zu sein. Um 23 Uhr entladen wir die Fahrzeuge und verstauen alle Güter in der Garage des Popen. Nach Mitternacht können wir dann zufrieden in unsere Betten sinken. Nach 82 langen Stunden haben wir unser Ziel erreicht. Trotz der Verspätung von 44 Stunden sind unsere Gastgeber und wir überglücklich und dankbar, dass wir alle Hindernisse überwunden, und Nowospasskoje unversehrt erreicht haben.

Mit einem Gottesdienst beginnt die russisch-orthodoxe Gemeinde am Mittwoch, den 14. Oktober, den Feiertag „Maria Obhut“. Wir haben Zeit zum Ausschlafen und können in Ruhe mit Lena, der Frau des Popen, frühstücken. Vater Nikolai erwartet uns erst um elf Uhr, nach dem Gottesdienst, an seiner Kirche.

Gemeinsam besuchen wir die Dorfschule. Dort herrscht schon große Spannung, denn die Deutschen kommen! Wir erfreuen die Kinder und die Lehrerin mit unseren Tuschkästen, Heften, Filzstiften, Buntstiften, Kinderschere, Wachsmalkreiden, Süßigkeiten und was man sonst noch so alles im Schulalltag gebrauchen kann.

Die Freude in den Gesichtern der Kinder über diese für uns so alltäglichen Selbstverständlichkeiten ist für uns alle überwältigend. Schweren Herzens verabschieden wir uns von den vier Kindern und der Lehrerin, die sich gern noch länger mit uns unterhalten hätten, um viel über Deutschland zu erfahren.

Es ist bereits 13 Uhr, als wir uns auf den Weg zur nächste Schule machen. Es ist eine Mittelpunktschule, in der zurzeit 70 Schüler aus allen umliegenden Dörfern nach der Grundschule unterrichtet werden. Sie liegt in Lapino, einem Ort ca. 7 km von Nowospasskoje entfernt.

Als wir in Lapino ankommen, müssen wir den Bus an der Hauptstraße stehen lassen. Die Dorfstraßen, die in ganz Russland nirgendwo geteert sind, sind so aufgeweicht, dass man bis zum Knöchel



Vor der Dorfschule in Nowospasskoje, links der Pope Vater Nikolai, 3.v.l. die Lehrerin



im Matsch versinkt, wenn man zu Fuß geht.

Wir packen zwei Plastikkisten voll mit Heften für die Schule und Dosengetränke für die Kinder und bringen die Kisten in den alten klapprigen Wolga (PKW) des Popen. Schwerbeladen fahren wir durch die dicke Pampe. Nach ca. 300 m muss auch dieser Wagen anhalten. Für uns heißt es aussteigen und die beiden schweren Kisten den letzten Kilometer zu tragen. Auch für die Schulkinder ist das Schulgebäude nur zu Fuß zu erreichen.

Der Direktor – er sei immer noch ein Anhänger des Kommunismus, so wird uns vom Popen berichtet – empfängt uns und zeigt uns alle Räumlichkeiten. Die Schule befindet sich in einem erbärmlich, desolaten Zustand. Die Türen sind notdürftig mit Holzbrettern repariert, die Fenster kaputt und undicht, der Putz platzt von den Wänden ab; freiliegende, rostende Träger, ausgetretene, löchrige Treppenstufen in unterschiedlicher Höhe.

Im Gespräch mit dem Schulleiter erfahren wir, dass es bis vor einem Jahr täglich eine Schulspeisung gab. Die Kinder erhielten hier teilweise die einzige Mahlzeit des Tages. Aus Kostengründen wurde sie eingestellt. Wir stellen Detailfragen, erkundigen uns nach dem Wie und Was der Schulspeisung und überschlagen kurz, wie viel Geld aufgebracht werden müsste, wenn die Kinder acht Monate im Jahr an sechs Tagen pro Woche versorgt würden. Wir errechnen einen Betrag von 2.000 Mark jährlich.

Für unsere Ohren klingt dieser Betrag, da es sich um einen Jahresbetrag handelt, lächerlich gering. Ich fasse den Entschluss, das Anliegen des Direktors, die Schulspeisung wieder einzuführen, der GKS vorzutragen (*Anmerkung der Redaktion: mittlerweile hat die GKS mit einer Spende in Höhe von 2.500 Mark die Schulspeisung für ein Jahr sichergestellt*).

Als wir beim Abschied schon fast aus der Tür sind, stellt der Rektor uns zögernd die Frage, ob die Möglichkeit bestehe einen Computer zu beschaffen. Auch wenn Nowospasskoje oder Lapino weit ab der Hauptstadt liegen, so müssen die Kinder doch, wenn sie später Berufschancen haben sollen, mit der modernen Technik vertraut gemacht werden. Wir versprechen ihm, dass wir uns wegen der Schulspeisung und bezüglich des Computers Gedanken machen werden.

Der Dorfälteste, Michail Grigoriewitsch, hat uns für diesen Tag, zum Mittagessen eingeladen und seine Frau wartet seit gut zwei Stunden auf uns. Doch in Russland muss man sich für eine solche Verspätung nicht einmal entschuldigen und auch die Hausfrau macht kein griesgrämisches Gesicht, als wir endlich um 15 Uhr bei ihr eintreffen. Geduldig hat sie

#### Dorfstraße in Lapino

das Essen warm gehalten. Hungrig lassen wir uns das trockene Brot mit dem frischen, ungeräucherten Speck, die ganzen Salzkartoffeln, die in gerösteten, warmen Zwiebeln gewendet sind, die gestockten Eier, den selbst gemachten Krautsalat und die selbsteingelagerten Salzgurken schmecken. Wir dürfen jedoch auf gar keinen Fall den vom Hausherrn selbstgebrannten Wodka ablehnen. Die Gläser werden nach jedem der obligatorischen Trinksprüche erneut gefüllt. In jeder dieser Kurzreden kommt die Freundschaft zum Ausdruck. Es wird der Wunsch nach Vertiefung und Festigung der Beziehung ausgesprochen, dass wir stets gern gesehene Gäste sind, auch wenn wir mit leeren Händen kommen. Zum Abschied gegen 16.30 Uhr müssen wir noch ein Stück Speck als Geschenk mitnehmen!

Zu Fuß machen wir uns auf den Weg zurück zum Haus des Vater Nikolai. Direkt am Haus des Popen angekommen, beladen wir eilig den Transporter mit den Hilfsgütern, die für das Krankenhaus von Nowospasskoje bestimmt sind. Gegen 17.30 Uhr kommen wir in Begleitung des Popen und des Dorfältesten dort an. Die Hausleitung ist nicht zugegen. Wir hatten unseren Besuch absichtlich vorher nicht angekündigt. Die Einrichtung wurde zwar als Krankenhaus konzipiert, aber es gibt kein technisches Gerät. Der Staat kann auch keine Ärzte bezahlen. So wird das Haus eigentlich als Altenheim genutzt. Die ärztliche Versorgung wird von Jelnia, der Bezirkshauptstadt und dem dortigen Krankenhaus, übernommen. Bei Bedarf kann dort angerufen werden. Jeden Morgen um 7 Uhr kommt ein Arzt zur Visite.

#### Besuch im Krankenhaus

Beim Betreten des Hauses sind wir positiv überrascht: Die Dienst habende Krankenschwester und eine Helferin zeigen uns alle Räumlichkeiten. Der fürchterliche Amoniakgeruch, der uns vor zwei Jahren entgegenschlug und uns fast aus dem Gebäude heraustrieb, ist verschwunden. Alles ist den Umständen und der Armut entsprechend sauber und ordentlich.

Dennoch tut sich uns ein erschreckendes Bild auf. Manche Frauen, die schwerstbehindert sind und nur noch liegen können, liegen auf einer Wachstuch-



decke und die Matratzen, die wir vor zwei Jahren gemeinsam mit den Bettstellen herbrachten, sind noch nicht aus der Plastikummüllung herausgenommen. Sie werden auf diese Weise vor Verschmutzungen geschützt! Hygieneartikel aller Art fehlen.

Beim Rundgang fragt meine Frau, ob eine Dusche oder ein Badezimmer vorhanden sind. Bereitwillig öffnet die Schwester alle Türen, zeigt die Toiletten, den Wäscheraum, das Badezimmer, das Schwesternzimmer.

Im Badezimmer steht zwar eine alte Badewanne, aber die Insassen des Hauses sind aufgrund ihrer körperlichen Situation nicht in der Lage, diese zu benutzen, denn über den hohen Wannenrand können sie nicht ins Wasser einsteigen. Hier könnte ein Lifter Abhilfe schaffen oder der Einbau einer einfachen Duschvorrichtung mit Bodenablauf gute Dienste tun.

Bei unserem letzten Besuch vor zwei Jahren, gab es noch kein fließendes Wasser im Gebäude. Doch unser Besuch hat bewirkt, dass das Staatsorgan tätig geworden ist und die Wasserversorgung des Hauses sichergestellt hat. So ist es nun auch möglich, die anfallende, tägliche Wäsche, statt mit der Hand, mit einer Waschmaschine zu waschen. Ein altersschwaches Gerät ist jetzt vorhanden.

Wir laden eine Vielzahl von Kartons aus und stapeln alles im Dienstzimmer. Außer Bettwäsche, Handtüchern, Hygieneartikeln, Bekleidung, Waschpulver und Bananen, befinden sich auch Konservendosen mit Pfirsichen und Ananas unter den „Mitbringseln“. Diese werden wie kostbare Schätze behandelt, denn, wenn man sie in Russland kaufen wollte, müsste man dafür umgerechnet 11 Mark bezahlen. Unerschwinglich. Ein Arzt verdient monatlich 55 Mark – wenn das Gehalt gezahlt wird.

Christine eroberte die Herzen der Insassen, da sie sehr einfühlsam auf die Menschen zugeht und sie liebevoll in die Arme nimmt. Sie fassen sofort Ver-



trauen und erzählen aus ihrem Leben. Eine russische Frau war im 1. Weltkrieg als Soldatin in Deutschland. An den Namen der Stadt kann sie sich nicht mehr erinnern, aber die Menschen dort waren nett, berichtet sie. In ihrer Erinnerung hat sie nur behalten, dass die Deutschen gute Leute sind.

Sie ergreift die Hände meiner Frau, streichelt sie und will sie nicht mehr loslassen. Dass eine deutsche Frau an sie denkt, ist etwas Unausprechliches. Bereitwillig geben die alten Menschen Antworten auf Fragen nach dem Ablauf des Alltags, nach der Verpflegung, nach der



Pflege und Versorgung. Die alten Leute sind mit einfachsten Mitteln zufrieden. Es genügt ihnen auch eine Tasse heißes Wasser, wenn kein Tee da ist. Bernhard und Sascha leisten beim Dolmetschen Schwerstarbeit. Die Menschen lassen uns erst wieder gehen, nachdem wir ihnen versprochen haben, eines Tages wiederzukommen.

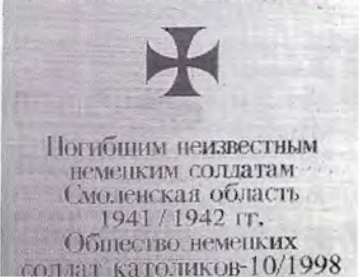
Nach dem Abendessen bei der Familie des Popen, zu dem auch andere Gemeindemitglieder eingeladen waren, genießen die Männer die „Banja“, die russische Sauna.

Die Frauen sitzen währenddessen beim Tee zusammen, knacken Nüsse und betreiben, so gut es geht, mit Händen, Füßen, Gestik und Mimik Konversation, was recht gut klappt. Dabei stellen sie fest, dass Frauen auf der ganzen Welt das gleiche Schicksal teilen. Sie sind für die Nahrungsbeschaffung, Kindererziehung, zwischenmenschliche Kontakte zuständig und meistens nebenbei auch noch berufstätig oder karitativ engagiert. Völkerverständigung klappt, aufgrund von Aufgeschlossenheit und Herzlichkeit, auch ohne viele, langatmige Worte. – Dieser Tag, mit so vielen Eindrücken, ist um ein Uhr nachts zu Ende.

*Im „Krankenhaus“ von Nowospasskoje. Christine Schrader eroberte die Herzen der alten Frauen, da sie einfühlsam auf die Menschen zugeht. Sie fassen Vertrauen und erzählen aus ihrem Leben*



Aufbruch, um 24 deutschen Flaksoldaten, die in einer ehemaligen Stellung an der Rollbahn nach Moskau gefallen waren, nach mehr als 50 Jahren eine würdige Grabstätte zu bereiten, auf das nun ein schlichtes Kreuz mit Gedenktafel hinweist



## Gedenken für deutsche Gefallene

Nach dem Frühstück machen wir uns am Donnerstag den 15. Oktober gegen 9 Uhr mit einem geschmiedeten Kreuz, einer Gedenktafel, die wir aus Deutschland mitgebracht haben und einem Kranz, auf den Weg zu einer ehemaligen Flak-Stellung. Mit einem Boot legen wir den größten Teil der Strecke auf der Desna zurück. Der Rest muss zu Fuß bewältigt werden. Durch Morast und Sumpf kämpfen wir uns vorwärts.

Während des Krieges wurden die deutschen Soldaten, die hier vor Ort gefallen sind, durch russische Menschen bestattet. Doch in den letzten Jahren haben Grabräuber auf der Suche nach Wertgegenständen diese Grabstätte geschändet und die Gebeine der Toten nach oben befördert. Dieser Zustand ist unhaltbar und wir wollen ihn ändern.

An Ort und Stelle bestatten wir die Gebein- und Schädelknochen in einem richtigen Grab, stellen das Kreuz auf und bringen eine Gedenktafel an (Inchrift s. Foto u.l.).

Nach Abschluss der Arbeiten, bei denen uns der 72-jährige Dorfälteste half, halten wir eine kleine Gedenkfeier ab. Eine Passage meiner Rede lautet: „Kameraden, dieser Kranz, der jetzt eure Grabstätte ziert, hat die Strecke von 2.100 km zurückgelegt, die auch Ihr, die Ihr jetzt hier ruht, marschierend zu überwinden hattet. Wie Ihr, wird auch dieser Kranz, nicht zurückkehren. Ihr seid nicht vergessen. Der Herr gebe euch in dieser fremden, russischen Erde die ewige Ruhe.“ Das „Vaterunser“ und ein russisches Gebet beschließen unsere kleine Andacht. – Schweigend machen wir uns auf den Rückweg.

Im Haus des Popen erwartet uns seine Frau mit dem Mittagessen. Ich nutze die Gelegenheit der Trinksprüche, um die Geldspende, zweckgebunden für die Kinder und Arbeitslosen in der Gemeinde, zu überreichen. Etwas später heißt es schon wieder Abschied nehmen, um den Heimweg anzutreten.

## Aufbruch zur Rückreise

Bevor wir Nowospasskoje verlassen können, müssen wir die Geschenke, die wir erhalten haben, verstauen. Von dem Wenigen, das die Russen selbst haben, geben sie uns noch ab: eingelegte Gurken und Pilze, Weißkohl, zurechtgemacht als Krautsalat, Milch und Honig. Ablehnen dürfen wir die Geschenke nicht, da dies ein grober Verstoß gegen die Gastfreundschaft wäre.

Über Jelnja, wo wir auf Wunsch des Popen unbedingt noch dem „Glöckner“ einen Besuch abstatten müssen, fahren



wir nach Smolensk. Der Glöckner ist ein wichtiges Gemeindemitglied des Popen. Von Beruf ist er eigentlich Schneider. Inzwischen ist er allerdings Rentner und neben der Beschäftigung als Kirchendiener, kümmert er sich um die Paramente und Messgewänder, die er, wenn er Material hat, kunstvoll bestickt. Im Inneren seines Wohnhauses, das von außen wie eine verfallene Hütte wirkt, beherbergt er wahre Kunstschatze, darunter aus dem 16. Jh. stammende Ikonen. Wir bereuen nicht, diesen Zwischenstopp eingelegt zu haben. Nachträglich bekommen wir noch ein Silberhochzeitsständchen. Nach einem gesungenen Tischgebet müssen wir, um der Gastfreundschaft willen, noch einmal die Zeremonie des Gastmahles mit warmem Mittagessen, Wodka und Trinksprüchen mitmachen. Um 17 Uhr verlassen wir die gastfreundlichen Menschen, um endgültig nach Smolensk weiterzufahren. Hier müssen wir uns nun auch von dem Popen verabschieden.

An der Stadtgrenze von Smolensk erwartet uns wiederum Wassija Iwanow. Gemeinsam besuchen wir das größte Kaufhaus, das es weit und breit gibt. Es wird als Zentralkaufhaus (ZUM) bezeichnet. Theoretisch kann hier alles gekauft werden, was das Herz begehrt. Allerdings benötigt man dafür viel Geld, das die russischen Normalbürger nicht haben. Wir sehen wenige Kunden, aber viel Personal.

Ohne Wassija hätten wir dort nicht einkaufen können, denn Kreditkarten oder Valuta (DM oder \$) werden nicht akzeptiert, nur Bargeld in russischen Rubeln wird angenommen. Wassija sorgt dafür, dass wir auf einem Hinterhof Geld wechseln können, um anschließend im Kaufhaus die Wirtschaft ankurbeln zu können.

Nach unserem Einkauf fahren wir mit dem Transporter zu einem bewachten Betriebsgelände, auf dem das Fahrzeug über Nacht sicher abgestellt wird. Mit dem PKW von Wassija kehren wir in die Stadt zurück, weil wir bei Familie Iwanow zum Abendessen eingeladen sind. Wir wissen, welche Mühe es für das Ehepaar Iwanow bedeutet, das Essen vorzubereiten. Drei Tage lang war Wassija über Land unterwegs, um einige Lebensmittel zu besorgen, damit sie uns nun bewirten konnten. Die Gastfreundschaft ist den russischen Menschen heilig.

### Russische Wirtschaft

Freitagmorgen können wir aus dem Fenster des Wohnmobils etwas typisch Russisches beobachten: Schon kurz nach 6 Uhr versammeln sich 20 bis 25

ältere Menschen, meist Frauen, auf dem Innenhof der Wohnblöcke. Sie stellen sich in einer langen Reihe auf. Nach ca. einer Stunde kommt ein Auto, und der Fahrer verkauft aus dem Kofferraum heraus Milch und Eier. So wird es zurzeit auch mit allen anderen landwirtschaftlichen Produkten gemacht. In den Geschäften gibt es fast nichts zu kaufen. Vieles wird unter der Hand verkauft oder getauscht.

Die Menschen stehen jeden Tag auf, gehen zur Arbeit, beginnen pünktlich, hören zur vereinbarten Zeit am Nachmittag auf zu arbeiten, gehen nach Hause und sind rechtschaffen müde, wie alle Menschen auf der Welt. Und doch gibt es einen Unterschied. Der Staat ist pleite, die Wirtschaft liegt am Boden. Die Menschen, die nicht bei privaten Betrieben angestellt sind, sondern in Kaufhäusern, Krankenhäusern oder bei landwirtschaftlichen Betrieben arbeiten, sind alles Staatsangestellte und haben seit Mai 1998 keinen Pfennig Lohn oder Gehalt bekommen. Besonders schlimm ist diese Situation für die Städter. Auf dem Land gibt es wenigstens noch Lebensmittel.

Gegen 9 Uhr beginnen wir mit den Vorbereitungen für die Rückfahrt. Bei strömendem Regen fahren wir um ein paar Häuserblocks in die nächste Straße zu einem Hydranten, an dem wir unsere Wasserreserven auffüllen können. Dieser Hydrant wird normalerweise von den Bewohnern der umliegenden Häuser benutzt. Es ist nämlich noch nicht üblich, dass jedes Stadthaus eine Wasserversorgung hat. Der Wasserdruck ist sehr gering. Deswegen dauert das Auffüllen ca. 45 Minuten. In Deutschland brauchen wir höchstens 20 Minuten dafür. In Russland geht eben alles langsamer und der Faktor Zeit zählt nicht.

Anschließend fahren wir auf Anraten von Wassija außerhalb von Smolensk zum Tanken, weil das Benzin an einer privaten Tankstelle erheblich billiger und qualitativ besser ist. Aber auch das Tanken will in Russland gelernt sein. Hier ist es nicht möglich, einfach an eine Tanksäule heranzufahren und das Fahrzeug voll zu tanken. Das Ritual des Tankens läuft dort folgendermaßen ab: Zuerst muss man zum Tankwart gehen, der in einem abgeschotteten Raum sitzt. Bei ihm gibt man die Litermenge, die man tanken möchte, an und muss sofort bezahlen. Diese geordnete Menge stellt er dann für eine bestimmte Tanksäule ein. Hat man sich verschätzt, was Tankmenge betrifft, so hat man Pech gehabt. Entweder ist der Tank nicht voll genug, oder der überschüssige Kraftstoff, läuft einfach ins Erdreich, denn der Zapfhahn lässt sich nicht abstellen. Alles in allem brauchen wir für das Wasser- und Benzintanken ungefähr zweiein-

halb Stunden. So gegen 11.30 Uhr sind wir endlich soweit und treten nun endgültig die Heimreise an.

Wir nehmen Katja, die 16-jährige Tochter von Olga und Wassija Iwanow, mit nach Deutschland. Sie hat im Sommer ihre Schule beendet und soll nun bis Januar in Deutschland bei einer Brieffreundin bleiben, um ihre Deutschkenntnisse zu verbessern, und dadurch ihre Ausbildungs- bzw. Berufschancen zu erhöhen.

Während der Rückreise werden wir, im Gegensatz zur Hinreise, nur selten von der Polizei angehalten. Kein Wunder, denn was können die, die aus Russland kommen, schon noch Wertvolles dabei haben.

Gegen 16 Uhr passieren wir Minsk. Unsere Uhren haben wir nun wieder um eine Stunde zurückgestellt. Der Maler Jewgeni und Jelena, seine Frau, erwarten uns wieder an der Autobahn. Für uns eine willkommene Unterbrechung der stupiden Fahrerei. Nach einem herzlichen Abschied setzt sich die „Kolonne“ wieder westwärts in Bewegung.

Etwa 220 km vor Brest, gegen 18.30 Uhr, werden wir zum ersten Mal in Weißrussland von einer Polizeikontrolle gestoppt. Jetzt geht es wieder los, denken wir. Doch der Grund für unseren Stopp ist ein Milizschüler, der ein freies Wochenende hat. Er sucht eine Mitfahrgelegenheit nach Brest. Wir rücken zusammen, so dass einer von uns, während der nächsten 220 km, auf der Treppenstufe sitzt, während der junge Mann auf dem Beifahrersitz Platz nimmt. Im weiteren Verlauf der Fahrt stellt sich heraus, dass er heute Geburtstag hat und zu seiner Frau möchte, die er vor zwei Monaten geheiratet hat. Unterwegs berichtet er von seiner Ausbildung und den Zuständen in weißrussischen Gefängnissen. Grauenhaft!

Gegen 21 Uhr legen wir eine Verschnaufpause mit Abendessen ein. Der Milizionär genießt unsere Gastfreundschaft. Er ist gesprächig und erzählt von seiner Frau, seiner Familie und vom Alltagsleben. Mit seinen Aussagen untermauert er unsere gewonnenen Erkenntnisse über den Zustand des Landes und die Lage der Bevölkerung. Während im Bus die Frauen das Essen präparieren, reparieren wir zwischenzeitlich unseren Anhänger, der die russischen Straßen nicht so ganz vertragen hat. Der rechte Kotflügel ist locker und droht abzureißen. Die Nieten sind teilweise abgesichert. Wir befestigen alles auf Russisch, einfach mit Draht, was auch bis in die Heimat hält. Das rote Schlusslicht hat die vielen Schlaglöcher nicht ohne Blessur überstanden und wird bei der Gelegenheit auch gleich gesichert.



Der junge Milizionär verlässt uns um 22 Uhr an einer Autobahnabfahrt, von der aus er nur noch 5 km zu Fuß zurücklegen muss, um seine Wohnung zu erreichen.

Die weitere Reise verläuft ohne Probleme, bis auf die Tatsache, dass wir am Stadtrand von Brest gegen 23 Uhr doch noch einmal Strafe zahlen „dürfen“. In Weißrussland ist es üblich, die Autobahn während der Dunkelheit bis auf einen einspurigen Durchlass abzusperren. Was wir grundsätzlich an jedem Polizeiposten, der alle 40 bis 60 km eingerichtet ist, antrafen. Mitten auf der Straße, ist ein Stoppschild angebracht. Davor muss man anhalten und warten bis der Posten ein Zeichen zur Weiterfahrt gibt. Fährt man ohne ein Zeichen des Wachpostens nach 2 bis 3 Minuten Wartens los, dann hat man in den Augen des Postens das Stoppschild überfahren, und muss Strafe zahlen. Da uns diese russischen Gepflogenheiten hinlänglich bekannt sind, halten wir natürlich geduldig am Stoppschild an. Der Posten betrachtet unsere Fahrzeuge, gibt aber kein Signal zur Weiterfahrt, sondern kommt an unser Wohnmobil. Wir haben alle Vorschriften eingehalten. Eigentlich kann er nichts beanstanden. Doch er sucht nach einem Grund, um uns trotzdem Geld abnehmen zu können. Zuerst fragt er uns nach einem Warndreieck. Als wir dieses vorweisen können, fragt er uns nach einem Verbandskasten. Auch den können wir selbstverständlich vorzeigen. Fast schon gibt er geknickt auf, doch da fällt ihm ein, nach einem Feuerlöscher zu fragen, den wir, da in Deutschland nicht erforderlich, allerdings nicht zur Hand haben. Resultat: für 30 Mark Strafe, ohne Quittung, direkt in die Hosentasche des Polizisten, dürfen wir ungehindert weiterfahren.

Da wir nun keine Waren mehr an Bord haben, fahren wir zum Grenzübergang Terrespol, den wir um 23.20 Uhr erreichen. Es erwartet uns das gleiche Spiel, wie bei der Einreise. Nachdem wir in 30 Minuten drei Kontrollstellen passiert haben, werden wir mit der Begründung abgewiesen, es gebe keine Datenverbindung per Computer mit dem Grenzübergang Kukuryki. Weil wir in Kukuryki eingereist sind, müssten wir dorthin fahren, um da auch wieder auszureisen.

Unser Treibstoff geht zur Neige. Auf meine Frage, wo ich noch Dieseldieselkraftstoff bekomme, heißt es. in ganz Brest gebe es heute Nacht keinen Diesel mehr. Wir fahren also in der Ungewissheit aus der Stadt, ob unser Fahrzeug nicht mangels Benzin stehen bleibt. Aber wir haben Glück. An der Autobahn ist eine neue Tankstelle in Betrieb genommen worden und wir bekommen doch noch Dieseldieselkraftstoff. Erleichtert tanken wir gleich beide Fahrzeuge voll.

## Rückkehr in die Freiheit

Um 0.30 Uhr am Samstag, den 17. Oktober, kommen wir am Grenzübergang Kukuryki an und finden einen sechs Kilometer langen LKW-Stau vor. Wir fahren daran vorbei bis zum Eingang des Zollhofs, wo uns der Posten mit der Frage begrüßt: „Habt Ihr auch humanitäre Hilfe für uns?“ – Wir haben wirklich nichts mehr und verneinen. – „Ja, dann stellt euch mal hinten an. Die Wartezeit beträgt ungefähr 40 bis 50 Stunden. Aber wenn Ihr mir ein kleines Honorar zahlt, bringe ich euch in 30 Minuten hier durch.“ – Wir zahlen.

Tatsächlich haben wir nach 30 Minuten alle notwendigen Zollformalitäten hinter uns. Trotzdem benötigen wir noch einmal zwei Stunden, um die restlichen weißrussischen Grenzkontrollen zu passieren. Wir verlassen dieses Land am 17. Oktober um 3.50 Uhr in der Nacht. Mehr als fünf Stunden haben wir für den russischen Teil der Grenze gebraucht, um Weißrussland verlassen zu können.

Weitere 4 Stunden verbringen wir ohne ersichtlichen Grund an der polnischen Grenzseite. Die Ampel für den Grenzübergang zeigt rot an. Für uns sieht es so aus, als ob hier nachts der Betrieb auf Sparflamme läuft. Da nur wenige Fahrzeuge abzufertigen sind, sind auch nur wenige Zollbeamte im Dienst. Als die Tagschicht morgens ihren Dienst antritt, werden wir zügig in wenigen Minuten abgefertigt. Endlich um 8 Uhr morgens, dürfen wir nach Polen einreisen. Augenblicklich haben wir das Gefühl wieder in „Freiheit“ zu sein. Wir steuern den nächsten Parkplatz an. Er liegt wunderschön, in einem Laubwäldchen. Nach einem ausgiebigen Frühstück haben wir alle das Gefühl, die wiedererlangte Freiheit genießen zu müssen, was darin zum Ausdruck kommt, dass „unsere“ Frauen, Christine und Katja, aber auch die Jugend, Mario und Sebastian, nicht weiterfahren wollen, bevor sie sich nicht geduscht und Haare gewaschen haben. Genügend Wasser ist ja vorhanden, warum also nicht? Wir „Männer“ vertreten uns in der Zwischenzeit im Wäldchen die Beine, genießen die klare Herbstluft, halten Manöverkritik ab und inspizieren die Fahrzeuge. Danach wird im Wohnmobil „rein Schiff“ gemacht. Uns kommt es so vor, als müssten wir die ganze Beklemmung und den ganzen Druck der vergangenen Tage abwaschen, wegwaschen, auslegen. Um 11 Uhr treten wir fröhlich, entspannt die Weiterfahrt an.

Ohne weitere Probleme erreichen wir am Sonntagmorgen um 7.30 Uhr Flensburg. Endlich eine warme Dusche und ein kuscheliges Bett!

## Zusammenfassung

Bei den Grenzübertritten sind wir bedroht und erpresst worden und alles geschah, in unseren Augen, mit Genehmigung bzw. Duldung des Staates.

Wie uns das Auswärtige Amt schon vor unserer Fahrt mitgeteilt hatte, brauchten wir keine Angst vor Überfällen durch die Russenmafia zu haben, aber wir sollten mit Übergriffen durch die Staatsorgane rechnen. Genau das ist eingetroffen. Wir wurden nach unserer Rückkehr gefragt, ob wir noch einmal diese Strapazen und Ungewissheiten auf uns nehmen und erneut einen Hilfstransport nach Russland durchführen würden? Die Antwort ist eindeutig: Ja.

Die Freude der Menschen, ihre Herzlichkeit, die landesweite, unverschuldete Armut der Bevölkerung, die Not und Entbehrung, in der die Menschen dort Jahr für Jahr leben müssen, die großzügige Gastfreundschaft, die Offenheit mit der wir empfangen wurden, das Lachen der Kinderaugen, entschädigt für alles. Wenn man die Not der Bevölkerung, den Kampf um das tägliche Brot sieht, dann ist es eigentlich schon eine Verpflichtung weiterzumachen.

Wir hatten mit Armut gerechnet, aber dass die Menschen dort regelrecht hungern müssen, das hat uns zutiefst betroffen gemacht. Uns beschäftigt vehement die Frage: Wie sollen sie den bevorstehenden Winter überstehen?

So wie wir denken auch viele andere! Auch sie geben nicht auf und machen weiter. Was bedeutet es schon, eine Woche Geduld zu üben beim langen Warten und Verhandeln oder Müdigkeit und Frieren im Vergleich zu den russischen Menschen, die immer mit oder in ihrem Dilemma leben müssen. Wir sitzen nach einer Woche wieder in einer warmen Stube, haben ein kuscheliges Bett und brauchen uns keine Gedanken zu machen, woher wir zu essen bekommen.

Außerdem traten die Schikanen und Probleme hauptsächlich in Weißrussland auf. Als wir die Grenze zur Russischen Föderation überschritten hatten, war weitgehend alles in Ordnung.

Was unbedingt auch erwähnt werden muss, ist die Tatsache, dass wir nirgends, zu keinem Zeitpunkt, Ressentiments uns Deutschen gegenüber begegnet sind! Auch die Kriegsgeneration hat uns gegenüber immer wieder betont, wie gut die meisten deutschen Soldaten während des Krieges in dem Gebiet dort gewesen sind. Es gibt keinerlei Hass, sondern eine überwältigende Gastfreundschaft. □



## NEUES AUS DEM WB III: INTENSIVIERUNG DER MITGLIEDERWERBUNG ANGESTREBT

### „Jeder bringt einen mit“

In der harmonischen Umgebung des Hauses „Maria in der Aue“ in Wermelskirchen im Bergischen Land fand die diesjährige Wehrbereichskonferenz der GKS im Wehrbereich III statt. Stabsfeldwebel Johann A. Schacherl konnte mit Freude den Bundesvorsitzenden der GKS, Oberst Karl-Jürgen Klein, den Katholischen Wehrbereichsdekan III, Prälat Rainer Schadt, den Bundesgeschäftsführer der GKS, Hauptmann a.D. Günter Hagedorn, und den Katholischen Standortpfarrer Ahlen, Rainer Brouwers willkommen heißen. Einer kurzen Erläuterung zum Tagungsprogramm schloss sich sofort ein reger Erfahrungsaustausch mit zahlreichen konstruktiven Gesprächen an.

Nach einem Morgenlob verbunden mit der Gratulation an Dekan Rainer Schadt zum 17. Jahrestag seiner Priesterweihe gingen die Tagungsteilnehmer „in medias res“. Während die mitangereisten Frauen an einem ganztägigen Seminar unter der Leitung von Major Bernhard Fischer zur Thematik „Politik und Islam“ teilnahmen, wurden die Kinder durch Magnus Zieger und Stephanie Schacherl bestens betreut: Spiele, Spaß und Lachen standen bei den Kleinen im Vordergrund.

Nachdem eine große Kerze mit GKS-Aufdruck symbolisch für die ruhige, sachliche und kontinuierliche Arbeit in diesem Gremium angezündet worden war, begann das eigentliche Programm der Konferenz mit einem Bericht des Geschäftsführers der GKS im Wehrbereich III, OStFw a.D. Gerold Rückert. Besonders Wert legte er darauf, dass alle Kreise rechtzeitig ihre geplanten Vorhaben für das kommende Jahr anmelden. Als Termin hierfür gab er den 1. Dezember bekannt. Die Ergebnisse werden gesammelt, in einer Übersicht zusammengefasst und allen Kreisen im Wehrbereich zur Kenntnis gebracht. Auch ein reger Austausch der benachbarten Kreise untereinander sei unabdingbar, so der Geschäftsführer, um alle vorhandenen Kapazitäten auszuschöpfen und somit die Angebotsbreite zu erhöhen. Die Berichte aus den einzelnen Kreisen im Wehrbereich schlossen sich an.

Nach der Wiederwahl in seiner Funktion als Vorsitzender und auch seines Stellvertreters im Wehrbereich für die kommenden zwei Jahre folgte ein ausführlicher Bericht von Stabsfeldwebel Schacherl. „Ich bin zufrieden, mit dem was wir erreicht haben. Dafür gilt allen Beteiligten

mein besonderer Dank“, begann er seinen Rechenschaftsbericht. In allen 17 GKS-Kreisen – davon zehn mit gewählten Vorständen, sechs mit Ansprechpartnern und einem Einzelmitglied im Standort Mönchengladbach – sei ausgezeichnete Arbeit geleistet worden. Lediglich zwei Standorte (Düsseldorf und Kalkar-Emmerich) seien noch vakant; mehrere Kreise befänden sich im Aufbau. Der Vorsitzende konnte auf ein umfangreiches Programm mit einem prall gefüllten Terminkalender im vergangenen Jahr zurückblicken. Besonders Wert legte er auf die Intensivierung der Mitgliederwerbung. Daher gab er die Parole „Jeder bringt einen mit“ in der Hoffnung aus, die Mitgliederzahlen bis zur nächsten Wehrbereichskonferenz im kommenden Jahr zu verdoppeln. Dabei soll aber stets versucht werden, ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Alt und Jung zu wahren. In diesem Zusammenhang wies er auch nachdrücklich auf den Förderkreis der GKS (FGKS) hin.

Der Wehrbereichsdekan III, Prälat Rainer Schadt, dankte den Anwesenden zunächst für die ausgezeichnete Zusammenarbeit. Auch er konnte auf ein ereignisreiches Jahr zurückblicken. Nachdem er kurz auf die personellen Veränderungen, die sich im kommenden Jahr abzeichnen, eingegangen war, sprach er vor allem über die Arbeit der Katholischen Militärfarrer bei den in den Krisengebieten eingesetzten Soldaten und Truppenteilen. Bedingt durch die Tatsache, dass die „Stehzeit“ der Militärggeistlichen mit der notwendigen Vor- und Nachbereitung etwa acht bis neun Monate andauerten, ergäben sich als Konsequenz daraus natürlich „Quasi-Vakanzen“ für die betroffenen Seelsorgebereiche. Er zeigte diese Problematik anhand einiger aktueller Beispiele auf. Er bat deshalb die Delegierten und Ansprechpartner der GKS in eben diesen Standorten zusammen mit den Pfarrgemeinderäten während der Vakanzen „kräftig mit anzupacken“.

Der Bundesvorsitzende der GKS, Oberst Karl-Jürgen Klein, stellte den neuen Delegierten die Strukturen





und die Gremien der GKS vor und bat weiterhin um Unterstützung auf allen Ebenen. Insbesondere ging er auf die aus seiner Sicht notwendige Verbesserung und Intensivierung der Presseberichterstattung ein. Sowohl das Verbandsorgan „AUFTRAG“ als auch der „Kompass“ eigneten sich hierfür sehr gut. Jedoch sollten auch die Möglichkeiten der Veröffentlichungen in den Pfarrbriefen und ähnlichen Medien „ins Auge gefasst werden“. Im weiteren ging er auch auf die jeweils Verantwortlichen an der Basis der GKS ein. „Es wird von den zahlreichen und durchweg ehrenamtlichen Mandatsträgern und Helfern/-innen in der GKS sehr viel Freizeit, Geist und eine gesunde innere Einstellung im Sinne des Erreichens unserer gemeinsamen Ziele verlangt und auch stets eingebracht. Hierfür gilt mein ganz besonderer Dank“, so Oberst Klein.

Schließlich berichtete StFw Frank Hübsche aus der aktuellen Ar-

beit des Vorstands der Zentralen Versammlung (ZV) im Jurisdiktionsbereich des Katholischen Militärbischofs, dem er als Delegierter der ZV im Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) angehört.

Ein unterhaltsamer Abend in der Kellerschänke des Hauses „Maria in der Aue“ schloss sich an. Mit einem gemeinsamen Familiengottesdienst, der in Konzelebration von Dekan Schadt und Pfarrer Brouwers stattfand, ging das dreitägige Programm der Wehrbereichskonferenz zu Ende. „Es war arbeitsintensiv, produktiv in den erzielten Ergebnissen für die Delegierten und Ansprechpartner, erlebnisreich für die Kinder, interessant für die mitgereisten Frauen und gleichermaßen erholsam für Körper und Geist aller“, resümierte Schacherl zufrieden die Veranstaltung. Die nächste Wehrbereichskonferenz ist vom 26. bis 28. Mai 2000 an gleicher Stelle geplant.

(Wilfried Puth)



GKS-Vorstand im Wehrbereich III bestätigt. Der Vorsitzende der GKS im Wehrbereich III, Stabsfeldwebel Johann A. Schacherl, und sein Stellvertreter, Major Artur Ernst, wurden bei der diesjährigen Wehrbereichskonferenz im Haus „Maria in der Aue“ in Wermelskirchen ohne Gegenstimme wieder gewählt. Als Wahlleiter freute sich der Bundesvorsitzende der GKS, Oberst Karl-Jürgen Klein, ein so einstimmiges Votum für die in ihrem Amt bestätigten Mandatsträger bekannt geben zu können. Nach der Gratulation dankte Oberst Klein StFw Schacherl und Major Ernst für die bisher geleistete Arbeit und ermunterte sie, sich weiterhin für das Erreichen der gesetzten Ziele der GKS einzusetzen. „Sie haben viel bewegt. Sie werden mit ihren Fähigkeiten und ihrem Geschick in den kommenden zwei Jahren in ihren Funktionen wieder viel planen und umsetzen. Darauf freue ich mich“, so Oberst Karl-Jürgen Klein. Selbstredend, dass sich sowohl Stabsfeldwebel Schacherl als auch Major Ernst für das Votum bedankten und es zugleich als Auftrag für ihre künftige Arbeit in der kommenden Wahlperiode auffassten.

(Text: W. Puth, Foto: Schacherl)

## LESERBRIEF

### Das „Mordauto“ von Sarajevo

Sehr geehrte Redaktion,  
im Auftrag Nr. 235/1999 veröffentlichten Sie auf Seite 78 einen Beitrag von Prof. Dr. Wolfgang Altendorf mit dem Titel: „Das Attentat in Sarajevo und das Schicksal des ‘Mordautos’“.

Der in dem Artikel „Das Mordauto“ dargestellte weitere Weg des Fahrzeugs nach dem Attentat ist, meiner Ansicht nach, nicht korrekt.

Nach meiner Kenntnis wechselte dieses Auto nicht häufig den Besitzer, es wurde auch nicht als Postauto genutzt und vor der Verschrottung wurde es ebenfalls bewahrt.

Nach dem Attentat wurde der Wagen sichergestellt und nach Wien gebracht.

Wen einmal der Weg nach Wien führt, der sollte das Heeresgeschichtliche Museum aufsuchen. Dort kann – neben anderen hervorragenden Exponaten – der Wagen des Thronfolgers mit den vom Attentat herrührenden Einschusslöchern und auch seine Uniform, die er an diesem Tag trug, besichtigt werden.

Walter Schrader, Hptm  
24392 Süderbrarup

#### Anmerkung der Redaktion:

Prof. Dr. Altenburg stützt sich in seinem Artikel über das „Mordauto“ (AUFTRAG 235, S. 78) auf einen Beitrag in der Zeitschrift „Chronik“, S. 126, vom Juli 1926 ab. Man könnte seinen Bericht um den Halbsatz ergänzen: „... und kam dann nach Wien, wo es heute im Heeresgeschichtlichen Museum zu besichtigen ist.“

Das „Mordauto“, fotografiert von  
Walter Schrader im Heeresgeschichtlichen Museum in Wien





## Tschechien – NATO – Bundeswehr

Zurückgekehrt in die Mitte Europas – darüber sprach im Geistlichen Forum auf der Hardthöhe am 6. Mai 1999 auf Einladung des GKS-Kreises Bonn der stellvertretende Verteidigungsattaché der Tschechischen Republik, Major i.G. Milan Vana. Der Diplomat äußerte sich erstmals als NATO-Mitglied.

Vana nannte vier Hauptgründe, warum sein Land auf die NATO-Zugehörigkeit gedrängt habe: Die europäische Geschichte, die weltpolitische Lage, Sicherheitsbedürfnisse und die wirtschaftliche Entwicklung. Von Prag aus wurde früher einmal Europa regiert. Dort steht die älteste europäische Universität nördlich der Alpen. Noch heute führe Tschechien die Wappen der „Drei Länder der Böhmisches Krone“.

Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus suchte das Land für die Zukunft gutnachbarliche Beziehungen und Sicherheit in der transatlantischen Partnerschaft. Von 200.000 Soldaten im Jahr 1989 wurden die Streitkräfte auf heute 55.000



Mann reduziert. Tschechien liege unter den Obergrenzen aller internationalen Rüstungsvereinbarungen. Die Truppen ständen auch nicht mehr an der Grenze zu Bayern, sie seien landesweit disloziert, so Vana.

Bis zum Jahr 2005 werden Militär-Elektronik, Fernmeldewesen und Führung, Flugabwehr, Logistik und Ausbildung den NATO-Standards

entsprechen. Ab 2003 werde Tschechien der NATO eine Brigade für die schnellen Krisenreaktionskräfte unterstellen. Rund hundert tschechische Stabsoffiziere würden im NATO-Hauptquartier gleichberechtigt Dienst tun. Und für 1999 seien mehrere größere Übungen gemeinsam mit der Bundeswehr geplant.

(Woitzek)

## TERMINE 1999 / 2000

10.08.	Redaktionsschluss AUFTRAG 237	01.-05.11.	GKS-Akademie Oberst Helmut Korn in Fulda	01.05.-06.05.	40. WdB in der Kollping Familienferienstätte am Kummerower See
05.09.	Männerwallfahrt WB II in Germershausen	10.11.	Redaktionsschluss AUFTRAG 238		
06.09.	EA GKS in Bonn	15.11.	EA GKS in Bonn	26.-28.05.	Vorbereitungsseminar für den 94. Deutschen Kath. Tag in Waldbröl
13.09.	SA InFü Bonn	18.11.	AGKOD-Deleg-Konf		
15.09.	70. GebTg MilBischof	18./20.11.	ZdK-Vollversammlung	31.05.-04.06.	94. Kath.Tag Hamburg 2000
20.-24.09.	AMI-Konferenz in Österreich	19.-21.11.	AK/WB-Konf WB II in Wörthhausen	14.-18.06.	Seminar 3. Lebensphase in Cloppenburg
01.-03.10.	BV GKS in Würzburg	29.11.	SA InFü Bonn	18.-22.10.	Seminar 3. Lebensphase in Nürnberg
08.-10.10.	AK/WB-Konf WB I auf Nordstrand	<b>2000</b>		12.-15.11.	AMI-Konferenz in Rom
18.10.	Sa InFü Bonn	20.01.	Internat. Soldatengottesdienst zum Weltfriedenstag im Kölner Dom	15.-22.11.	Internationale Rom-Wallfahrt der Militärseelsorge zum Hl. Jahr
20.-24.10.	Seminar 3. Lebensphase in Nürnberg	28.01.	JEmpfang MGv für Vorst ZV und EA GKS in Bonn		
23.10.	Vorstand ZV in Bonn	15.-19.03.	Seminar 3. Lebensphase in Nürnberg		

Verwendete Abkürzungen: AGKOD – Arbeitsgemeinschaft Katholischer Organisationen Deutschlands, AK – Arbeitskonferenz des Wehrbereichsdekans, AMI – Apostolat Militaire International, BuKonf – Bundeskonferenz, BV GKS – Bundesvorstand der GKS, EA – Exekutivsausschuss, GKMD – Gemeinschaft der katholischen Männer Deutschlands, IS – Internationaler Sachausschuss, MGv – Militär-generalvikar, SA InFü – Sachausschuss „Innere Führung“, SA S+F – Sachausschuss „Sicherheit und Frieden“, SA KI – Sachausschuss „Konzeption und Information“, WB – Wehrbereich, WdB – Woche der Begegnung, ZV – Zentrale Versammlung



# Es gibt keine „katholische“ Betreuung von Soldaten, nur das Ergebnis zählt

## Aktiver Soldat zum stellvertretenden Vorsitzenden der KAS gewählt



**D**ie Schwerpunkte ihrer Aufgaben setzt die Katholische Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung (KAS e.V.) sowohl in der Betreuung von Soldaten und ihren Angehörigen bei Auslandseinsätzen als auch in den neuen Bundesländern. Wo immer möglich, vor allem im Einsatzraum Balkan, geschieht dies in enger ökumenischer Zusammenarbeit mit der evangelischen Schwesterorganisation EAS, so lautete das Fazit des Rechenschaftsberichts des Vorsitzenden, Generalleutnant a.D. Winfried Weick, bei der Mitgliederversammlung der KAS am 19. Mai 1999, in Bonn.

Übereinstimmung bestand darin, dass dem strukturellen Atheismus in den neuen Bundesländern nicht mit missionarischem Eifer, sondern nur mit Geduld und überzeugender persönlicher Haltung begegnet werden könne. Es gebe keine „katholische“ oder „evangelische“ Betreuungsarbeit, nur das Ergebnis zähle. MdB Christa Reichard, CDU Dresden und als Beisitzerin neu in den Vorstand der KAS gewählt, forderte KAS und EAS auf, durch enge Kontakte zu den zivilen Kirchengemeinden in den neuen Bundesländern Mißverständnisse und Vorbehalte gegen Militärseelsorge als „Kirche unter Soldaten“ abzubauen.

Die Mitglieder der KAS machten auch deutlich, dass der Betreuung von Soldatenfamilien in der Vorbereitung, während und nach Auslandseinsätzen noch größere Aufmerksamkeit geschenkt und Hilfen bei der Bewältigung von Krisen angeboten werden müssen.

Bei den Wahlen zum Vorstand wurde Generalleutnant a.D. Winfried Weick (61) im Amt bestätigt. Zum Stellvertretenden Vorsitzenden wurde mit Stabsfeldwebel Frank Hübsche (49) erstmals ein aktiver Soldat in dieses Amt gewählt. Hübsche löst Oberst a.D. Hans Georg

Marohl (75) aus Köln ab, der nach sechs Jahren in dieser Funktion einem Jüngeren Platz gemacht hat.

### Die Katholische Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung e.V.

Die KAS ist eine 1956 gegründete freie Initiative von Katholiken in der Gesellschaft. Sie ist ein selbständiger und gemeinnütziger Verein, der im einvernehmlichen Auftrag mit der katholischen Kirche und der Bundesrepublik Deutschland Möglichkeiten einer sinnvollen, gemeinschaftsfördernden Freizeitgestaltung für Soldaten schafft.

Mitglieder der KAS sind katholische Organisationen und Verbände – darunter das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK), der Deutsche Caritasverband, der Bund Deutscher Katholischer Jugend

(BDKJ) und die Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) – sowie Einzelpersonlichkeiten des öffentlichen Lebens. Zunächst richtete die KAS vorrangig feste Soldatenfreizeitheime ein (gegenwärtig werden 19 SFH von der KAS betrieben). Nach der deutschen Einheit weitete sie im Rahmen einer flexibleren „Offenen Betreuung“ ihre Betreuungsangebote in die neuen Bundesländer aus. Darüberhinaus wurden in Anpassung an die sich ändernden Einsatzbedingungen der Bundeswehr eigenständige Programme zur Betreuung bei Auslandseinsätzen sowie für Soldatenfamilien geschaffen.

Die KAS arbeitet eng mit der evangelischen Schwesterorganisation EAS und der European Christian Homes Organizations for the Services (E.C.H.O.S.) zusammen. (PS/KAS)



**Der neue Vorstand der KAS e.V. Bonn (v.l.n.r.):** • Detlef Warwas, Geschäftsführer der KAS e.V., Bonn • Oberstleutnant Jobst Schulze-Büttger, Koblenz (Beisitzer) • Christa Reichard, MdB Dresden (Beisitzer) • Dr. jur. Lothar Weber, Bonn (Beisitzer) • Generalleutnant a.D. Winfried Weick, Bonn (Vorsitzender) • Oberst a.D. Hans Georg Marohl, Köln (Beisitzer) • Militärdékan Prälat Georg Kestel, Kath. Militärbischofsamt Bonn, und • Militärdékan Prälat Rainer Schadt, Lt. Militärggeistlicher im Wehbereich III Düsseldorf (beide Mitglied von Amts wegen) • Hauptmann Dieter Scholle, Friedberg (Beisitzer) • Stabsfeldwebel Frank Hübsche, Waldbröl (Stellv. Vors.) (Foto: PS)



**Achmann, Dr. Klaus**  
Oberst und Amtschef des Amtes für Studien und Übungen der Bundeswehr in Waldbrohl; Vorsitzender des Sachausschusses „Sicherheit und Frieden“ der GKS.

**Altendorf, Prof. Dr. Wolfgang**  
Gründer der Altendorf-Stiftung in Freudenstadt/Schwarzwald, Publizist, gelegentliche Beiträge im AUFTRAG.

**Böhler, Volker W.**  
Oberst, Kommandeur Flugabwehrraketengeschwader 2 in Mecklenburg-Vorpommern; Mitglied des Vorstandes der Zentralen Versammlung der Katholischen Soldaten. Von 1992 bis 1995 Leiter eines Militärattaché-Stabes für die Länder Syrien, den Libanon und Jordanien.

**Brandt, Prof. Dr. Hans Jürgen**  
Universitätsprofessor für christliche Gesellschaftslehre an der Universität der Bundeswehr in München

**Görlich, Joachim Georg**  
Magister, freier Journalist, Schwerpunkt mittel- und osteuropäische Gesellschaften. Publiziert häufig u.a. in „Die Tagespost“ und AUFTRAG.

**Leder, Prof. Dr. Gottfried**  
Mitglied im Beirat der Inneren Führung, Mitglied des Diözesanrates Hildesheim und des ZdK.

**Nabbefeld, Prälat Jürgen**  
Militärgeneralvikar und Leiter des Katholischen Militärbischofsamtes, Bonn.

**Overmann, Pater Michael**  
Mitglied der Ordensgemeinschaft der Salvatorianer; Dipl. Sozial-Pädagoge u. Dipl. Theologe; Pfarrer für den Bundesgrenzschutz in Berlin.

**Roth, Prof. Dr. Paul**  
Professor für Politikwissenschaft an der Bundeswehruniversität München; seit 1990 im Ruhestand.

**Schrader, Walter**  
Hauptmann beim Lufttransportgeschwader in Rendsburg, als Vorsitzender der GKS im Wehrbereich I Mitglied im Bundesvorstand.

**Schütz, Norbert M.**  
Kapitän zur See a.D., Gründungsmitglied des Königsteiner Offizierkreises (KOK), langjähriger Vorsitzender des GKS-Kreises Bonn, Mitglied im Sachausschuss „Sicherheit und Frieden“ der GKS.

**Stuff, Eckhard**  
Journalist; am Sender Freies Berlin zuständig für die Aus- und Weiterbildung des Nachwuchses und der Mitarbeiter. Veröffentlichungen in AUFTRAG.

**Theis, Prälat Walter**  
Militärdekan, Leiter des Referats „Kirche und Gemeinde“ im Katholischen Militärbischofsamt, Geistlicher Beirat der GKS auf Bundesebene.

## GEFUNDEN: Wut auf die 68er-Generation

Seit 1972 sind die 68-er in Scharen in die SPD eingetreten und verteidigen seitdem konsequent und erfolgreich alle Schlüsselpositionen gegen die nachwachsende Generation, meint Andrea Nahles (28), MdB (SPD) und Vorsitzende der Jusos. Ihr Fraktionskollege Hans-Peter Bartels pflichtet ihr verbittert bei:

„Der innerparteiliche Durchmarsch der Enkel war total. Sie sehen immer noch gut aus, sind fit und genussfähig, graumeliert, bei jeder Mode dabei und inzwischen mit jüngeren Frauen verheiratet. Aber was es wirklich bedeutet, jung zu sein, das glauben sie immer noch selbst am besten zu wissen.“ (KNA)

Erhalten Sie die Zeitschrift AUFTRAG regelmäßig? — Gibt es Probleme mit der Zustellung?

Stimmt Ihre Anschrift nicht oder hat sich Ihre persönliche Situation (Umzug, Versetzung, Dienstgrad, Pensionierung ...) geändert?

Mitgliedern des Fördervereins der GKS (FGKS) wird AUFTRAG als Einzelexemplar ins Haus gesandt.

Füllen Sie den untenstehenden Abschnitt aus und schicken Sie ihn im Fensterumschlag an die eingetragene Adresse

Bitte senden Sie die GKS-Zeitschrift AUFTRAG an die folgende Anschrift:

Name:

Vorname:

Dienstgrad/Titel:

Straße, Hausnummer:

PLZ, Ort:

Redaktion AUFTRAG  
c/o Paul Schulz  
Postfach 37 68

51537 Waldbrohl

Bitte ankreuzen: Ich bin

- ☐ Mitglied im FGKS
- ☐ möchte Mitglied im FGKS werden
- ☐ Vorsitzender im GKS-Kreis in .....
- ☐ Ansprechpartner der GKS in .....
- ☐ Mitglied im Sachausschuss .....





## IN VERANTWORTUNG VOR GOTT UND DEN MENSCHEN

WELCHES LEITBILD PRÄGT DEN SOLDATEN AN DER JAHRTAUSENDWENDE

### 7. Seminar der GKS-Akademie Oberst Helmut Korn zum Selbstverständnis katholischer Soldaten vom 1. bis 5. November 1999

#### Einstimmung

Die Gemeinschaft Katholischer Soldaten und das Bonifatiushaus Fulda laden zum 7. Seminar der GKS-Akademie Oberst Helmut Korn ein, das vom 1. bis 5. November 1999 in Fulda stattfindet.

Mit dem Thema

„IN VERANTWORTUNG VOR GOTT UND DEN MENSCHEN

~~SINN – IDENTITÄT – ETHIK~~“

stellt sich die GKS einerseits den Gefährdungen des Soldatenberufes durch eine technokratische Perfektionierung. Andererseits will sie den Perspektiven und Chancen nachspüren, die sich aus den vielfältigen neuen Aufgaben der Bundeswehr ergeben. Dazu müssen vor allem die militärischen Führer die geistig-sittlichen Grundlagen unserer Gesellschaftsordnung kennen und sich an sittliche Werte gebunden wissen. So sollen Fragen der Ethik für den soldatischen Dienst allgemein, für Führungsverhalten und Führungsverantwortung, der geistig-geistlichen Vorbereitung von Einsätzen und Bewältigung von kritischen Situationen gestellt und aus unterschiedlicher Sicht beantwortet werden.

Eingebunden in das Seminar wird ein Ausflug ins Fränkische mit Begegnungen und Gesprächen über den Zaun hinweg, diesmal mit dem Benediktiner Pater Anselm Grün im Kloster Münsterschwarzach und mit Ange-

hörigen der evangelischen Kommunität Schwanenberg im ökumenisch-reformierten Zentrum Kasteller Ring, welche die benediktinische Tradition und Lebensweise in der protestantischen Kirche lebendig hält.

Die Akademie Oberst Helmut Korn ist eine 1987 gegründete Einrichtung der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS). Sie findet alle zwei Jahre jeweils Anfang November statt. Ihr Ziel ist es, vor allem jüngeren Offizieren und Unteroffizieren Wege durch das Spannungsfeld zwischen Beruf und Politik, Führungsverantwortung und Ethik aufzuzeigen.

Die Akademie ist nach dem Mitbegründer und geistigen Vater der GKS, Oberst Dr. Helmut Korn (†1983), benannt. Sie wird vom Ehrenbundesvorsitzenden der GKS, Oberstleutnant a.D. Paul Schulz, geleitet. Schirmherr der GKS-Akademie ist Generalleutnant Edgar Tröst, Stellvertreter des Generalinspektors der Bundeswehr, der wissenschaftliche Begleiter ist der Direktor des Bonifatiushauses, Dr. Antonius Gescher.

Im Bonifatiushaus, einer Bildungsstätte der Diözese Fulda, hat die GKS einen in Deutschland zentral gelegenen Ort der Begegnung gefunden, der durch die vom „Apostel der Deutschen“ begründete christliche Tradition und die damit verbundene geistig-geistliche Aufgeschlossenheit bestimmt ist.

#### Programm

##### Montag, 1. November (Allerheiligen)

bis 14.30 Uhr Anreise, Kaffee

15.00 Uhr Begrüßung, Einweisung in das Seminar

15.40 Uhr „VERANTWORTUNG IN DER RISIKOGESELLSCHAFT“ Vortrag mit Aussprache: Prof. Dr. Karl Gabriel, Münster

18.30 Uhr Teilnahme am Bischofsgottesdienst im Dom zum Allerheiligenfest

##### Dienstag, 2. November (Allerseelen)

09.00 Uhr „ASPEKTE DER INNEREN FÜHRUNG AM BEGINN EINES NEUEN JAHRTAUSENDS“, Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestages Claire Marienfeld

15.00 Uhr „FÜHREN – ERZIEHEN – AUSBILDEN“, Vortrag mit Aussprache: GenMajor Karl-Heinz Lather, Befh im WB V u. Kdr 10. PzDiv, Sigmaringen



18.00 Uhr Gottesdienst zu Allerseelen in der Michaelskirche mit kulturgeschichtlich-spirituelle Deutung durch den bischöfl. Kaplan Michael Schäfer

### Mittwoch, 3. November

09.00 Uhr Vortrag mit Aussprache zum sicherheitspolitischen Thema „WAS HAT SICH VERÄNDERT? – WIE GEHT ES WEITER?“, Staatssekretär im BMVg Dr. rer.pol. Walter Stützel, Bonn

13.45 Uhr „BONIFATIUS UND DIE EUROPÄISCHE TRADITION“, Gespräch mit Domkapitular Prof. Dr. Werner Kathrein und Führung zum Bonifatiusgrab

18.00 Uhr „IN VERANTWORTUNG VOR GOTT UND DEN MENSCHEN – DER BEITRAG DER CHRISTEN ZUR ENTWICKLUNG VON WERTEN IN UNSERER GESELLSCHAFT AN DER JAHRTAUSENDWENDE“, Prof. Dr. Paul M. Zulehner, Wien, Akademieabend mit Gästen aus Bundeswehr und Gesellschaft

20.00 Uhr Empfang des Katholischen Militärbischofs DDr. Johannes Dyba

### Donnerstag, 4. November

08.15 Uhr Abfahrt zur Exkursion

10.00 Uhr Besuch der Benediktiner-Abtei Münsterschwarzach – Vortrag „MENSCHEN FÜHREN – LEBEN WECKEN“, Cellerar P. Anselm Grün

12.00 Uhr Mittagshome in der Abteikirche, Mittagessen, Führung durch das Kloster

15.00 Uhr Besichtigung des ökumenisch-reformierten Zentrums Kasteller Ring und Gespräch mit der Priorin Edith Krug über Fragen der Ökumene

anschl. Fränkischer Abend in Teilheim mit Militärdekan a.D. Werner Köster

### Freitag, 5.11.1999

08.00 Uhr Gottesdienst zum Ausklang der Akademie, *Militärgeneralvikar Prälat Jürgen Nabbefeld*

09.30 Uhr Ende des Seminars und Abreise

## Organisation

**Zielgruppe** für die Teilnahme an einem Seminar der GKS-Akademie Oberst Helmut Korn

- jüngere Offiziere und Offizieranwärter
- jüngere Unteroffiziere und -anwärter

### Anmeldung

- ab sofort möglich,  
**Termin: bis spätestens 1. September 1999**
- über den Katholischen Standortpfarrer oder den Vorsitzenden des örtlichen GKS-Kreises/Ansprechpartner der GKS oder unmittelbar an den Referenten beim Bundesvorstand der GKS:  
Oberst a.D. Jürgen Bringmann  
Breite Straße 25, 53111 Bonn  
Postfach 32 32, 53022 Bonn  
Tel: 0228-638762, Fax: 0228-638763  
eMail: ONDILO-GKS-AMI@t-online.de
- soll folgende Angaben enthalten: Name, Vorname, Geb. Datum, Dienstgrad, Truppenteil/Dienststelle mit Anschrift, Privatanschrift, Tel/Fax.
- wird entsprechend ihres Eingangs und der Zugehörigkeit zur Zielgruppe berücksichtigt. Kann eine Anmeldung z.B. aus Platzgründen nicht angenommen werden, erfolgt unverzüglich eine Benachrichtigung durch die Bundesgeschäftsstelle.

**Kostenbeitrag:** Für Unterkunft und Verpflegung wird der für Veranstaltungen der Militärseelsorge übliche, gestaffelte Tagessatz für 4 Tage erhoben:

– Wehrsoldempfänger	4 x 9,00	= DM 36,00
– bis Bes.Grp A8	4 x 13,00	= DM 52,00
– Bes.Grp A9–A12	4 x 20,00	= DM 80,00
– Bes.Grp A13–A15	4 x 24,00	= DM 96,00
– ab Bes.Grp A16	4 x 33,00	= DM 132,00

Eine Teilnehmergebühr wird nicht erhoben.

Der Eigenanteil ist beim Eintreffen am Seminarort zu entrichten. Sollten Sie Ihre Anmeldung kurzfristig – d.h. nach dem 01.10.1999 – zurückziehen, muß der Veranstalter eine Ausfallgebühr in Höhe des Eigenanteils in Rechnung stellen. Diese kann durch Teilnahme einer von Ihnen benannten Ersatzperson vermieden werden.

### Hinweis auf Urlaubsregelung:

Das 7. Seminar der GKS-Akademie Oberst Helmut Korn ist eine Veranstaltung der Katholischen Militärseelsorge. Sonderurlaub kann gem. Ausführungsbestimmungen der Soldatenurlaubsverordnung (ZDv 14/5, F 511) Nr. 78 u. 79 Abs. 1 beantragt werden.

**An- und Abreise** soll mit der Bahn erfolgen. Für diese Veranstaltung der Militärseelsorge stellt die zuständige Truppenverwaltung eine Militärdienststrückfahrkarte 2. Kl. aus, ggf. mit IC-Zuschlägen; Verbuchung bei Kap. 1406, Tit. 53101.

Bei Benutzung von Privat-Pkw werden Fahrtkosten in Höhe einer Militärdienstfahrkarte 2. Klasse und ggf. Mitnahmeentschädigung erstattet. Die Benutzung des Privat-Pkw erfolgt auf eigene Gefahr.

**Bekleidung** während des Seminars:

Dienstanzug „Grundform“ jeweiliger TSK, weißes Hemd zum Bischofsempfang am Mittwoch.



Logo  
des  
Fuldaer  
Bonifa-  
tius-  
hauses





**Winfried Weick** (61), Generalleutnant a.D., ist in seinem Amt als Vorsitzender der Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung (KAS) bestätigt worden. Zu seinem Stellvertreter wählte die Mitgliederversammlung am 19. Mai 1999 in Bonn Stabsfeldwebel **Frank Hübsche** (49) – GKS-Ansprechpartner in Waldbröl, Mitglied des ZdK für die Zentrale Versammlung (ZV) –, der Oberst a.D. **Hans Georg Marohl** (75) ablöst, der sechs Jahre dieses Amt inne hatte. **MdB Christa Reichard**, CDU Dresden, die von der Mitgliederversammlung zur Beisitzerin gewählt wurde, will sich im Vorstand der KAS vor allem der Betreuungsarbeit in den neuen Bundesländern widmen. (Fotos: PS)



**Oberstleutnant Dipl.-Ing. Jürgen Werner**, GKS-Ansprechpartner an der Technischen Schule des Heeres/FSHT Aachen und Mitglied im Sachausschuss „Innere Führung“ der GKS, übernahm am 2. Juni 1999 als Kommandeur die Gruppe Ausbildungsunterstützung der TSH/FSHT. (Foto: Mertens)

**Pit Stenmans** (43), Leiter des Verlags Butzon und Bercker in Kvelaer, wird die künftig gemeinsam betriebene Geschäftsstelle der Arbeitsgemeinschaft Katholische Presse (AKP) und des Verbandes katholischer Verleger und Buchhändler (VKB) führen. Er ist ab 1. Juli Nachfolger von AKP-Geschäftsführer **Theo Hell** (62), der in den Ruhestand tritt, und von VKB-Geschäftsführer **Peter Kerp** (40), der für beide Verbände als Referent fungiert. Stenmans, gebürtiger Neusser, der Theologie studiert hat, war vier Jahre Verlagsleiter. Hell übernahm 1984 die AKP-Geschäftsstelle. Davor hatte er zwölf Jahre das Organisationsbüro der Deutschen Bischofskonferenz und der Gemeinsamen Synode der Bistümer in Deutschland geleitet. Seit 1988 ist der scheidende AKP-Geschäftsführer ehrenamtlicher Europa-Generalsekretär der

Katholischen Weltunion der Presse (UCIP). (KNA)

**Ursula Hansen**, bisherige Präsidentin des Katholischen Deutschen Frauenbundes (KDFB), Mitglied im ZdK und frühere rheinland-pfälzische Sozialministerin, wurde von Papst Johannes Paul II. zur „Kontur-Dame mit Stern des Ordens des Hl. Gregorius“ ernannt. Die Ärztin, Mutter von vier Kindern und CDU-Politikerin war von 1984 bis 1992 ZdK-Vizepräsidentin. Sie wirkte führend in der Congregatio-Stiftung, Aids-Hilfe und im Müttergenesungswerk mit. Zur neuen Präsidentin des KDFB wählten die Delegierten des Verbandes **Hanneliese Steichele**, Theologie-Professorin an der Kath. Fachhochschule Mainz. (KNA)

**Knuth Erbe** (29), Soziologiestudent aus Hamburg, ist neuer hauptamtlicher Bundesvorsitzender des BDKJ.

Dieses Amt war ein Jahr lang vakant gewesen, weil bei der Hauptversammlung des BDKJ 1998 kein Kandidat die erforderliche Mehrheit bei den Wahlen erringen konnte. Erbe tritt seine neue Tätigkeit erst nach Abschluss seines Studiums im Herbst 1999 an. (BDKJ)



## BUCHBESPRECHUNGEN

### Terrorismus

**Walter Laqueur: Die globale Bedrohung. Neue Gefahren des Terrorismus.** Propyläen Verlag, Berlin 1998, 376 S., DM 48,00

Lebt Mabuse? Die neue Dimension des Terrorismus steht bevor.

„Auch die blutigsten terroristischen Anschläge forderten früher nur relativ wenige Opfer. In der Nacht des 29. Dezember 1997 hingegen wurden 412 Männer, Frauen und Kinder in drei entlegenen algerischen Dörfern niedergemetzelt. Vierhundert Menschen kamen um, als eine Gruppe von Schah-Gegnern im Endstadium der iranischen Monarchie ein Kino in Abadan niederbrannte. Es gab 328 Opfer, als Sikh-Terroristen 1985 ein Air-India-Flugzeug sprengten, und 278 Menschen starben 1988 bei der Flugzeugkatastrophe im schottischen Lockerbie, für die von Oberst Gaddhafi beauftragte Terroristen verant-

wortlich waren. 241 Marineinfanteristen verloren das Leben, als Selbstmörder 1983 Bombenanschläge auf ihre Kasernen in Beirut verübten. 171 Passagiere kamen um, als libysche Abgesandte 1985 eine Bombe an Bord eines französischen UTA-Flugzeuges zündeten. Der höchste Blutzoll auf amerikanischem Boden wurde 1995 gezahlt, als 169 Männer, Frauen und Kinder bei dem Bombenanschlag auf das Federal Building in Oklahoma City starben.“

So weit nur einige Terroranschläge jüngerer Datums. Sie alle waren furchtlich, aber sie könnten in einiger Zeit schon als unbedeutend angesehen werden. Dann nämlich, wenn Terroristen mit modernen Massenvernichtungswaffen ihr Unheil verüben. So jedenfalls meint Walter Laqueur, der angesehene amerikanische Historiker. Laqueur selber hat eine bewegte Lebensgeschichte: 1921 in Breslau geboren, 1938 nach Palästina emigriert, war er schließlich im Londoner Institute of

Contemporary History und in verschiedenen amerikanischen Forschungseinrichtungen tätig. Laqueur ist heute einer der großen angelsächsischen Altmeister seiner Zunft. Mit dem Thema „Terrorismus“ hat er sich schon vor rund 20 Jahren in einem Standardwerk auseinander gesetzt. Damals sah er den Terrorismus noch als eine eher überschätzte Gefahr an. Doch seine Sicht hat sich auf Grund der Verfügbarkeit von Massenvernichtungswaffen grundlegend geändert: „In Zukunft wird es technisch möglich sein, viele Tausende oder gar Hunderttausende zu töten, von den Folgen einer anschließenden Panik gar nicht zu reden. Kurz gesagt, es ist zu einem radikalen Wandel, wenn nicht zu einer Revolution im Wesen des Terrorismus gekommen, aber diese Tatsache wird immer noch höchst widerwillig akzeptiert.“

Der Terrorismus könnte also eine neue Dimension erlangen, zu einer globalen Gefahr werden. Laqueur untersucht in



seinem neuen Buch den Terrorismus sowohl in seiner historischen Entwicklung sowie den Terrorismus mit „rechten“ und „linken“ politischen Bezügen, das Zusammenwirken von fanatischer Religion und Terrorismus, staatlichen, „exotischen“ und „Ökoterrorismus“. Er unterlässt allerdings eine präzise Definition. Das hat gelegentlich Folgen: so bleibt z. B. seine Abgrenzung nationalsozialistischer Gewalt vor der Machtergreifung vom Terrorismus unklar und etwas unverständlich. Das Entwickeln eines verbindlichen Maßstabs per Definition des Begriffes „Terrorismus“ hätte dem Buch gut getan.

Besonders spannend ist die Lektüre von Walter Laqueur's Buch dort, wo es sich der Gegenwart und der Zukunft zuwendet. So zum Beispiel, wenn Laqueur die Verbindungen von Terrorismus und organisiertem Verbrechen aufzeigt: „Ursprünglich hatten Terrorismus und organisiertes Verbrechen keine langfristigen gemeinsamen Interessen, nur gemeinsame Feinde: die Behörden und den Staat. Deshalb war – oder schien – jegliche Zusammenarbeit zwischen ihnen rein taktischen, niemals strategischen Charakters zu sein. Aber in dem Maße, wie Terroristengruppen kriminelle Aktivitäten aufnahmen, hat sich auch das organisierte Verbrechen, das anfangs nur der Bereicherung diente, immer stärker politisiert. Die Gründe liegen auf der Hand: Die am organisierten Verbrechen Beteiligten können sich auf Dauer nicht sicher fühlen, es sei denn, sie erringen politischen Einfluss und Achtbarkeit durch Kontakte zum politischen Establishment, zur Justiz und zur Polizei. Daher bildeten sich – von der amerikanischen Provinz bis hin zu sizilianischen Gemeinden – politische Strukturen heraus, auf die sich das organisierte Verbrechen stützen konnte. Seit der Globalisierung der Wirtschaft reicht es jedoch nicht mehr aus, Sympathisanten in den Behörden von Kansas City oder Palermo oder von russischen Städten zu wissen. Genau wie viele Terroristengruppen einen politischen Flügel besitzen, benötigt das organisierte Verbrechen politische Parteien oder wenigstens Pressuregroups zur Verteidigung seiner Interessen.“

Da kann einem schon eine Gänsehaut über den Rücken laufen, denn wir können davon ausgehen, dass dieser Prozess längst begonnen hat. Nicht nur auf Sizilien oder in Moskau, längst eben auch in Kansas City und Düsseldorf und Berlin und ... Oder warum wird organisiertes Verbrechen auch in Deutschland nicht gerade wirkungsvoll bekämpft, und warum konnte es ständig an Einfluss in deutschen Großstädten gewinnen?

Der Terrorismus der Zukunft könnte viele schreckliche Gesichter haben: als nuklearer Terror oder mit biologisch-chemischen Waffen, als Cyberterror usw. Die Perspektiven hierzu sind mehr als Besorgnis erregend: „Hätten die Terroristen den bei ihrem Anschlag auf das World Trade Center benutzten Lieferwagen nicht mit AFNO (Ammoniumnitrat), sondern mit

Kernmaterial gefüllt, so wäre vielleicht das gesamte untere Manhattan in die Luft geflogen. Im Herbst 1997 enthüllte General Lebed, Präsident Jelzins einstiger Sicherheitsberater, dass die sowjetische Militärindustrie in den siebziger Jahren eine beträchtliche Zahl von „Koffer-Atombomben“ für das KGB produziert habe. Es seit geplant worden, die Geräte, die ein Mann allein tragen konnte, in Kriegszeiten für Sabotageakte einzusetzen. Außerdem behauptete Lebed, dass etliche dieser einzigartigen Waffen nicht mehr aufzufinden seien.“

Sicher will Laqueur mit seinem Buch wachrütteln, auf die neue Gefahrendimension des Terrorismus aufmerksam machen. Das gelingt, trotz einiger Schwächen, die auch diesem Könnern passieren.

*Bruce Hoffman: Terrorismus – der unerklärte Krieg. Neue Gefahren politischer Gewalt. S. Fischer Verlag. Frankfurt/Main, 1999, 352 S., DM 44,00.*

Bruce Hoffman ist Terrorismusexperte der ebenso bekannten wie angesehenen RAND-Corporation. Sein Wissenschaftskollege Walter Lacqueur, ebenso wie Hoffman Fachmann auf dem Gebiet des Terrorismus, hat das neue Buch gelobt: „Bruce Hoffmans Buch ist dasjenige Werk über Terrorismus in den letzten zehn Jahren, das am besten in allgemein verständlicher und konziser Form alle wesentlichen Fakten über den Terrorismus zusammenfasst.“

Nach einem etwas zähen Versuch der Definition von Terrorismus (vor dem sich übrigens andere Autoren drücken) wird die Lektüre hochinteressant. Ausgehend von der Mutter des modernen Terrorismus, der PLO, untersucht Hoffman zunächst die Internationalisierung. Seine Schlussfolgerung hierzu: „Die PLO stellt als terroristische Bewegung wohl eine historisch einzigartige Erscheinung dar. Nicht nur war sie die erste wirklich internationale terroristische Organisation, sie hat auch stets eine weit internationalistischere Orientierung verwirklicht als die meisten anderen terroristischen Gruppen. Bis Anfang der 80er-Jahre sollen mindestens 40 verschiedene terroristische Gruppen – aus Asien, Afrika, Nordamerika, Europa und dem Nahen Osten – von der PLO in ihren Lagern in Jordanien, dem Libanon und dem Jemen und anderswo ausgebildet worden sein. Die Palästinenser verfolgten in dieser Tutorienrolle nicht nur uneigennützige Ziele. Jeder ausländische Teilnehmer an diesen Kursen musste Berichten zufolge zwischen 5.000 und 10.000 Dollar für ein sechs Wochen dauerndes Ausbildungsprogramm bezahlen. Zusätzlich wurden viele der Absolventen später für die Teilnahme an gemeinsamen Operationen mit palästinensischen Terroristen rekrutiert.“

Der Wandel der PLO zu einer internationalen Organisation mit ca. 500 Millionen Dollar Jahreserlös aus Kapitalvermögen vollzog sich unter Yassir Arafat, der

1968 zum Vorsitzenden gewählt worden war. Heute ist die PLO eine weithin anerkannte Kraft der internationalen Politik. Ein nicht unerheblicher Teil dieser Anerkennung wuchs aus der Angst vor Terror. Als Regierungspartei in der palästinensischen Nationalbehörde im Westjordanland und in Gaza muss sie sich aber mit Klagen der Bürger über Inkompetenz, Lethargie und Korruption auseinandersetzen. Eine fast normale Regierungspartei also ...

Auch auf dem internationalen Parkett ist Arafat um Anerkennung durch diplomatische Erfolge bemüht. Dafür wurden radikale Zielvorstellungen moderiert. Kritik aus den eigenen Reihen ist Arafat daher sicher: „Was wir am allermeisten befürchteten, ... ist geschehen. Unsere Bewegung ist bürokratisiert worden. Was sie an Respektabilität gewonnen hat, verlor sie an Militanz. Wir haben einen Geschmack daran gefunden, mit Regierungen und Machthabern Umgang zu pflegen.“ So die erbitterte Stellungnahme von Abu Iyad.

Mag der revolutionäre Linksterrorismus mit der PLO ergraut und teilweise gewandelt sein, so sieht Hoffman eine neue Welle durch die alte Verbindung von Religion und Terrorismus. „Ich handelte allein und auf Befehl Gottes“, sagte der junge jüdische Extremist Yigal Amir, nachdem er Yitzhak Rabin ermordet hatte. Das könnten auch islamische Terroristen für sich in Anspruch nehmen. Nach dem Ende des Kalten Krieges hat der religiös begründete Terrorismus Konjunktur: vom Anschlag auf das World Trade Center 1993 über den auf die Tokioter U-Bahn 1995 bis zu den jüngsten Terrorakten in Ägypten, Tansania und im Sudan. Gerade religiös motivierte Terrorakte sind blutig: „Für den religiösen Terroristen stellt Gewalt zuerst und vor allem einen sakramentalen Akt oder eine von Gott gebotene Pflicht dar, die in direkter Reaktion auf irgendeine theologische Anforderung oder ein Gebot erfüllt wird. Der Terrorismus erhält auf diese Weise eine transzendente Dimension, und seine Vollstrecker lassen sich infolgedessen keine Schranken durch die politischen, moralischen oder praktischen Zwänge auferlegen, die andere Terroristen beeinflussen mögen.“

Einen kritischen Blick wirft Hoffman auf das Verhältnis von Medien und Terroristen: „Terrorakte werden nur zu leicht in wichtige internationale Medienereignisse umgesetzt – und dies genau deshalb, weil sie oftmals genau zu diesem Zweck durchgeführt werden.“ Das sollte Journalisten zu denken geben.

Abschließend gibt Bruce Hoffman einen Ausblick auf vorhandene und mögliche Entwicklungen des Terrorismus: die Psychologie des Terrorismus, der Aufstieg des staatlich geforderten und des religiösen Terrorismus und der mögliche Einsatz von Massenvernichtungswaffen. Das Buch von Bruce Hoffman ist fesselnd geschrieben und gibt einen Überblick über eines der größten Probleme unserer Zeit.

(Eckhard Stuff)





### Das Kreuz der GKS

Das »Kreuz der GKS« ist das Symbol der Gemeinschaft Katholischer Soldaten. Vier Kreise als Symbol für die GKS-Kreise an der Basis formen in einem größeren Kreis, der wiederum die Gemeinschaft versinnbildlicht, ein Kreuz, unter dem sich katholische Soldaten versammeln.

### Der Königsteiner Engel

Der »siebte Engel mit der siebten Posaune« (Offb 11,15–19) ist der Bote der Hoffnung, der die uneingeschränkte Herrschaft Gottes ankündigt. Dieser apokalyptische Engel am Haus der Begegnung in Königstein/Ts., dem Gründungsort des Königsteiner Offizierkreises (KOK), ist heute noch das Traditionszeichen des GKS, das die katholische Laienarbeit in der Militärseelsorge seit nunmehr 40 Jahren begleitet.



### Impressum

AUFTRAG ist das Organ der GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS) und erscheint mind. viermal jährlich.  
Herausg.: GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN, Breite Straße 25, 53111 Bonn.  
Redaktion: verantwortl. Redakteur Paul Schulz (PS), Oberstleutnant a.D., Satz und Layout; Klaus Brandt (bt), Oberstleutnant a.D., Redakteur; Helmut Fettweis (HF), Oberst a.D., Redakteur; Oberleutnant Marco Schauff (MS), Redakteur

Zuschriften: Redaktion AUFTRAG, c/o Paul Schulz, Postfach 3768, 51537 Waldbröl, Tel: 02291-900461, Fax: 02291-911637 oder 02295-1044 (bt), e-Mail: GKS.Redaktion@t-online.de

Für unverlangte Einsendungen wird keine Haftung übernommen. Namensartikel werden allein vom Verfasser verantwortet. Nicht immer sind bei Nachdrucken die Inhaber von Rechten feststellbar oder erreichbar. In solchen Ausnahmefällen verpflichtet sich der Herausgeber, nachträglich geltend gemachte rechtmäßige Ansprüche nach den üblichen Honorarsätzen zu vergüten.  
Druck: Köllen Druck & Verlag GmbH, Ernst-Robert-Curtius-Str. 14, 53117 Bonn.  
Überweisungen und Spenden an: Förderkreis der GKS e.V., Pax Bank eG Aachen, BLZ: 391 601 91, Konto-Nr.: 1009439010.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. Nachbestellung gegen eine Schutzgebühr von DM 10,- an den ausliefernden Köllen Verlag.